

*Erlebter Stadtraum.
Eine ethnografische Untersuchung zum Ulmer Münsterplatz*

*Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades
der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät
der Eberhard Karls Universität Tübingen*

*vorgelegt von
M.A. Melanie Keding
aus Augsburg
am 15. Juni 2012*

Tag der mündlichen Prüfung: 11.12.2012

Dekan: Professor Dr. Josef Schmid

1. Gutachter: Professor Dr. Bernhard Tschofen

2. Gutachterin: Professor Dr. Alexa Färber

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung.....	2
1.1 Fragestellung.....	2
1.2 Forschungsstand.....	4
2 Profil der Untersuchung.....	19
2.1 Der Ulmer Münsterplatz – eine Situationsbeschreibung.....	19
2.2 Theoretische Verortung.....	39
2.2.1 Raumtheoretische Verankerung.....	39
2.2.2 Grundbegriffe des Raumerlebens.....	48
2.3 Erleben erforschen mit dem ‚bewegten Interview im Feld‘.....	83
2.3.1 Single-Sited Ethnography.....	86
2.3.2 Das Erleben der Anderen: Interview.....	88
2.3.3 Das ‚bewegte Interview im Feld‘.....	91
2.3.4 Durchführung und Auswertung der Erhebung.....	97
3 Präsenzen eines städtischen Raums.....	111
3.1 Raumqualitäten als Analyseinstrument.....	111
3.1.1 Merkmal I: Aufmerksamkeit, subjektive Relevanz.....	113
3.1.2 Merkmal II: Einheit des Wahrnehmungsraums.....	116
3.2 Das Münster.....	118
3.3 Der Vorplatz.....	123
3.4 Der Wind.....	128
3.5 Das Stadthaus.....	132
3.6 Die Anwesenden.....	136
3.7 Zusammenfassung.....	143
4 Verdichtungen eines städtischen Raums.....	147
4.1 Bewegung.....	147
4.1.1 Bewegung als Modus stadträumlichen Erlebens.....	148
4.1.2 Verweilen und Passieren.....	151
4.1.3 Kontextualisierung des Gegensatzpaares Verweilen/Passieren (Rahmungen des Erlebens).....	158
4.2 Gebaute Umwelt.....	163
4.2.1 Der Münsterplatz als strukturierter Raum.....	165
4.2.2 Praktiken der Betrachtung des Münsters und des Stadthauses.....	177
4.2.3 Das Stadthaus als lokales Symbol und Erinnerungsanker.....	183
4.2.4 Bewegliche Objekte als Handlungspartner.....	188
4.3 Stadtraum als emotionale Ressource.....	193
4.3.1 Erleben historischer Räume in der Stadt.....	195
4.3.2 Identifikation: Verortung des Selbst.....	199
4.3.3 Ambivalenz von Stabilität und Unsicherheit.....	207
4.4 Zusammenfassung.....	213
5 Erlebter Stadtraum – Schlussbetrachtung.....	219
6 Anhänge.....	226
6.1 Literaturverzeichnis.....	226
6.2 Abbildungsverzeichnis.....	238

1 Einleitung

1.1 Fragestellung

Der öffentliche Stadtraum ist für einen Fremden die erste prägende Begegnung mit einer Stadt, für eine Bewohnerin hingegen ein vertrauter Ort ihrer Lebenswelt. Doch was macht Stadtraum eigentlich aus? Seine bauliche Gestalt? Die Menschen, die ihn regelmäßig aufsuchen? Veranstaltungen und Ereignisse? Seine Geschichte? Seine Atmosphäre? Oder ist es die Spannung zwischen Gebäuden und Menschen, Vergangenheit und Gegenwart, Öffentlichkeit und Privatheit, welche den Stadtraum konstituiert? Eine solche Spannung besteht zwischen einer subjektiven Seite – Menschen, ihre sozialen Interaktionen und Erinnerungen – und einer objektiven Seite – Bauwerke, das Wetter, Bänke und Stühle. Im Zusammenhang dieser Arbeit bezeichnet Objektivität dabei stets materielle und immaterielle Umwelt und wird nicht im Sinn von Neutralität verwendet. Für die Argumentation der Arbeit ist die Verbundenheit von Materialität und Immaterialität ebenfalls zentral.

Die Betrachtung des Stadtraums als Zusammenspiel objektiver und subjektiver Faktoren. Die Dichotomie von Subjekt und Objekt ist zunächst einer westlich-modernen Denktradition geschuldet und zeigt sich auch in den wissenschaftlichen Disziplinen, die sich oftmals auf jeweils eine der beiden Seiten konzentrieren. Dass eine solche Dichotomie nur analytisch möglich ist und nicht dem gelebten Raum entspricht, zeigt sich schnell: So ist subjektive, immaterielle Erinnerung an objektive, materielle Zeugnisse gebunden oder ein Bauwerk an die Biografie des Entwerfenden. In der vorliegenden Studie steht nicht die Trennung, sondern die Verbundenheit von Objektivität und Subjektivität sowie Materialität und Immaterialität im Mittelpunkt. Der unweigerliche Zusammenhang von Subjektivem und Objektivem leitet zum entscheidenden Perspektivwechsel über, den diese Untersuchung verfolgt: Die Erkenntnisperspektive ist weder auf das Subjektive noch auf das Objektive gerichtet, sondern auf die Begegnungen und Verbindungen dazwischen. Anregungen für eine vertiefte ethnografische Auseinandersetzung aus dieser Perspektive bietet vor allem die Philosophische Anthropologie:

„In dem Anliegen jedoch, einen primär und spezifisch alltagsweltlichen, aus der Perspektive des Individuums gedachten und aus seiner Erfahrung heraus empirisch entwickelten und theoretisch nutzbaren Raumbegriff herzuleiten und zu fundieren, erhalten wir von Seiten der Soziologie, die den Menschen als vergesellschaftetes Individuum begreift, weniger Hilfe als von Seiten der Philosophie, die die Existenz des Menschen in ihrer ‚Unmittelbarkeit‘ zum Gegenstand nimmt.“¹

Forschung, die den Stadtraum als Begegnung und Verbindung zwischen Mensch und Umwelt konzipiert, profitiert von einer phänomenologisch orientierten Herangehensweise. Mit dieser kann sie die „leibliche Räumlichkeit als ursprüngliche Partizipation an der Welt“² in den Fokus nehmen. Eine solche Denkweise sieht gelebten Stadtraum als so komplex, dass er sich nicht allein in Verhaltensäußerungen, Nutzungsmotiven, architektonischer Formensprache oder Sinnesreizen erschöpfen könnte. Vielmehr ist es das subjektive Erleben, in dem alle Phänomene zusammen laufen. So fragt die vorliegende Untersuchung nach dem Erleben von Stadtraum aus der Perspektive seiner NutzerInnen. Als diese werden alle Menschen verstanden, die sich regelmäßig – unabhängig von Motivation und Dauer – auf dem Platz aufhalten. Ihre Praktiken, Emotionen und Erinnerungen, die sich an materielle und immaterielle Erscheinungen des Platzes knüpfen, formen Stadtraum. Dabei wird auch die Rolle von Umweltfaktoren untersucht und dargestellt, wie sie den NutzerInnen begegnen und in deren Praktiken involviert sind. Die Untersuchung stellt heraus, aus welchen Dimensionen des Erlebens sich die Wahrnehmung des Platzes speist und inwiefern damit leiblich-sinnliche und bedeutungshafte Dimensionen verknüpft sind.

Erlebten Raum zu erfassen gelingt nur, wenn dieser als Ganzes, bestehend aus subjektiven und objektiven, materiellen und immateriellen Aspekten verstanden wird. So bietet diese Studie erstens begriffliche Grundlagen für das Ineinandergreifen dieser Aspekte an, zweitens wird ein analytisches Instrument der Raumqualitäten entwickelt und in eine spezielle methodische Vorgehensweise eingebunden, die das ‚bewegte Interview im Feld‘ einschließt. Diese wird als Modell für künftige

1 Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99. Jg. 2003, S. 189-213, hier S. 200.

2 Thomas Fuchs: Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart 2000, S. 21.

Untersuchungen von Raumerleben vorgeschlagen. Drittens wird der Ulmer Münsterplatz als erlebter Raum hinsichtlich des Wesens und Zustandekommens seines Eigencharakters untersucht. So setzt die Studie die Frage nach erlebtem Stadtraum im gesamten Forschungsdesign sowie in der Darstellung um. Damit bietet sie für die Stadtforschung ein perspektivisches Modell, das konsequent beim Stadtraum und seinen NutzerInnen bleibt und davon ausgehend Kontextualisierungen herstellt, die über das konkrete Fallbeispiel hinausweisen.

1.2 Forschungsstand

Stadtanthropologie – eine Kontextualisierung

Die vorliegende Untersuchung sieht sich in einer Tradition der Stadtanthropologie, die von stadtsoziologischen Einflüssen der Chicago School der 1920er und 1930er Jahre geprägt ist.³ Darauf folgte für die Rezeption in der Europäischen Ethnologie eine bis in die 1970er reichende Phase, die die Stadt als „Vielfalt kleiner ‚Gemeinden‘ und ‚Dörfer‘“ verstand und zum Ziel hatte, „soziale(...) und symbolische(...) Gemeinschaftsformen in ethnischen Profilen und kulturellen Porträts näher zu beobachten und zu beschreiben“⁴. Bereits in den 1980er Jahren begann sich die nun programmatisch neu aufgestellte Empirische Kulturwissenschaft mit dem Thema Stadt zu beschäftigen, wie der Titel *Großstadt*⁵ des 24. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde im Jahr 1983 bezeugt. Besonders der Beitrag von Gottfried Korff zur „inneren Urbanisierung“⁶ gilt als einer der Anfänge stadtanthropologischer Kulturwissenschaft. Seine These schließt inhaltlich an Georg

3 Für detaillierte Ausführungen zur Geschichte und Entwicklung der Stadtanthropologie vgl. Rolf Lindner: *Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt am Main/New York 2004; ders.: *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt am Main 1990.

4 Dieses und das vorhergehende Zitat: Wolfgang Kaschuba: *Perspektiven ethnologischer Stadtforschung*. Positionspapier der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung e.V. <http://www.gsu.tu-darmstadt.de/positionen.htm> [Datum des Zugriffs 13.3.2012].

5 Vgl. Hermann Bausinger/Theodor Kohlmann (Hg.): *Großstadt. Aspekte Empirischer Kulturforschung*. 24. dgv-Kongress, Berlin 26.-30.9.1983. Berlin 1985.

6 Vgl. Gottfried Korff: *Berliner Notizen zur ‚inneren‘ Urbanisierung*. In: Hermann Bausinger/Theodor Kohlmann (Hg.): *Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung*. 24. DGV-Kongress, Berlin 26.-30.9.1983. Berlin 1985, S. 343-361.

Simmels Aufsatz *Die Großstädte und das Geistesleben*⁷ an, der die Mentalität der StadtbewohnerInnen durch ihre Lebensumstände erklärt, heute jedoch vielfach zu kurz greifend⁸ rezipiert wird. Einen wichtigen Schritt in der Erforschung von Stadtraum als öffentlichem Raum machte sicherlich Gisela Welz mit ihrer populären Studie *Street Life*⁹, die den Lebensstil der BewohnerInnen eines Quartiers über deren Nutzungsweisen öffentlicher Räume erklärt. Das Hauptinteresse der Studie liegt auf den in der Raumnutzung aktualisierten sozialen und kulturellen Ordnungen, wofür die Frankfurter Kulturökologie mit Ina-Maria Greverus¹⁰ eine belastbare Ausgangsbasis bot. Parallel dazu fand im Fach bereits eine Orientierung hin zu Praktiken, Aneignung und Wahrnehmung¹¹ statt, die sich in den folgenden Jahren weiter entwickelte, wie beispielsweise der Band *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*¹² aus dem Jahr 2000 zeigt. Die aktuellen Schwerpunkte der deutschsprachigen Stadtforschung liegen heute sicherlich bei und im Umfeld von Alexa Färber, Thomas Hengartner, Johanna Rolshoven, Wolfgang Kaschuba, Rolf Lindner und Brigitta Schmidt-Lauber. Dass die Stadtforschung ein sich entwickelnder Schwerpunkt des Faches ist, zeigen nicht zuletzt die zahlreichen studentischen Forschungsprojekte.¹³ Auch existiert natürlich parallel und in Überschneidungen zur

7 Vgl. Georg Simmel: *Die Großstädte und das Geistesleben*. In: Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908 (hg. von Rüdiger Kramme/Angelika Rammstedt/Otthein Rammstedt). Frankfurt am Main 1995, S. 116-131.

8 Vgl. Rolf Lindner: »Die Großstädte und das Geistesleben«. Hundert Jahre danach. In: Walter Siebel (Hg.): *Die europäische Stadt*. Frankfurt am Main 2004, S. 169-178; vgl. David Frisby: *Georg Simmels Großstadt. Eine Interpretation*. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg/Christina Lutter (Hg.): *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften*. Wien 2001, S. 65-88.

9 Vgl. Gisela Welz: *Street Life. Alltag in einem New Yorker Slum*. Frankfurt am Main 1991.

10 Vgl. z.B. Ina-Maria Greverus: *Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell*. In: Dies. (Hg.): *Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie*. Frankfurt am Main 1994, S. 87-111.

11 Vgl. Thomas Hengartner: *Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt*. In: Ders./Waltraud Kokot/Kathrin Wildner (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*. Berlin 2000, S. 87-105.

12 Vgl. Thomas Hengartner/Waltraud Kokot/Kathrin Wildner (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme*. Berlin 2000.

13 Eine Auswahl: Reinhard Johler (Hg.): *MetzingenTM – Zur Kultur einer Outlet-Stadt*. Tübingen 2006; Anja Dauschek/Sarah Kubin-Scharnowski/Bernhard Tschofen (Hg.): *Stuttgarter Leben. Stuttgart erleben: Kulturwissenschaftliche Erkundungen einer Stadt*. Tübingen (im Erscheinen); *Sensing the Street – ein Straße in Berlin. Ein künstlerisch-wissenschaftliches Forschungs- und Ausstellungsprojekt des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu Berlin und anderen Beteiligten*. www.sensingthestreet.de [Datum des Zugriffs 21.3.2012]; Anja Schwanhäuber (Hg.): *Langweilige Orte. Webcams in Göttingen*. Göttingen 2009; Astrid Baerwolf/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): *Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt*. Göttingen 2009; „München stadthanthropologisch untersucht“, Projektseminar unter der Leitung von Johannes Moser und Simone Egger, Oktober 2007 bis März 2009 an der Ludwigs-

Stadtanthropologie eine breit und gut entwickelte Stadtsoziologie, die vor allem durch Walter Siebel und Hartmut Häußermann geprägt ist. Besonders ist hier auch die Darmstädter Stadtsoziologie mit Martina Löw und Helmuth Berking zu erwähnen.

Meines Erachtens lassen sich seit den 1980ern in Anlehnung an Wolfgang Kaschuba¹⁴ drei Phasen der Stadtanthropologie ausmachen. So wurde in einer ersten Phase, im Zeichen der literaturwissenschaftlichen Wende, die „Stadt als Text“ betrachtet, was zu einer stark semiologischen Ausrichtung führte, die Zeichen, Symbole und Bedeutungen thematisierte. Diesem Verständnis folgte mit einer praxeologischen Neuorientierung als zweite Phase die Auffassung von der „Stadt als Raum kultureller Praxis“¹⁵, die einen lebensweltlichen Zugang wählt und Akteure wie kollektive Praktiken in den Mittelpunkt stellt. Parallel dazu fand ein Perspektivwechsel von der Stadt als Lokus zur Stadt als Fokus¹⁶ statt – von einer Anthropologie *in der* Stadt zu einer Anthropologie *der* Stadt. So entwickelte sich die Stadt immer mehr vom Ort der Forschung zu ihrem Gegenstand. Die untersuchten Praktiken werden heute nicht mehr nur an sozialen¹⁷ oder ethnischen Gruppen festgemacht, sondern an Situationen oder Profilen des Städtischen. So werden beispielsweise nicht mehr Punks im öffentlichen Raum thematisiert, sondern der öffentliche Raum selbst. Diese Sichtweise wird mit dem Darmstädter Forschungsschwerpunkt *Eigenlogik der Städte*¹⁸ zugespitzt, wenn nach dem Charakter einer Stadt im Vergleich zu einer anderen gefragt wird.¹⁹ Einige Arbeiten mit einer solchen Ausrichtung verbinden die Beschreibung einzelner Stadträume und extrahieren daraus etwa den *Geschmack von Wien*²⁰, das *typische Darmstadt*²¹ oder *Dresden als Residenzstadt*²².

Maximilian-Universität München.

14 Vgl. Wolfgang Kaschuba: Perspektiven ethnologischer Stadtforschung.

15 Dieses und das vorhergehende Zitat: Ebd., o. S.

16 Vgl. Ulf Hannerz: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York 1980.

17 Vgl. dafür z.B. Jens Dangschat/Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen 1994; vgl. Ulf Matthiesen (Hg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der Sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin 1998.

18 Vgl. Eigenlogik der Städte. http://www.stadtforschung.tu-darmstadt.de/eigenlogik_der_staedte/ [Datum des Zugriffs 11.6.2012].

19 Vgl. Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege der Stadtforschung. Frankfurt/New York 2008.

20 Vgl. Lutz Musner: Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt. Frankfurt am Main/New York 2009.

21 Vgl. Martina Löw/Peter Noller/Sabine Süß (Hg.): Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst. Frankfurt am Main 2010, S. 256-274.

22 Vgl. Rolf Lindner/Johannes Moser (Hg.): Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt. Leipzig 2006.

Aus der zweiten Phase, die Stadt als Raum kultureller Praxis konzipiert, entsteht meines Erachtens derzeit eine dritte Phase, die der „erlebten Stadt“. Sie legt einen besonderen Schwerpunkt auf Materialität, Sinne und Emotionen, Wahrnehmung und Aneignung – auf die Beziehung zwischen Mensch und Umwelt aus der Perspektive des Erlebens. Mit einer sich entwickelnden sensory anthropology²³ und dem emotional turn²⁴ formiert sich zusammen mit der Fokussierung auf Images²⁵ wohl gerade eine neue Ausrichtung der Stadtanthropologie, die vielerorts vorangetrieben wird. Dieser ist daran gelegen, die „erlebte Stadt“ sowohl in ihren materiellen als auch in ihren semiotischen Dimensionen zu entschlüsseln. Dazu leistet die vorliegende Arbeit einen Beitrag.

Orte erforschen: das Lokale

Einen Stadtplatz als konkreten Ort zum Forschungsgegenstand zu erheben, scheint auf den ersten Blick den gesellschaftlichen Veränderungen der letzten Jahrzehnte zuwiderzulaufen – ist doch gegenwärtig von Globalisierung, dem Verlust des Lokalen und von Mobilität die Rede. Auf den zweiten Blick jedoch wird deutlich, dass Orte als „das Lokale“ Relevanz und Gültigkeit besitzen. Allein die Perspektive ist entscheidend: Vorstellungen, in denen Territorien kulturellen oder sozialen Gruppen zugeschrieben werden oder der Ort als stabile Entität mit objektivierter Geschichte und Identität betrachtet wird, sind längst überholt. Vielmehr werden Orte stets in Zusammenhang mit Räumen gedacht, die Polyvalenz, Subjektivität, Veränderlichkeit

23 Vgl. Regina Bendix: Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 2006, H. 102, S. 71-84; vgl. David Howes: Architecture of the Senses. In: Mirko Zardini (Hg.): Sense of the City. An Alternate Approach to Urbanism. o.O. 2005, S. 322-330; vgl. Paul Rodaway: Sensuous Geography. Body, Sense and Place. New York 1994; vgl. Sarah Pink: Doing Sensory Ethnography. Los Angeles 2010.

24 Vgl. Steve Pile: Emotions and Affect in Recent Human Geography. In: Transactions of the Institute of British Geographers, 2009, S. 5-20; vgl. Gertrud Lehnert (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld 2011; vgl. Kerstin Andermann/Undine Eberlein (Hg.): Gefühle und Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie. Berlin 2011; Liz Bondi/Joyce Davidson/Mick Smith (Hg.): Emotional Geographies. Aldershot, Hampshire 2005; vgl. Mick Smith u.a. (Hg.): Emotion, Place and Culture. Farnham 2009.

25 Vgl. Alexa Färber: Urbanes Imagineering in der postindustriellen Stadt: Zur Plausibilität Berlins als Ost-West-Drehscheibe. In: Thomas Biskup/Marc Schalenberg (Hg.): Selling Berlin: Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt. Stuttgart 2008, S. 279-296; vgl. Rolf Lindner: Textur, Imaginaire, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung. In: Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege der Stadtforschung. Frankfurt/New York 2008, S. 83-94.

und Kontextualisierung als zentrale Kategorien verankern. Diese wiederum sind es, die Räume erst als Produkte (von etwas) denkbar machen. Sie sind keine gegebenen Behälter, in denen Soziales stattfindet, sondern ein temporäres Ergebnis von Aushandlungs- und Überlagerungsprozessen, in denen sich materielle und immaterielle Dimensionen zu Räumen anordnen. Konkretisiert man das Lokale oder den Ort, verbergen sich dahinter verschiedene Ausformungen:

„Das Lokale kann ein spezifischer, umgrenzt lokalisierbarer, ein namentlicher Ort sein: ‚Hentern‘, ‚Ettingen‘, ‚Merlebach‘, ‚Hachborn‘. Doch zugleich ist es auch ein Raum, so wie der öffentliche Platz, der als konkreter (städtischer) Ort immer historisch-affektiv aufgeladener und gegenwärtig individuell realisierter Lebensraum ist (...). Der vermeintlich objektive ‚Ort‘ ist so im Grunde alles andere als eindeutig – allenfalls ist er Ergebnis von Übereinkunft: Konvention des *common sense*, der *doxa* [Hervorhebungen im Original].“²⁶

Der Münsterplatz in Ulm ist als Untersuchungsgegenstand also weder nur konkreter Ort und materielles Substrat noch nur Erinnerung und Lebenswelt – er ist beides zugleich.

Stadtraum und ethnografische Stadtforschung

Der Begriff des Stadtraums lehnt sich an den des Raums als Produkt materieller und immaterieller, historischer, sozialer und kultureller Faktoren mit mittelfristiger Dauer an.²⁷ Die Vorsilbe Stadt- spezifiziert den Raum hinsichtlich seiner Kontextualisierung. So ist die Unterscheidung zwischen privaten und öffentlichen Räumen für die Konstitution des Städtischen virulent.²⁸ In der Stadt ist öffentlicher Raum vor allem durch die Begegnung mit dem Fremden²⁹ und Unerwarteten geprägt. Öffentliche Räume stellen ein Grundgerüst der Stadt dar, ihr Gesicht nach außen und eine

26 Rolshoven 2003, S. 209f.

27 Vgl. 2.2.1 Raumtheoretische Verankerung, S. 39.

28 Vgl. Hans Paul Bahrdt: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau (hg. von Ulfert Herlyn). Opladen 1998.

29 Vgl. Walter Siebel: Qualitätswandel des öffentlichen Raums. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur, 9. Jg. 2004, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriiederarchitektur/Wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm> [Datum des Zugriffs 12.3.2012].

Infrastruktur für das gemeinsame Leben. Es gelten bestimmte Verhaltensstile und Regeln, die Georg Simmel als erster Soziologe thematisierte.³⁰ Auch Erving Goffman formulierte das Verhalten im öffentlichen Raum für seine Zeit in sozialpsychologischen Mikrostudien.³¹ Verhaltensregeln im öffentlichen Raum versuchen auch zeitgenössische Studien, nicht nur aus dem Bereich Sozialmanagement und Kriminalitätsprävention³², zu bestimmen.³³ Die Normen in öffentlichen Räumen unterliegen derzeit einem Wandel, der in einer begrifflichen Bandbreite zwischen Verlust und Renaissance diskutiert wurde.³⁴ Mittlerweile ist diese Debatte, die auch stark an das Thema Privatisierung³⁵ und Kontrolle³⁶ im öffentlichen Raum gebunden ist, etwas abgeflaut. Die Vielfalt und die damit verbundenen Bewertungs- und Analyseinstrumente öffentlicher Räume ist hingegen verstärkt in den Blick gerückt.³⁷ Auch die Quartiersforschung beschäftigt sich mit Stadtraum, operiert jedoch stets im Spannungsfeld von Stadtquartier als Verwaltungseinheit und gelebtem Raum. Hier blickt vor allem die Sozialraumanalyse auf eine gewisse Tradition zurück. Ihr Erkenntnisinteresse lag schwerpunktmäßig im sozialpädagogischen und kriminalpräventiven Bereich, obschon es in der jüngeren Zeit eine Reihe von stadtplanerisch motivierten Studien gab.³⁸ Sowohl die

30 Vgl. Simmel 1995.

31 Vgl. Erving Goffman: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main 1974.

32 Vgl. z.B. Herbert Schubert: Städtischer Raum und Verhalten. Opladen 2000.

33 Vgl. Eva-Maria Eckel: Individuum und Stadt-Raum. Öffentliches Verhalten im Wandel. Wiesbaden 1998.; vgl. Martin Klant: Verortete Normen. Öffentliche Räume, Normen, Kontrolle und Verhalten. Wiesbaden 2007; vgl. z.B. Peter Weichhart: Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln. In: Peter Meusburger/Thomas Schwan (Hg.): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart 2003, S. 15-44.

34 Vgl. z.B. Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main 1983; vgl. z.B. Tilman Harlander/Gerd Kuhn: Renaissance oder Niedergang? Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert. In: Christoph Bernhardt u.a. (Hg.): Geschichte der Planung des öffentlichen Raums. Dortmund 2005.

35 Kritisch zur Privatisierungsthese vgl. Georg Glasze: Privatisierung öffentlicher Räume? Einkaufszentren, Business Improvement Districts und geschlossene Wohnkomplexe. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, 75. Jg. 2001, H. 2/3, S. 160-177.

36 Vgl. Georg Glasze/Robert Pütz/Manfred Rolfes (Hg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Untersuchungen aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Frankfurt am Main 2005.

37 Vgl. z.B. Klaus Selle: Die Koproduktion des Stadtraumes – Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. In: Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung, 2010, H. 40/41, S. 47-52.

38 Vgl. Ulfert Herlyn: Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumeignung. Leverkusen 2003; vgl. Hille von Seggern/Wulf Tessin: Einen Ort begreifen: Der Ernst-August-Platz in Hannover. Beobachtungen – Experimente – Gespräche – Fotos. In: Marlo Riege/Herbert Schubert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen, Methoden, Praxis. Wiesbaden

Sozialraumanalyse als auch die Quartiersforschung beziehen sich auf einen Stadtteil als sozialstrukturelle Differenzierungseinheit der Stadt. Diese ist durchzogen von einem Netz vielfältiger Stadträume, wenn sie nicht sogar selbst als *System öffentlicher Räume*³⁹ aus Straßen, Parks, Plätzen, Gehwegen, Promenaden, Grünflächen, öffentlichen Verkehrsmitteln, Spiel- oder Parkplätzen bezeichnet werden kann.

Die entscheidende Linie in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Stadtraum ist jedoch nicht seine Typisierung, sondern die jeweilige an ihn herangetragene Fragestellung. So gibt es eine Reihe von Studien, die sich für die Nutzungsweisen⁴⁰ als sichtbare Ausdrucks- und Handlungsformen⁴¹ interessieren. In den Sozial- und Geisteswissenschaften stellen Stadträume vor allem eine Bezugsgröße für alltagsweltliche⁴² wie politische⁴³ Themen dar. So fokussieren aktuelle Forschungen vor allem auf sozial oder kulturell spezifische Räume.⁴⁴ Auch gibt es Studien, die sich auf *einen* Ort konzentrieren und ihn möglichst facettenreich ethnografisch in den Mittelpunkt stellen, wie *Zócalo*⁴⁵ von Katrin Wildner und *On the Plaza*⁴⁶ von Setha M. Low. Beide beziehen sowohl Alltags- als auch Bedeutungsdimensionen ein. Die Thematisierung von Subjektivität und Vieldeutigkeit geht hier jedoch nicht in den

2005, S. 283-298.

39 Bernhard Schneider: Die Stadt als System öffentlicher Räume. In: Martin Wentz (Hg.): Die kompakte Stadt. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 133-149.

40 Vgl. z.B. Stefan Zöller: Stadtplatz Münchner Freiheit. Soziale Dimensionen eines öffentlichen Raums. In: Öffentliche Räume – Öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und die Gesellschaft. Berlin 2006, S. 73-86; vgl. z.B. Herlyn 2003.

41 Vgl. z.B. Doris Warmuth: Der Grazer Hauptplatz. Beispiele kultureller Handlungsmuster und Ausdrucksformen. In: Manfred Omahna/Martin Wirbel (Hg.): Der andere Blick auf die Stadt. Kuckuck Sonderband 3. Graz 1999, S. 91-105.

42 Vgl. z.B. Hans Paul Bahrdt: Die Stadtstraße als Kommunikationsfeld. In: Die alte Stadt. 16. Jg. 1989, S. 196-207; vgl. z.B. Hans-Jürgen Hohm (Hg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraums in der fortgeschrittenen Moderne. Konstanz 1997; vgl. z.B. Welz 1991; vgl. Tanja Marquardt: Käthes neue Kleider. Gentrifizierung am Berliner Kollwitzplatz in lebensweltlicher Perspektive. Tübingen 2006.

43 Vgl. z.B. Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration. Frankfurt am Main 1991.

44 Vgl. z.B. Alexa Färber/Riem Spielhaus: Zur Topografie Berliner Moscheevereine. Stadträumliche Voraussetzungen und urbane Kompetenzen der Sichtbarmachung. In: Alexa Färber (Hg.): Stoffwechsel Berlin. Urbane Präsenzen und Repräsentationen. Berliner Blätter. 2010, H. 53, S. 96-111; vgl. z.B. Franziska Roller: Stadt Angst Lust. Eine ethnografische Studie zum Alltag von Frauen in der Stadt. Tübingen 2001; vgl. z.B. Renate Ruhne: Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. Wiesbaden 2011.

45 Vgl. Kathrin Wildner: Zócalo – Die Mitte der Stadt Mexiko. Ethnographie eines Platzes. Berlin 2003.

46 Vgl. Setha M. Low: On the Plaza. The Politics of Public Space and Culture. Austin/Texas 2000.

Bereich des Erlebens hinein. Die Auswahl des Untersuchungsgegenstands begründen beide Autorinnen durch die historische und kulturelle Bedeutung des jeweiligen Platzes. Auch die Planungswissenschaften thematisieren immer wieder den gelebten Raum⁴⁷, wobei Raumwahrnehmung hier jedoch oft auf sichtbares soziales Verhalten reduziert bleibt⁴⁸ oder das Erleben der NutzerInnen nicht empirisch erhoben, sondern impliziert wird⁴⁹. Auch mentale Repräsentationen des Stadtraums (im Sinne kognitiver Karten) wurde in den Planungswissenschaften schon früh diskutiert.⁵⁰

Ein kulturwissenschaftliches Forschungsfeld, das hingegen reichhaltige Ergebnisse zu Erleben und Ort hervorgebracht hat und nicht auf dessen Ausdrucksformen beschränkt bleibt, ist die Tourismusforschung. Auf diese beziehe ich mich allerdings insofern nicht, als ihre Grundvoraussetzung ist, dass Menschen einen Ort gezielt aufsuchen und bestimmte Erwartungen an ihn knüpfen, die sie als Erlebniswert einer Reise suchen, finden und praktizieren. Das touristische Erleben von Stadtraum zeigt sich hier als Ziel und Strategie der Reisepraxis⁵¹, die wiederum an bestimmte emotionale Erwartungen geknüpft ist. Reisen und damit verbundene Praktiken der Betrachtung oder des Fotografierens werden gezielt ausgeführt, um bestimmte Emotionen oder ein bestimmtes Erleben⁵² hervorzurufen. In der hier vorliegenden Untersuchung suchen die NutzerInnen des Platzes diesen meist nicht gezielt auf, weil sie dort eine Handlungsmöglichkeit oder Emotion suchen, sie nutzen ihn im Alltag, womit meist pragmatische Motive ihre Nutzung bestimmen.

47 Vgl. z.B. Graz Architecture Magazine (GAM): Architecture Meets Life, 2006, H. 3.

48 Vgl. z.B. William H. Whyte: The Social Life of Small Urban Spaces. Washington D.C. 1980; vgl. z.B. Jan Gehl: Life Between Buildings. Using Public Space. Kopenhagen 2010.

49 Vgl. Alban Janson/Thorsten Bürklin: Auftritte – Scenes. Interaktionen mit dem architektonischen Raum: Die Campi Venedigs. Basel u.a. 2002; Yngve Jan Holland/Jürgen Strassel: Zur semantischen Analyse neuer öffentlicher Plätze in europäischen Städten. Oldenburg 1996.

50 Vgl. Kevin Lynch: Das Bild der Stadt. Gütersloh/Berlin/München 1968 (original 1960); vgl. Gordon Cullen: Townscape. Das Vokabular der Stadt. Basel u.a. 1991 (original 1961).

51 Vgl. z.B. Andreas Pott: ‚Doing the Town‘. Städte aus touristischer Perspektive. In: Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.): Die Wirklichkeit der Städte. Baden-Baden 2005, S. 297-312.

52 Vgl. z.B. John Urry: The Place of Emotions within Place. In: Joyce Davidson/Liz Bondi/Mick Smith (Hg.): Emotional Geographies. Aldershot, Hampshire 2005, S. 77-86.

Gelebter Raum als Thema der Empirischen Kulturwissenschaft

Erst die Auseinandersetzung mit dem Erfahrungs- oder gelebten Raum bringt eine neue Fokussierung in die Forschung über Stadt. Den Erfahrungsraum in den Mittelpunkt zu stellen, ist ein zentrales Anliegen der Empirischen Kulturwissenschaft, die damit einen eigenen Beitrag zur sozialwissenschaftlichen Stadtforschung insgesamt leistet. Dass die Betrachtung von Stadt als Betrachtung von Stadtraum firmiert, basiert auf einer bewussten Perspektiveinstellung: Die Vogelperspektive auf die Stadt, welche sich wissenschaftlich in Fragestellungen zu baulichen und sozialen Strukturen niederschlägt, wird als eine künstliche, elitäre Position begriffen.⁵³ Denn das alltägliche Leben der Stadt findet in der Froschperspektive der AkteurInnen statt, die den gelebten und erlebten Raum in den Vordergrund rückt. Die alternativen Sichtweisen auf die Stadt betont Michel de Certeau – wenn auch aus einer semiotischen Perspektive –, indem er „Voyeure“ und „Fußgänger“⁵⁴ unterscheidet:

„Ist dieses gewaltige Textgewebe, das man da unten vor Augen hat, etwas anderes als eine Vorstellung, ein optisches Artefakt? So etwas ähnliches wie ein Faksimile, das Raumplaner, Stadtplaner und Kartographen [sic!] durch eine Projektion erzeugen, welche in gewisser Weise eine Distanz herstellt. Die Panorama-Stadt ist ein ‚theoretisches‘ (das heißt visuelles) Trugbild, also ein Bild, das nur durch ein Vergessen und Verkennen der praktischen Vorgänge zustandekommt. Der Voyeur-Gott, der diese Fiktion schafft (...), muß [sic!] sich aus den undurchschaubaren Verflechtungen des alltäglichen Tuns heraushalten und ihm fremd werden. Die gewöhnlichen Benutzer der Stadt aber leben ‚unten‘ (*down*), jenseits der Schwellen, wo die Sichtbarkeit aufhört. Die Elementarformen dieser Erfahrung bilden die Fußgänger, die Wandersmänner (Silesius), deren Körper dem mehr oder weniger deutlichen Schriftbild eines städtischen ‚Textes‘ folgen, den sie schreiben, ohne ihn lesen zu können

53 Für eine Kritik zu Vogelperspektive/Kartenwissen vgl. Jörg Seifert: Phänomenologie der Raumorientierung. Zum Verhältnis von ‚mental maps‘ und dreidimensional-perspektivischen, mentalen Bildeindrücken von Bewegungsräumen. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur, 9. Jg. 2004, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/Wolke/deu/Themen/041/Seifert/seifert.htm> [Datum des Zugriffs 20.3.2012].

54 Dieses und das vorhergehende Zitat: Michel de Certeau: Kunst des Handelns. Berlin 1988 (original 1980), S. 179.

[Hervorhebung im Original].⁵⁵

Die Perspektive des Fußgängers, welche de Certeau als die wissenschaftlich relevante, da alltägliche Perspektive der Stadt beschreibt, vergleicht er mit einem Text, der im Zusammenspiel von gebauter Umwelt und den Praktiken der AkteurInnen auch ohne deren Wissen darum hergestellt wird. Die Idee, dass Raum von gebauter Umwelt und AkteurInnen koproduziert ist, vertritt auch Henri Lefebvre in *The production of space*⁵⁶, der im Gegensatz zu de Certeau den Stadtraum nicht semiotisch, sondern in verschiedenen Dimensionen begreift. Dazu benutzt er die heute viel rezipierte Unterscheidung zwischen räumlicher Praxis (*l'espace perçu*), den Repräsentationen des Raums (*l'espace conçu*) und Räumen der Repräsentation (*l'espace vécu*). Die Dimension räumlicher Praxis bezieht sich dabei auf den materiellen Aspekt der sozialen Praxis, der als gesellschaftlicher Ausdruck „in Form von dauerhaften Objekten und Wirklichkeiten“⁵⁷ verstanden wird. Die Repräsentationen des Raums bezeichnen diskursive Vorstellungen desselbigen.⁵⁸ Räume der Repräsentation sind diejenigen, in denen „für Lefebvre das Alltagsleben (...) Gestalt annimmt, oder das ihnen vielmehr Gestalt verleiht“⁵⁹. Sie sind erlebte und gelebte Räume, die nicht auf den Raum selbst verweisen, sondern auf „gesellschaftliche ‚Werte‘, Traditionen, Träume – und nicht zuletzt (...) [auf] kollektive Erfahrungen und Erlebnisse“⁶⁰. Im Mittelpunkt steht dabei das produktive Zusammenspiel semiotischer sowie praktisch-materieller Dimensionen.⁶¹ Lefebvre stellt in seiner Benennung verschiedener räumlicher Dimensionen vor allem den gelebten Raum als selbstständige Perspektive vor, was „von außerordentlicher theoretischer Bedeutung für die volkskundliche Kulturanalyse des Alltagslebens“⁶² ist.⁶³

55 Ebd., S. 181f.

56 Vgl. Henri Lefebvre: *The Production of Space*. Oxford 2004 (original 1974).

57 Christian Schmid: *Stadt, Raum, Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes*. Jena 2003, S. 197.

58 Ebd., S. 202.

59 Ebd., S. 208.

60 Ebd., S. 208.

61 Vgl. ebd., S. 211.

62 Rolshoven 2003, S. 199.

63 Zur vertiefenden Lektüre zum gelebten Raum vgl. z.B. Dieter Läßle: *Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse*. In: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen*. Frankfurt am Main 1991, S. 35-46; vgl. z. B. Otto Friedrich Bollnow: *Mensch und Raum*. Stuttgart 2004

Materialität und Körperlichkeit

Der gelebte und erlebte Raum verweist stark auf die konkrete Situation und damit auf deren Materialität: Erleben findet stets als Verbindung von Umwelt und erlebendem Subjekt statt. Beide sind sowohl immateriell als auch materiell anwesend: das Subjekt geistig, sozial und körperlich, die Umwelt sichtbar, unsichtbar und bedeutungshaft, immer dem Erleben zugänglich. Daraus resultiert eine in den Hauptströmungen der Sozial- und Geisteswissenschaften neue Auseinandersetzung mit Körperlichkeit, die beispielsweise als *Body Turn*⁶⁴ oder in der „Praxistheorie“⁶⁵ firmiert, die eine Überwindung des Geist-Körper-Dualismus anstrebt. Dieses aktuell sehr intensive Interesse an Praktiken, Körperlichkeit und Materialität ist für die Empirische Kulturwissenschaft weniger neu als vielmehr integratives Element des fachlichen Ansatzes. Pierre Bourdieus viel und früh rezipierter *Entwurf einer Theorie der Praxis*⁶⁶ oder der Titel *Ort. Arbeit. Körper*⁶⁷ des Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde sind zwei Belege dafür. So hat die Auseinandersetzung mit der kulturellen und praktischen Bedeutung von Dingen⁶⁸ einen hohen Stellenwert im Fach.⁶⁹

Auch der soziologische Diskurs, welcher theoretisch meist stark auf immaterielle Aspekte fokussiert, öffnet sich in letzter Zeit gegenüber Materialität und dem damit verbundenen Erfahrungsbegriff.⁷⁰ Diese Öffnung ist zu einer ernst zu nehmenden Wende geworden. Dies zeigt beispielsweise die – begeisterte wie kritische, stets

(original 1963); vgl. z.B. Maurice Merleau-Ponty: *Phänomenologie der Wahrnehmung*. Berlin 1966 (original 1945).

64 Vgl. Robert Gugutzer (Hg.): *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld 2006.

65 Vgl. Andreas Reckwitz: *Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 32. Jg. 2003, H. 4, S. 282-301.

66 Vgl. Pierre Bourdieu: *Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main 2009 (original 1972); vgl. Ders.: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main 2005 (original 1980).

67 Beate Binder/Silke Götsch (Hg.): *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen*. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005.

68 Vgl. z.B. Arjun Appadurai (Hg.): *The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective*. Cambridge 1986.

69 Vgl. z.B. Gudrun Marlene König: *Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft*. In: Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warnken (Hg.): *Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft*. Köln/Weimar/Wien 2003, S. 95-118.

70 Vgl. z.B. Fritz Böhle/Margit Wehrich (Hg.): *Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen*. Bielefeld 2010.

jedoch leidenschaftliche – Rezeption von Bruno Latours Thesen einer *Symmetrischen Anthropologie*⁷¹, in der materielle Einheiten sozialen Akteuren gleichgesetzt bzw. als solche selbst verstanden werden. Latours Ideen fanden sowohl in der Stadtanthropologie als auch in anderen architekturbezogenen Kontexten Anwendung.⁷² Als VertreterInnen der Stadtanthropologie sind hier vor allem Lars Frers⁷³, der einen phänomenologischen Ansatz verfolgt, und Alexa Färber⁷⁴, die Stadtraum wissenschaftlich anthropologisch als *Greifbarkeit der Stadt* erschließt, zu nennen. Diesen beiden sehr unterschiedlichen Ansätzen gelingt jeweils eine überzeugende konzeptionelle Umsetzung eines Zugangs, der sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Akteure als den Stadtraum konstituierend in den Blick nimmt.

Ausgehend von der vielfach erkannten Notwendigkeit, Materialität in das sozialwissenschaftliche Denken einzubeziehen, sind die Publikationen der Architektursoziologin Heike Delitz besonders erhellend. Sie bemängelt, dass das soziologische Theoriegebäude keine Instrumente und Begriffe bereitstellt, die es erlauben, Materialität adäquat einzubeziehen:

„Die Soziologie reinigt das Soziale von allen Artefakten, von denen es doch faktisch durchquert ist, sie reduziert das Soziale auf die intentionale Interaktion, auf Wechselwirkungen oder kollektive Tatsachen.“⁷⁵

71 Vgl. Bruno Latour: *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Frankfurt am Main 2008.

72 Für eine stadtanthropologische Mikroperspektive vgl. z.B. Frederike Felcht: ‚Die Straßenbahnen sind gestopft und gepfropft und mit Menschen garniert‘. Überlegungen zur Aufhebung des Anthropozentrismus von Mensch-Ding-Beziehungen. In: Elisabeth Tietmeyer u.a. (Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf materielle Kultur*. Münster 2010, S. 43-52; für eine stadtanthropologische Makroperspektive vgl. z.B. Ignacio Ferías/Thomas Bender (Hg.): *Urban Assemblages. How Actor-Network-Theory Changes Urban Studies*. London/New York 2010; für eine wissenschaftsethnologische Architekturanalyse vgl. z.B. Bruno Latour/Albena Yaneva: *Die Analyse der Architektur nach der Actor-Network-Theorie (ANT)*. In: *Explorations in Architecture. Teaching, Design and Research*. Basel/Boston/Berlin 2008, S. 80-89; vgl. Albena Yaneva: *A Building is a „Multiverse“*. In: Bruno Latour/Peter Weibel (Hg.): *Making Things Public. Atmospheres of Democracy*. Ausstellung am Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, 20. März - 3. Oktober 2005, S. 530–535.

73 Vgl. Lars Frers: *Einhüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals*. Bielefeld 2007; vgl. Ders.: *Perception, Aesthetics, and Envelopment – Encountering Space and Materiality*. In: Ders./Lars Meier (Hg.): *Encountering Urban Places. Visual and Material Performances in the City*. Aldershot, Hampshire 2007, S. 25-46.

74 Vgl. Alexa Färber: *Greifbarkeit der Stadt: Überlegungen zu einer stadt- und wissenschaftsanthropologischen Erforschung räumlicher Aneignungspraktiken*. In: *Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung*, 2010, H. 40/41, S. 100-105.

75 Heike Delitz: *Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen*. Frankfurt/New York 2010, S. 19.

Aus soziologischer Sicht wird Architektur oftmals nur als Ausdruck verstanden, und somit als „Instrument, einen als präexistent vorgestellten Inhalt (die gesellschaftlichen Verhältnisse, die sozialen Strukturen, die mit unterschiedlicher Macht besetzten Positionen) nur noch ‚auszudrücken‘.“⁷⁶ Diese Denkweise befördere einerseits den Dualismus zwischen dem Sozialen und dem Materiellen, andererseits ist jedes Verständnis von Dinglichkeit als Reproduktion oder Kopie wie auch als Determination des Sozialen zu einfach. Delitz bestreitet nicht, dass sich das Soziale auf die Architektur auswirkt, möchte jedoch die „soziale ‚Effektivität‘“⁷⁷ der gebauten Gestalt in Überlegungen gleichwertig einbeziehen. Als Ausweg aus dem beschriebenen Dilemma sieht die Autorin Ansätze der Philosophischen Anthropologie, die in den 1920ern im zeitgeschichtlichen Kontext den ‚ganzen Menschen‘ (wieder) in den Mittelpunkt rücken wollte.⁷⁸ Dieser Denkansatz beginne nicht bei Kultur oder Sozialität, sondern beim Leben selbst und ermögliche es so, „den menschlichen Körper und seine Artefakte grundlegend hinsichtlich des Sozialen zu berücksichtigen“⁷⁹. Entscheidend für meine Argumentation ist, dass die Autorin anschaulich und überzeugend zeigt, dass das Potenzial eines philosophisch-anthropologischen Denkansatzes darin liegt, die Materialität des Körpers und der Dinge als Medium und Moment des Sozialen zu beschreiben. So verwendet auch die vorliegende Untersuchung phänomenologische Ansätze, um Materialität, Sozialität und Bedeutung gleichermaßen einzubeziehen.

Atmosphäre

Auch der Empirische Kulturwissenschaftler Kaspar Maase sieht Körperlichkeit als grundlegendes Moment ästhetischen Alltagserlebens spätmoderner westlicher Gesellschaften⁸⁰, greift in diesem Zuge den Ästhetikbegriff von Gernot Böhme⁸¹ auf

76 Ebd., S. 12.

77 Ebd., S. 12.

78 Vgl. Heike Delitz: Expressiver Außenhalt. Die >Architektur der Gesellschaft< aus Sicht der Philosophischen Anthropologie. In: Dies./Joachim Fischer (Hg.): Die Architektur der Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 163-194.

79 Vgl. ebd., S. 166.

80 Vgl. Kaspar Maase: Der Banause und das Projekt schönen Lebens. Überlegungen zu Bedeutung und Qualität alltäglicher ästhetischer Erfahrung. In: Ders.: Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur. Tübingen 2011, S. 238-271.

81 Vgl. Gernot Böhme: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt am Main 1995.

und verortet ihn im Fach. Der vor allem von Böhme geprägte Begriff der Atmosphären bezeichnet räumliche Qualitäten, die in einer Situation zwischen Objekt und Subjekt bestehen und von letzterem gespürt werden können. Dabei ist ein wichtiges Element der Atmosphäre sicherlich ihre räumliche Ausdehnung, die dem Begriff des Leibes den der Bewegung als Möglichkeit der Verräumlichung zur Seite stellt.⁸² Auch die Beschäftigung mit Spürbarkeit, also Emotion und Gefühl schließt an kulturwissenschaftliche Themen an. Seit einigen Jahren erlebt der Atmosphärenbegriff eine gewisse Konjunktur: Kultur-, Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen sowie KünstlerInnen und HumangeographInnen arbeiten an seiner Kontur und Umsetzbarkeit und transferieren ihn in die jeweiligen fachlichen Zusammenhänge. In der Empirischen Kulturwissenschaft begegnet den Lesenden der Begriff der Atmosphäre beispielsweise in Brigitta Schmidt-Laubers Forschungen zur Emotion Gemütlichkeit⁸³ oder bei Orvar Löfgrens⁸⁴ stadthethnologischer Arbeit über Bahnhöfe. Albrecht Lehmann reflektiert seine Bedeutung in der methodologischen Perspektive der Erzählforschung.⁸⁵

Das Konzept der Atmosphäre weist deutliche Parallelen zum ethnografischen Forschen auf. So müsste der Begriff der Atmosphäre

„(...) jedem Europäischen Ethnologen sympathisch klingen, korreliert er doch mit der kulturanthropologischen Präferenz für Kontexte, Situationen, komplexe Interaktionen gegenüber isolierten Einzelobjekten“⁸⁶.

Aktuell findet im Fach eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Atmosphärenbegriff statt, den damit beispielsweise auch die kulturwissenschaftliche

82 Vgl. Jürgen Funke-Wieneke/Gabriele Klein (Hg.): *Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld 2008, S. 75-98; vgl. Kaspar Maase: *Bewegte Körper – Populäre Kultur – Ästhetische Erfahrungen. Kulturwissenschaftliche Überlegungen*. In: Jürgen Funke-Wieneke/Gabriele Klein (Hg.): *Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Bielefeld 2008, S. 31-50; vgl. Iain Borden: *Skateboarding, Space and the City. Architecture and the Body*. Oxford/New York 2001.

83 Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: *Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung*. Frankfurt am Main/New York 2003.

84 Vgl. Orvar Löfgren: *Urban atmospheres – An ethnography of railway stations*. In: Beate Binder u.a. (Hg.): *Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturalanalytische Skizzen*. Frankfurt am Main/New York 2010, S. 67-76.

85 Vgl. Albrecht Lehman: *Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens*. Berlin 2007.

86 Kaspar Maase 2011, S. 266.

Zeitschrift *Kuckuck* in ihrer aktuellen Ausgabe als Leitthema aufgreift.⁸⁷ Im Vordergrund der Rezeption steht oftmals die Forderung, sich verstärkt mit einer empirisch fundierten Definition des Begriffs zu beschäftigen, wie etwa mit Entstehungsbedingungen, Wahrnehmungsmustern etc., und damit Böhmes Atmosphärenbegriff besser in sozialwissenschaftlichen Fächern zu integrieren. In diesem Rahmen steht auch das kulturgeografisch geprägte internationale Netzwerk *Ambiances*.⁸⁸ Für die ethnografische Forschung erläutert Orvar Löfgren die Anschlussfähigkeit des Konzepts der Atmosphäre:

„I also find the concept of atmospheres helpful for several reasons. First of all it makes us think about how such moods are produced, anchored, sustained or changed. What are the conditions of their cultural production? Secondly, it opens up the question of how people come to share an atmosphere or are taken in by it, and how an atmosphere may dissolve boundaries not only between people but between the body and the material surroundings. Thirdly, it is a concept that focuses on the totality of an emotional mood. The ways in which many different sensual elements are combined: light, colour, space, smell, sound, touch, movements like rhythms and paces, as well as the role of different materialities, textures and surfaces: light, heavy, hard, soft, etc.“⁸⁹

Auch in der vorliegenden Arbeit ist der Atmosphärenbegriff vor allem als heuristischer Zugang zu verstehen, der einen bestimmten Blick auf Stadtraum ermöglicht. Diese Neuorientierung auf das Erleben äußert sich einerseits in Studien, die Sinnlichkeit in den Vordergrund stellen und sich dabei meist einen oder mehrere ausgewählte Sinne konzentrieren.⁹⁰ Andererseits, und dies ist auch der Weg dieser Arbeit, werden Konzepte und Möglichkeiten entwickelt, die die Situation des Städtischen als Ganzes – Sinne, Leib und Bedeutung integrierend – zu beschreiben in der Lage sind.

87 Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, 26. Jg. 2011, H. 2.

88 Vgl. <http://www.ambiances.net/> [Datum des Zugriffs 21.03.2012].

89 Orvar Löfgren 2010, S. 68.

90 Vgl. z.B. Klaus Schäfer: KlangRaumStadt. In: Irene Nierhaus/Elke Krasny: Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie. Berlin 2008, S. 183-192; vgl. Helmuth Berking: Strides on the Sound Sides of Cities. In: Beate Binder (Hg.): Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturanalytische Skizzen. Frankfurt am Main/New York 2010, S. 127-133; vgl. Werner Bischoff: ‚Korrespondierende Orte‘ – Zum Erscheinen olfaktorischer Stadtlandschaften. In: Christian Berndt/Robert Pütz (Hg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld 2007, S. 189-212.

2 Profil der Untersuchung

2.1 Der Ulmer Münsterplatz – eine Situationsbeschreibung

Für ein umfassendes Verständnis der vorliegenden Fallstudie sind sowohl eine Vorstellung der heutigen Gestalt und Nutzung des Platzes, als auch ein Überblick über seine städtebauliche Entwicklung unabdinglich. Zu beachten ist im Folgenden, dass ein Unterschied zwischen dem Münstervorplatz und dem gesamten Münsterplatz besteht. Dieser setzt sich aus verschiedenen Teilbereichen zusammen, die nicht alle als Plätze einzuordnen sind. So ist nur der runde, nach außen hin abgegrenzte Münstervorplatz eindeutig als Platz zu erkennen. Die gering scheinenden Nutzungsmöglichkeiten seiner sehr reduzierten Gestaltung werden durch mobile Stühle kompensiert. Die anderen Bereiche des Münsterplatzes sind weniger klar zu definieren: Gleichet doch der nördliche Münsterplatz in Charakter und Form eher einer Fußgängerzone, der südliche Münsterplatz hingegen einem Ruheort, der an den ehemaligen Kirchhof erinnern soll. Der Bereich hinter dem Münster ist dadurch geprägt, dass verschiedene Gassen und Bereich ineinander übergehen, hat jedoch keinen planerischen Eigencharakter. So ist die Gesamtheit der Platzräume, die das Münster umgeben, nicht nur auf den Vorplatz zu beschränken, auch wenn dieser diskursiv oft im Mittelpunkt stand und steht. Die einzelnen Teilbereiche bilden ein komplexes räumliches Arrangement, das – anders als ein Platz – nicht räumlich geschlossen und überschaubar ist:

„So wird das Münster zum Erlebnis, zum Stadtteil, den man umwandern muß [sic!], um es kennenzulernen. Dem Besucher wird mehr in der Erinnerung haften bleiben als nur die Postkartenansicht mit dem höchsten steinernen neugotischen Kirchturm der Welt.“⁹¹

Dieser Vergleich mit einem Stadtteil mag etwas überzogen scheinen, dem Grundgedanken jedoch ist völlig zuzustimmen: Das Münster prägt einen komplexen, ausdifferenzierten Stadtraum, der aus verschiedenen Platzräumen besteht, über die

91 Gernot Dietel: Das Ulmer Münster als Stadtteil. Eine städtebauliche Betrachtung. In: Hans Eugen Specker (Hg.): 600 Jahre Ulmer Münster. Ulm 1977, S. 552-562, hier S. 562.

Überschaubarkeit eines einzelnen Platzes hinausgeht und somit nur in Bewegung erschlossen werden kann.

Fotografische Eindrücke

Im Folgenden möchte ich eine visuell unterstützte Situationsbeschreibung des Münsterplatzes vorlegen, um die LeserInnen ins ‚Bild‘ zu setzen über den Ort, mit dem sich die hier explizierte Fragestellung beschäftigt. Vor dem Hintergrund der Grundannahmen dieser Studie, die das Erleben in den Mittelpunkt stellt, welches nur durch das Subjekt selbst stattfinden kann, scheint eine bebilderte Einführung natürlich mangelhaft, kann sie doch leibliche Erfahrungen und sinnliche Eindrücke nicht darstellen. Da dies aber auch andere Darstellungsformen, wie zum Beispiel Videofilme, im Rahmen einer schriftlichen Arbeit nicht leisten können, entscheide ich mich hier bewusst für das Medium der Fotografie, nicht jedoch, ohne den/die LeserIn aufzufordern, sich selbst vor Ort zu begeben und zu erleben. Die Abbildungen 1 und 2 erlauben eine Übersicht über den Münsterplatz. Mit den Abbildungen 3 bis 28 möchte ich die einzelnen Bereiche beschreiben, die sich bei einem Gang um das Münster zeigen.

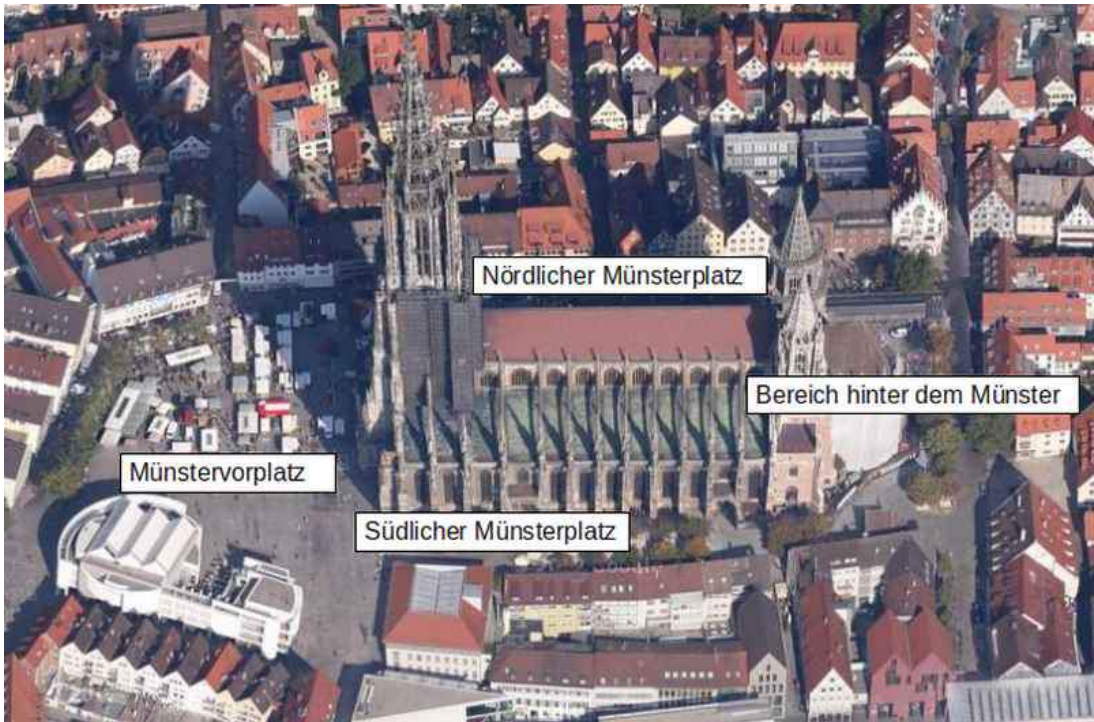


Abb. 1: Münsterplatz mit Straßennamen (Quelle: <http://www.google.de/maps>. Bearbeitung: Melanie Keding)

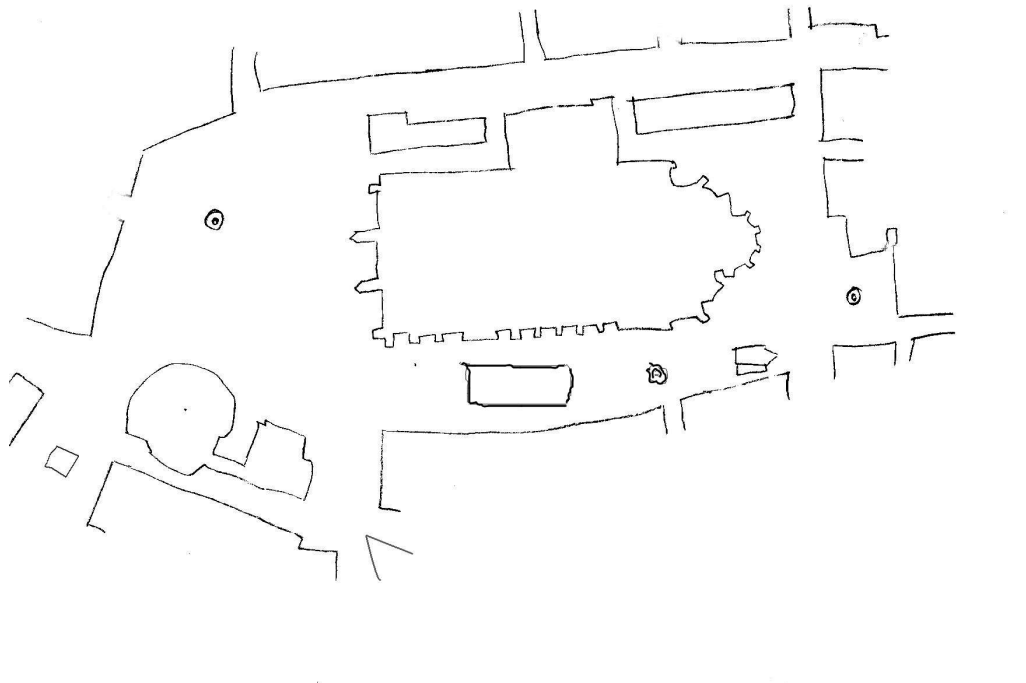


Abb. 2: Eigene Skizze des Münsterplatzes



Abb. 3: Blick auf den Münstervorplatz von Norden (mit Stadthaus und nördlichem Platzrand) (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 4: Blick vom Münster auf den Münstervorplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 5: Blick vom Vorplatz auf das Hauptportal des Münsters (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 6: Blick vom Vorplatz in den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 7: Blick auf den Münstervorplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 8: Blick vom Stadthaus (2. Stock) auf den südlichen Rand des Vorplatzes (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 9: Blick auf den südlichen Münsterplatzes (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 10: Blick vom Vorplatz in den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)

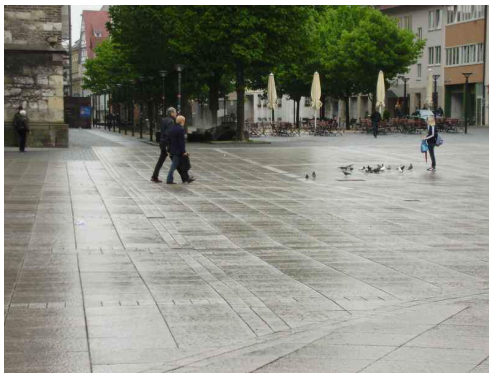


Abb. 11: Blick vom Vorplatz in den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 12: Geschottertes Karrée am südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)

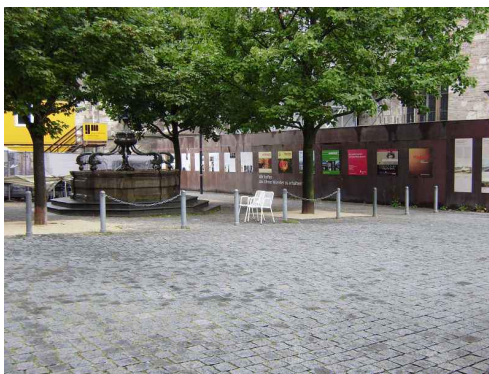


Abb. 13: Blick auf den östlichen Bereich des südlichen Münsterplatzes (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 14: Bereich hinter dem Münster (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 15: Blick vom Bereich hinter dem Münster in den südlichen Münsterplatz (mit Kapelle) (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 16: Blick vom Bereich hinter dem Münster auf die östliche Randbebauung (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 17: Bereich hinter dem Münster, Spatzen als Spielgeräte (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 18: Blick vom Bereich hinter dem Münster in den nördlichen Münsterplatz (Ecke Ladenzeile) (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 19: Blick vom Bereich hinter dem Münster in den nördlichen Münsterplatz (mit Ladenzeile und Münster) (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 20: Blick vom Bereich hinter dem Münster Richtung nördlicher Münsterplatz: Bereich zwischen Ladenzeile und Münster (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 21: Blick vom nördlichen Münsterplatz zur Münsterbauhütte seitlich des Münsters (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 22: Blick vom nördlichen Münsterplatz zur Münsterbauhütte am Übergang zum Vorplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 23: Blick vom nördlichen Münsterplatz zur Münsterbauhütte am Übergang zum Vorplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 24: Blick vom nördlichen Platzrand des Vorplatzes in den nördlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 25: Blick vom Münstervorplatz auf den nördlichen Platzrand (mit Brunnen) (Quelle: Melanie Keding)

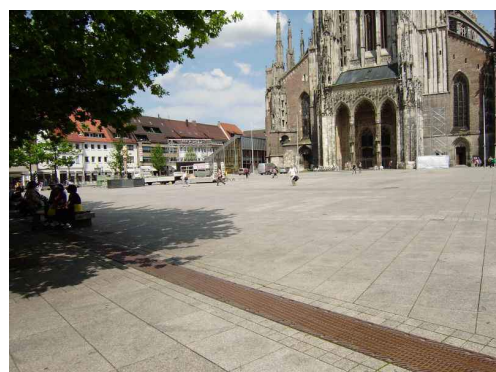


Abb. 26: Blick von der Einmündung der Hirschstraße auf den Vorplatz mit Münsterportal (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 27: Blick von der Einmündung der Hirschstraße entlang des nördlichen Platzrandes des Vorplatzes (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 28: Blick vom Stadthaus auf den Vorplatz mit Weihnachtsmarkt (Quelle: Melanie Keding)

Städtebauliche Entwicklung

Der Münsterplatz blickt auf eine lange Entwicklungsgeschichte zurück, die bis ins Mittelalter zurückreicht. Nach der Erbauung des Münsters nimmt vor allem die Geschichte seit Ende des 19. Jahrhunderts Einfluss auf die heutige Situation, da in dieser Zeit die städtebauliche Situation geschaffen wurde, auf die sich die jüngsten Umgestaltungen des Platzes beziehen. Deshalb konzentrieren sich meine Ausführungen auf diesen Zeitraum. Das Ulmer Münster wurde als Bürgerkirche errichtet, die gesamten Kosten für den Bau brachten die Ulmer Bürger und der Rat der Stadt auf. Dieses Selbstbewusstsein der Ulmer BürgerInnen hängt auch eng mit Ulms langer Tradition als Freie Reichsstadt zusammen. Die Grundsteinlegung des Münsters erfolgte 1377, fertiggestellt wurde die spätgotische Kirche im Jahr 1543. Der Kirchturm, dessen Höhe das Münster zu seiner heutigen Berühmtheit bringt, maß beim Abschluss der mittelalterlichen Bauarbeiten lediglich etwa 100 Meter. Erst der vierte Baumeister des Münsters, Ulrich von Ensingen, der 1392 ins Amt kam, veränderte die bis dahin bestehenden Pläne dahingehend, dass der Hauptturm des Münsters eine Höhe von über 150 Metern messen sollte. Etwa 100 Jahre später, als sich Matthäus Böblinger an die Umsetzung des ehrgeizigen Plans von Ensingens machte, brachen Steine aus dem Turmgewölbe und das Bauwerk bekam massive Schäden. Nach der Entlassung Böblingers 1494 sanierte und stabilisierte sein Nachfolger Burkard Engelberg den Turm, die Seitengewölbe mussten noch einmal

abgenommen und mit einer Reihe Rundpfeilern unterstützt werden. 1507 endete diese Maßnahme zur Rettung, 36 Jahre später wurden mit der Schließung der Bauhütte die Baumaßnahmen beendet. (vgl. Abb. 29) Im Jahr 1844 wurde die Bautätigkeit am Münster wieder aufgenommen und August Beyer vollendete in Anlehnung an die mittelalterlichen Pläne von Ensingens den Kirchturm des Münsters, der nun seine volle Höhe, 161,53 Meter, erreicht hatte, die mehr als 60 Meter über der Höhe des mittelalterlichen Hauptturms lag. Im Jahr 1890 war das Münster nun fertiggestellt.

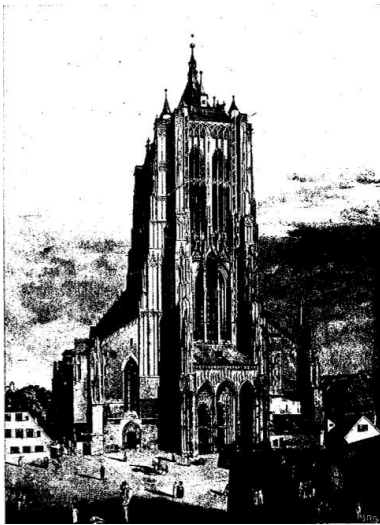


Abb. 29: Münster mit unvollendetem Westturm (Quelle: Rudolf Pfeleiderer: Münsterbuch. Das Ulmer Münster in Vergangenheit und Gegenwart. Ulm 1907, S. 217)



Abb. 30: Münster vor und nach der Vollendung des Westturms (Quelle: Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. Zum 100. Jahrestag der Vollendung des Ulmer Münsters. Begleitband zur Ausstellung. Stuttgart 1990, S. 17.)

Im Zuge der Vollendung des Münsterturms wurde das Barfüßerkloster, das sich bis

dahin südwestlich vom Münster befand, im Jahr 1879 abgerissen.⁹² Hintergrund dieser Vorgehensweise ist das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bestehende neoklassizistische Leitbild, demnach herausragende Bauten frei stehen sollten. Dies geht einher mit dem in dieser Zeit erstarkenden Nationalismus, in dessen Zuge beispielsweise durch das Zeigen historischer Objekte im Stadtbild nationale Identität gestiftet werden sollte. Das Münster hat in dieser Zeit weniger konfessionelle als nationale Bedeutung, was sich darin zeigt, dass Gruppen aller Konfessionen sich für den Bau des Hauptturms einsetzten.⁹³ Die Exponiertheit des Bauwerks als Denkmal wird durch die Distanz zur Umgebung und zum Alltag geschaffen. Im mittelalterlichen Weltbild hingegen gehörte das Münster sowohl kulturgeschichtlich als auch städtebaulich zum Alltag und somit in die Nähe seiner städtischen Umgebung. Durch den Abriss des Klosters, der im Wunsch nach der Freistellung des Münsters begründet lag, entstand ein zerfließender, leerer Platz, dessen Struktur keine Verbindung zur Höhe des Münsters schaffen konnte:

„Wo früher eine Abfolge unterschiedlicher Stadträume den Blick auf die fünfschiffige Basilika vorbereitete und nach und nach enthüllte, präsentierte sich der aus den Stadtkörper herauspräparierte Turmbau auf der neu geschaffenen Innenstadtbrache jetzt ganz unverhofft. Die gähnende Leere, die auf der freigeräumten Fläche herrschte, konnte auch die Umgebung nicht kompensieren. Die den vergrößerten Platz umgebenden Bürgerhäuser waren viel zu bescheiden und zu kraftlos, als dass sie als Platzwand dem gegenüberliegenden Steingebirge hätten optischen Halt geben können. Die Raumkanten hatten keinen Bezug zu dem Kirchenbau und liefen sich in der Peripherie tot.“⁹⁴

Nach dem Abriss des Klosters, der recht bald als städtebaulicher Fehler erkannt wurde, beginnt eine Planungsgeschichte, die erst mit der Neugestaltung des Münsterplatzes 1993 endet.⁹⁵ Der erste Wettbewerb wurde bereits im Jahr 1873

92 Vgl. Ulmer Museum (Hg.): Steingewordene Träume. Vollendung gotischer Kirchtürme im 19. Jahrhundert (anlässlich der Ausstellung 12. Mai bis 24. Juni 1990); für den gesamten Absatz vgl. Max Stemshorn: Suche nach Stadtraum. Planungskonzepte für den Ulmer Münsterplatz 1873-1945. In: Ders./Alexander Wetzig (Hg.): Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart. Ulm 2005, S. 46-81.

93 Vgl. ebd., S. 71-75.

94 Stemshorn 2005, S. 48.

95 Vgl. Ingrid Honold: Der Ulmer Münsterplatz. Wettbewerbe und Projekte zu seiner städtebaulichen und architektonischen Gestaltung. Universität Tübingen (Dissertation), 1993.

ausgelobt, vor dem Abriss des Klosters von 1874 bis 1879.⁹⁶ Nachdem jedoch damit begonnen wurde, den Hauptturm fertigzustellen, wurden alle weiteren Planungen zur Gestaltung des Platzes auf die Zeit nach der Fertigstellung dieser Maßnahme verschoben.⁹⁷ Die weiteren planerischen Überlegungen waren bestimmt durch das Streben nach einem Konzept, das die „Schließung des zugigen Stadtraumes einerseits, die visuelle Inszenierung des Westturms im Stadtgefüge sowie die Schaffung maßstabbildender Bauten andererseits verband“⁹⁸. So fanden in den Jahren 1905/1906 wie auch 1925/26 Wettbewerbe statt, die jedoch zu keinem Ergebnis führten. Zwischenzeitlich zeugte die Einrichtung eines Provisoriums von nachlassendem Engagement für eine adäquate Lösung. Auf dem Münsterplatz, über den seit 1897⁹⁹ die Straßenbahn fuhr, wurde 1912 eine voluminöse Wartehalle gesetzt. Seit den 1930er Jahren diente der Platz auch als Parkplatz für Automobile.

Aus dem Zweiten Weltkrieg ging Ulm mit starken Schäden hervor, etwa 81 Prozent¹⁰⁰ der Stadtfläche waren zerstört.¹⁰¹ Der Münsterplatz war ebenfalls betroffen, die Bürgerhäuser am Platzrand waren nahezu komplett zerstört, das Ulmer Münster jedoch wurde von den Bomben nicht getroffen. Auch nördlich, also hinter dem Münster, blieb Bausubstanz erhalten, die jedoch teilweise dem Wiederaufbau zum Opfer fiel. Auf dem Münsterplatz wurden zunächst einige Provisorien errichtet, um das ökonomische und gesellschaftliche Leben in der Stadt wieder aufnehmen zu können: In den Jahren 1948 bis 1950 wurden die so genannten Bazare, provisorische Ladenbauten, auf dem südlichen, östlichen und nördlichen Münsterplatz erbaut.¹⁰² Die letzte dieser zunächst auf 15 Jahre angelegten provisorischen Bauten wurde erst 1999 abgerissen. Als zentrale Planungsaufgabe rückte zeitgleich das Thema Verkehr in den Mittelpunkt. Damit – und auch bedingt durch die fehlenden Visionen einer von

96 Henning Petershagen: Leben auf dem Platz. In: Max Stemshorn/Alexander Wetzig (Hg.): Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart. Ulm 2005, S. 30-45, hier S. 39; vgl. Alexander Wetzig: Der Münsterplatz nach 1945. Vom Wiederaufbau zur Stadterneuerung. In: Max Stemshorn/Ders. (Hg.): Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart. Ulm 2005, S. 82-115.

97 Für den gesamten Absatz vgl. Stemshorn 2005, S. 46-81.

98 Ebd., S. 51.

99 Petershagen 2005, S. 43.

100 Wetzig 2005, S. 83.

101 Für den gesamten Absatz vgl. ebd., S. 82-115.

102 Vgl. Petershagen 2005, S. 45.

Nationalsozialismus und Krieg in ihrer kulturellen, geistigen und später ökonomischen und infrastrukturellen Entwicklung gehinderten Nation – wichen stadträumliche Fragen und Gestaltungswillen im Umgang mit einer zerstörten Altstadt pragmatischeren Zielen. So wurden beispielsweise 1948 die Pläne für die Verkehrsschneise Neue Straße gefasst, die später den Stadtkern trennte. Mit Beginn der 50er Jahre verabschiedete man sich selbst in den Rahmenplänen, die ohnehin nicht bindend sind, von Gestaltungsabsichten bezüglich des Münsterplatzes und seiner Umgebung.¹⁰³ Um den Wiederaufbau der wesentlichen Platzränder, westlich und südlich vom Münster, wurde lange und leidenschaftlich diskutiert. Über gestalterische Detailfragen der Häuser verlor man dabei den gesamtträumlichen Zusammenhang aus den Augen.¹⁰⁴ Im Jahr 1954 wurde mit dem Bau der Platzwände begonnen, deren Gestaltung dem architektonischen Leitgedanken eines „traditionell giebelständige[n] Satteldachhaus[es] in Variation von Höhe, Breite und Fassadengliederung“¹⁰⁵ folgte. Im Süden wurde die Bebauung 1959 abgeschlossen, im Westen erst 1965. Auf die Diskussionen über die räumliche Gestaltung des Platzes zwischen 1873 und 1933/39 wurde dahingehend Bezug genommen, dass man auf eine Aufweitung der Einmündung der Hirschgasse verzichtete und die südwestliche Platzfront etwas einschwenkte. Für den Bürger- und Verkehrsverein wurde 1957 am südwestlichen Platzrand ein Verkehrspavillon errichtet, begleitet von der erneuten Diskussion um die Bebauung des Platzes. Gleichzeitig und im Einklang mit dem Leitbild der autogerechten Stadt wurden alle verfügbaren Flächen der Umgebung des Münsters einschließlich des Vorplatzes als Parkplatz genutzt. Nach der Vollendung des Wiederaufbaus des Münsterplatzes Mitte der 60er war es in den folgenden zehn Jahren ruhig um den Münsterplatz. Nach einem Wechsel in der Spitze der Bauverwaltung 1975, beschloss der Gemeinderat 1976 ein „Innenstadtkonzept“, also einen Rahmenplan, der ein integriertes Nutzungs-, Gestaltungs- und Verkehrskonzept formulierte.¹⁰⁶ 1977 folgte ein Ideenwettbewerb, der eine Neugestaltung der Stadtmitte vorsah, die sich mit der Kontextualisierung der beiden durch die Neue Straße getrennten Innenstadt-Quartiere auseinandersetzte. In der Auswertung des

103Vgl. Wetzig 2005, S. 86.

104Vgl. ebd., S. 89.

105Ebd., S. 91.

106Vgl. ebd., S. 93.

Wettbewerbs wurde klar, dass das Problem des Münsterplatzes separat zu behandeln war. So wurde 1980 ein weiterer Wettbewerb ausgeschrieben, ein Realisierungswettbewerb, der sich diesmal lediglich mit dem Münsterplatz beschäftigte. Auch dieser Wettbewerb brachte wie die vorhergehenden keine Ergebnisse. Erst der letzte Wettbewerb aus dem Jahr 1986 führte schließlich zur Gestaltung und Bebauung des Münsterplatzes, wie wir ihn heute kennen. Die Aufgabe lag in der „Neuordnung und Gestaltung des Münsterplatzes“¹⁰⁷. So forderte die Ausschreibung vom Entwerfenden einen Vorschlag zur räumlichen und gestalterischen Verbesserung des Münsterplatzes.¹⁰⁸ Auch sollte ein Gebäude mit öffentlichem Charakter und Raum für Ausstellungsflächen, den Tourismusverein, ein Restaurant sowie einen Versammlungssaal entstehen.¹⁰⁹

Die Jury wählte schließlich den Entwurf Richard Meiers aus, der einerseits den Bau des Stadthauses, andererseits ein Konzept für die Neugestaltung des Platzes beinhaltete. Richard Meiers Entwurf wurde sowohl städtebaulich als auch architektonisch für überzeugend befunden. Gar die „Quadratur des Kreises“¹¹⁰ sahen einige Fachleute darin. Denn tatsächlich stellten die im Wettbewerb ausgeschrieben Aufgaben, vor allem hinsichtlich des Bauplatzes in direkter Nachbarschaft zum Ulmer Münster, eine Herausforderung dar.

Im Zentrum des Entwurfs von Richard Meier steht sicherlich das Stadthaus als Funktionsgemisch vornehmlich öffentlicher Nutzungen. Das insgesamt fünfgeschossige Gebäude besteht aus zwei Teilen, die durch eine zweigeschossige Brücke miteinander verbunden sind. Mit der Dominanz der Farbe Weiß, einer durch Glas- und Freiflächen hervorgerufenen Transparenz wie mit einem versierten Formenspiel trägt das Bauwerk die unverwechselbare Handschrift des Architekten.¹¹¹ Das Stadthaus ist jedoch nicht nur eine architektonisch, sondern auch ein städtebaulich wirksames Gebäude. In dieser Ambivalenz liegt seine Qualität, aber

107Auslobungstext zum Wettbewerb 1986. In: Stephan Barthelmess: Richard Meier. Stadthaus Ulm. Niederstotzingen 1993, S. 68-73, hier S. 69.

108Vgl. ebd., S. 68-73.

109Vgl. ebd., S. 68-73.

110Peter Rumpf: Quadratur des Kreises. Stadthaus Ulm und Neuer Münsterplatz. In: Bauwelt, 1994, H. 3, S. 96-101.

111Für weitere Ausführungen zur architektonischen Gestaltung vgl. Manfred Sack/Klaus Kinold: Richard Meier. Stadthaus Ulm. Stuttgart 1994.

sicherlich auch seine Problematik in der öffentlichen Akzeptanz:

„Die Ulmer Aufgabe war elementar, aber auch ein wenig ungefähr, denn das Programm ließ Deutungen zu. Vom Bauherrn, der Stadt Ulm, war ein Gebäude verlangt worden, in welchem Bürger und Besucher der Stadt sich unterrichten und einfache Dienstleistungen erfahren können (Verkehrs- und Reisebüro, Theaterkasse, Hotelbuchungen, Fahrkarten, Stadtauskünfte), in welchem sie Gelegenheit bekommen sollten, sich zu versammeln (zu Vorträgen, Tagungen und kleinen Kongressen), wo sie ferner Ausstellungen besichtigen, auch Kaffee trinken und angenehm speisen können. [...] Der eigentlich Anlass aber, dieses Stadthaus zu errichten, war nun einmal die städtebauliche Korrektur des Münsterplatzes, der an seinem südlichen Rand endlich eine würdige, kraftvolle Fassung erhalten sollte.“¹¹²

Das Nutzungsprogramm des Stadthauses war also von Seiten der Stadt schwer zu legitimieren und zu schärfen, da für ein Bauwerk, dessen Funktion vorwiegend städtebaulicher Natur war, erst andere, besser nachvollziehbare Funktionen gefunden werden mussten. Die bis heute bestehende Heterogenität der Nutzungen, die von einem Juweliergeschäft über Veranstaltungen des Universitätsklinikums hin zu Konzerten zeitgenössischer Musik reichen, lässt kaum ein eindeutiges Profil für das Stadthaus zu.

Die städtebauliche Funktion des Stadthauses besteht einerseits darin, dass es – am Standort des ehemaligen Barfüßerklosters errichtet – die mittelalterliche Stadtstruktur teilweise wieder herstellt, indem es eine Gasse zwischen südlichem Platzrand und Münstervorplatz schafft.¹¹³ Andererseits strukturiert der Neubau den gesamten Vorplatz. Das Stadthaus ist so gestaltet, dass es nach allen Seiten Offenheit signalisiert und Zugang sowie Durchsicht ermöglicht. Somit wird das Grundprinzip einer Kommunikation mit dem Platz deutlich. Auch die Kommunikation mit dem Münster ist ein entscheidendes Element des Entwurfs. Vor allem aber sind die Blickbeziehungen von Bedeutung, die das Stadthaus als Mittel der Brechung und Neuinterpretation einer Betrachtung des Münsters definieren.

¹¹²Ebd., S. 18.

¹¹³Für den gesamten Absatz vgl. Holland/Strassel 1996, S. 67-84.

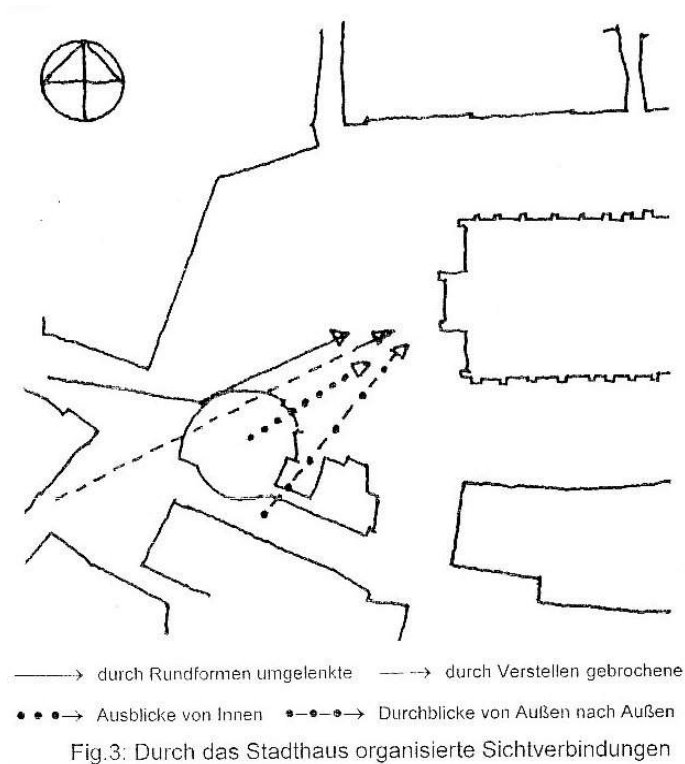


Abb. 31: Sichtverbindungen Stadthaus Münster (Quelle: Holland/Strassel 1996, S. 75.)

Neben den stadträumlichen Funktionen, die durch das Stadthaus erreicht werden können, wurde auch die Gestaltung der Freifläche neu geplant. Der Vorplatz wurde durch das Pflanzen einer Baumreihe verkleinert und vereinheitlicht, die eine gestalterische Parallelität zu den dahinter liegenden Arkaden etabliert und Transparenz ermöglicht. Richard Meier sieht den Vorplatz so in zwei Bereiche geteilt:

„Nichts stört die räumliche Großzügigkeit des Platzes: Brunnen, Baumgruppen und Bänke sind am Rand angeordnet; das Zentrum ist der Bereich der Dynamik, der Weite und der Höhe; die Peripherie ist der Bereich der Kleinteiligkeit, des Verweilens und der Begegnung.“¹¹⁴

Ein einheitliches Bodenpflaster aus Granit trägt zudem zur Homogenisierung des Vorplatzes und zur Exposition von Münster und Stadthaus als Solitären die eine Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen zeigen sollen, bei.¹¹⁵

¹¹⁴Barthelmess 1993, S. 77.

¹¹⁵Vgl. Holland/Strassel 1996, S. 77.

Vom Wettbewerb zur Neugestaltung des Münsterplatzes

Wie von allen Seiten erwartet, löste die Bekanntgabe des Wettbewerbsergebnisses heftige Ablehnung und Diskussionen aus. Der damalige Leiter des Amtes für Stadtplanung, Alexander Wetzig¹¹⁶, spricht von einer „seit jeher eingeübten Grundkritik der Öffentlichkeit an einer neuen Bebauung am Münsterplatz, an ihrer Spitze der Verein Alt-Ulm“¹¹⁷. Damit stellt Wetzig die folgenden Auseinandersetzungen in eine Tradition und relativiert damit die harte Kritik: „Wie schon seit hundert Jahren ging die Wahrnehmung des Problems von Bürgern auf der einen und Gestaltern auf der anderen Seite auch diesmal wieder auseinander.“¹¹⁸

Von offizieller Seite bzw. den entscheidungsbefugten Institutionen bekam Richard Meiers Entwurf Zustimmung: Neben der Jury stimmten Gemeinderat, Bauausschuss, das Denkmalamt des Regierungsbezirks Tübingen und der Evangelische Gesamtkirchengemeinderat zu.¹¹⁹ Im Februar 1987 wurde somit die Realisierung des Siegerentwurfs vom Gemeinderat beschlossen. Kurze Zeit später reichte der damals 140-köpfige Verein Alt-Ulm bereits genügend Unterschriften ein, um einen Bürgerentscheid über die Bebauung des Münsterplatzes zu erwirken. Daraufhin veränderte Richard Meier seinen Entwurf durch das Aufsetzen kleiner Giebeldächer als Hommage an die lokalen Traditionen. Der Bürgerentscheid, der im September 1987 stattfinden sollte, wurde im April durch den Gemeinderat beschlossen. Die Argumente für den Bau des Stadthauses führt der damalige Präsident des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg in einer Stellungnahme auf:¹²⁰ So müsse das Stadthaus als „ein Stück ordnendes Heranführen der städtebaulichen Münsterumgebung“ begriffen werden, das „von seiner Maßstäblichkeit und Höhenentwicklung her Angemessenheit bestätigt“¹²¹. Auch sei der Neubau sowohl gestalterisch als auch im Bezug zur Nachbarschaft als „verträglicher Solitär“¹²² zu

116Alexander Wetzig war von 1985 bis 1991 Leiter des Amtes für Stadtplanung in Ulm; seit 1991 bis heute ist er Bürgermeister der Stadt Ulm, verantwortlich für Stadtentwicklung, Bauen und Umwelt.

117Wetzig 2005, S. 95.

118Ebd., S. 103.

119Für den gesamten Absatz vgl. Mirjam Roller: Diskussionen und Akzeptanz der Neugestaltung des Ulmer Münsterplatzes. Blaubeuren 1996.

120Vgl. August Gebeßler: Zur Neubauplanung für den Münsterplatz. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 16. Jg. 1987, S. 165-168.

121Ebd., S. 166.

122Ebd., S. 167.

bewerten, dessen ruhende Gestalt absichtlich „nicht als anpasserische Erweiterung der Platzrandbebauung aus der Nachkriegszeit gedacht ist“¹²³. Auch wird in den Argumentationen für den Bau des Stadthauses stets eine Nachvollziehbarkeit der anderen Position signalisiert. So sei es verständlich, dass nach den „Erfahrungen mit dem Nachkriegsbaugeschehen im historischen Zusammenhang (...) immer noch weite Teile der Öffentlichkeit sozusagen neubauverletzt [reagieren].“¹²⁴ Die Gegenseite, also ‚die BürgerInnen‘ als Laien, störe sich vor allem daran, dass der Neubau die Sicht auf das Münster verstelle.¹²⁵ Die Formensprache des Stadthauses verletze das charakteristische Stadtbild Ulms. So sprach sich der Verein Alt-Ulm für eine Verschönerung des Platzes ohne neue Bebauung aus.

Die Entscheidung für den Entwurf Richard Meiers ist sicherlich mit der gleichzeitigen Stadtentwicklungsstrategie in Zusammenhang zu bringen, die vor allem mit dem in den 1970er Jahren beginnenden Strukturwandel zu tun hat. 1980 wurde Ulm nach Eingemeindungen in den 1970ern mit 100.000 EinwohnerInnen zur Großstadt. 1986 wurden mit der Idee „Universität + Wirtschaft = Wissenschaftsstadt“¹²⁶ die Weichen für die bis heute andauernde Entwicklungsstrategie gestellt. Ulm sollte als Wissenschaftsstadt zu einem Dienstleistungsstandort werden¹²⁷ und trat mit der Werbung um WissenschaftlerInnen und andere DienstleisterInnen verstärkt in einen Konkurrenzkampf mit anderen Städten. Seit den 1980ern steigt der Druck auf Städte, ein unverwechselbares Image zu entwickeln und zu vermarkten.¹²⁸ Dieses Ziel wird vielfach mit architektonischen Mitteln umgesetzt, um ein einmaliges Bild der Stadt für die Außen- und Innenkommunikation entstehen zu lassen.¹²⁹ Dieses wird sowohl als gebautes als auch als grafisches und schließlich als mentales Bild einer Stadt wirksam.¹³⁰ Auch der

123Dieses und das vorhergehende Zitat: Ebd., S. 167.

124Ebd., S. 165.

125Vgl. Roller 1996, S. 19-21.

126Fachbereich Stadtentwicklung, Bau und Umwelt: Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert: In: Stadtarchiv Ulm (Hg.): StadtMenschen. 1150 Jahre Ulm. Die Stadt und ihre Menschen. Ulm 2004, S. 169-184, hier S. 173.

127Vgl. Ebd.; zur wirtschaftlichen Entwicklung vgl. Wolf-Dieter Hepach: Von der Marktfahne zum Mikrochip. Strukturwandel der Ulmer Wirtschaft (854-2004). In: Stadtarchiv Ulm (Hg.): StadtMenschen. 1150 Jahre Ulm. Die Stadt und ihre Menschen. Ulm 2004, S. 185-204.

128Vgl. Martina Löw: Soziologie der Städte. Frankfurt am Main 2008, S. 116-122.

129Vgl. Monika Grubbauer: Die vorgestellte Stadt. Globale Büroarchitektur, Stadtmarketing und politischer Wandel in Wien. Bielefeld 2011.

130Vgl. Löw 2008, S. 140-186.

öffentliche Raum wird somit zum Standortfaktor.¹³¹ Die Vorgehensweise, Inhalte und Ziele einer Firma oder Institution durch Architektur zu kommunizieren, ist als Imagearchitektur bekannt und gewinnt im Wettbewerb der Städte zusehends an Bedeutung. Hier sind es – im Gegensatz zu den Bürobauten und Firmenmuseen von Unternehmen – vor allem öffentliche (Kultur-)Einrichtungen, deren Architektur für die Stadtimagebildung genutzt wird.¹³² In Ulm ist das Ensemble aus Münster und Stadthaus ein Sinnbild für das Potenzial der Stadt, Tradition und Moderne vereinen zu können. Zukunftsfähigkeit ohne Traditionslosigkeit stimmt mit der neuen ökonomischen Ausrichtung Ulms als Wissenschaftsstadt überein. Zudem gilt das Stadthaus als Impulsgeber¹³³ und Testfall für nachfolgende öffentliche wie private Bauprojekte, die als qualitätsvolle Architektur gelten.¹³⁴ Hinzu kamen so später beispielsweise das Münstertor, das Museum Weishaupt, die Tiefgarage am Münsterplatz oder die Stadtbibliothek.

Die Rolle der Stadt für den Erfolg des Projekts der Wissenschaftsstadt wird so beschrieben:

„Erfolg lässt sich nicht erzwingen, aber man kann die Rahmenbedingungen optimieren. Die Stadt Ulm hat das Projekt Wissenschaftsstadt und deren Dynamik stets gefördert und aktiv begleitet. Zielstrebig begann die Stadt den Imagegewinn umzusetzen, den Wirtschaftsstandort konsequent zu stärken und die Attraktivität der Stadt zu steigern. Dazu gehört die Bereitstellung von Flächen. So entstanden z.B. neue Wohngebiete, neue Messe-, Kongress- und Tagungsmöglichkeiten, das Stadthaus, die Stadtbibliothek und die Neue Mitte – Projekte von höchster architektonischer und städtebaulicher Qualität, die die Innenstadt enorm aufwerten.“¹³⁵

Mit dem Thema einer qualitätsvollen, zeitgenössischen Architektur, die sich verträglich und behutsam in das historische Stadtbild einfügt, hat Ulm ein

131Vgl. Oliver Kuklinski: Öffentlicher Raum – Ausgangslagen und Tendenzen in der kommunalen Praxis. Ausgewählte Ergebnisse des Forschungsprojektes "Städte als Standortfaktor: Öffentlicher Raum." In: Informationen zur Raumentwicklung 2003, Heft 1/2, S. 39-46.

132Vgl. Franziska Puhan-Schulz: Museen und Stadtimagebildung. Amsterdam – Frankfurt/Main – Prag. Ein Vergleich. Bielefeld 2005.

133Barthelmess 1993, S. 73.

134Vgl. Ingeborg Flagge: Ulm. Stadtführer zeitgenössischer Architektur. Darmstadt 2003.

135Homepage der Stadt Ulm/Thema: Wissenschaftsstadt Ulm; <http://www.ulm.de/.89382..htm> [Datum des Zugriffs 29.2.2012].

Alleinstellungsmerkmal geschaffen. Das Ensemble von Stadthaus und Münster dient dabei als Inbegriff dieses Potenzials der Stadt. Dies zeigt sich in der touristischen Kommunikation von Seiten der Stadt, aber auch von Seiten externer AutorInnen, wie das Titelbild einer Ausgabe des *Merian* von 2006 zeigt. (Vgl. Abb. 32) Im Bildnachweis¹³⁶ ist das Titelbild, fotografiert von Tobias Gerber, mit dem Kommentar „Ein Kontrast, den Ulm mit Freude akzeptiert“ versehen. Die Startseite des Internetauftritts des Doppelzentrums Ulm/Neu-Ulm ist ebenfalls mit einer Fotografie von Stadthaus und Münster bebildert. (Vgl. Abb. 33) Sogar die grafische Darstellung für das Stadthaus verzichtet nicht auf das Münster. (Vgl. Abb. 34)

136Ebd., S. 114.



Abb. 32: Titelbild Merian (Quelle: Merian extra. Ulm und Neu-Ulm. Erstverkaufstag 20.11.2006.)



Abb. 33: Screenshot Homepage (Quelle: www.ulm.de)



Abb. 34: Logo Stadthaus (Quelle: http://www.stadthaus.ulm.de)

Die Liste der ikonografischen Darstellung und Verwendung des Ensembles von Münster und Stadthaus in der Innen- und Außenkommunikation der Stadt, aber auch anderer Institutionen, die die Attraktivität der Stadt betonen wollen, ließe sich beliebig fortsetzen.

Ein zweiter Trend, der ebenfalls mit den Zielen der Stadtentwicklung einhergeht und durch die Neugestaltung des Münsterplatzes ermöglicht wurde, ist die Durchführung von Großveranstaltungen im historischen Zentrum der Stadt. Diese Tendenz zur sogenannten Eventisierung wird zunehmend als stadtpolitisches Instrument genutzt.¹³⁷ Der Kulturwissenschaftler Ueli Gyr gibt jedoch zu Bedenken, dass eine Erklärung zunehmender Orientierung an Events und Festivals als reine stadtpolitische Strategie möglicherweise zu kurz greift. So konstatiert er, dass die Events zwar von den Städten mitgetragen, jedoch nicht veranstaltet werden. Das beobachtete Phänomen ist, so Gyr, vielmehr als gesamtgesellschaftliche Entwicklung zu betrachten. Diese Interpretation widerspricht jedoch nicht der These einer stadtpolitischen Wirksamkeit und Instrumentalisierung von Groß- und Massenveranstaltungen.¹³⁸

2.2 Theoretische Verortung

2.2.1 Raumtheoretische Verankerung

Raubegriff

Mit dem sogenannten „spatial turn“ kommt Raum als Kategorie in die sozialwissenschaftliche Diskussion.¹³⁹ Die daraus hervorgehende intensive Beschäftigung mit Raum führte zu einer eingehenden Revision und Reflexion vorhandener Raumbegriffe und -vorstellungen. In diesem Zuge kam der lange vorherrschende und so selbstverständliche absolutistische Raumbegriff in die Kritik.

137Vgl. Ronald Hitzler: Eventisierung. Drei Fallstudien zum marketingstrategischen Massenspaß. Wiesbaden 2011.

138Vgl. Ueli Gyr: Festivalisierung und Eventisierung als urbane Identitätsleistungen. In: Beate Binder/Silke Göttlich (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Münster 2005, S. 243-249.

139Für detaillierte Ausführungen vgl. Jörg Döring/Tristan Thielmann (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld 2008; vgl. Stephan Günzel (Hg.): Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld 2007.

Dieser basiert auf der Vorstellung eines dreidimensionalen, physischen Raums, der in seiner baulichen Materialität für unveränderlich gehalten wird: Soziale Ereignisse geschehen *in* diesem Raum, der somit als eine Art Behälter fungiert. Auch in der Kulturwissenschaft setzte man mit der Vorstellung von Kulturraum lange eine kulturelle Gruppe mit einem ihr zugehörig gedachten Raum gleich.¹⁴⁰ Spätestens mit der steigenden Mobilität, die vom Berufspendeln bis zu internationaler Migration reicht, gewann ein Verständnis menschlicher Forschungsobjekte an Bedeutung, die nicht an Orten fixiert, sondern „moving targets“¹⁴¹ sind. Doch darf dies aus heutiger Sicht ebenfalls nicht wortwörtlich verstanden werden.¹⁴² Mit der Abkehr von der absolutistischen Vorstellung des Behälterraums wendete man sich einem relationalen Raumverständnis zu. Dieses geht davon aus, dass Gesellschaft, Sozialität und Kultur nur in enger Verbindung mit materiellen Lebenswelten stattfinden, die im Raum bzw. am Ort konkreten Ausdruck finden, welche somit zur Grundlage wie zum Ergebnis des Sozialen werden. Gesellschaftswissenschaftliche Raummodelle, die Materialität, Sozialität und Imagination als verschiedene Ebenen des Raums differenzieren, arbeiteten beispielsweise Edward Soja¹⁴³, Dieter Läßle¹⁴⁴ oder Henri Lefebvre¹⁴⁵ aus. Ihren Ansätzen ist gemeinsam, dass sie Raum stets als verhandelte und verhandelbare Einheit betrachten. Eine populäre Ausarbeitung erfährt dieser Gedanke bei Martina Löw, die ein Modell der relationalen Raumkonstitution formuliert, demzufolge Raum eine „relationale (An)Ordnung sozialer Güter und Menschen“¹⁴⁶ sei, in der man das Anordnende und das Angeordnete jedoch systematisch unterscheiden müsse. Die Verbundenheit zwischen sozialem und physischem Raum, wie sie bereits etwa Michel Foucault¹⁴⁷ oder Pierre Bourdieu¹⁴⁸ anlegen, befördert jedoch auch vorschnelle

140Vgl. Rolshoven 2003, S. 189-213.

141Vgl. Gisela Welz: Moving targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Reinhard Johler/Bernhard Tschofen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 203-218.

142Vgl. 2.3.1 Single-Sited Ethnography, S. 86.

143Vgl. Edward Soja: Die Trialektik der Räumlichkeit. In: Robert Stockhammer (Hg.): TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen. München 2005, S. 93-126.

144Vgl. Läßle 1991, S. 35-46.

145Vgl. Lefebvre 2004.

146Martina Löw: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001, S. 158.

147Vgl. z.B. Michel Foucault: Andere Räume. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main/New York 1996, S. 65-72.

148Vgl. z.B. Pierre Bourdieu: Sozialer Raum, symbolischer Raum (1989). In: Stephan Günzel/Jörg Dünne (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main 2006, S. 354-368.

Rückschlüsse im Sinne einer „reifzierende[n] Verräumlichung des Sozialen“¹⁴⁹, das somit durch physische Dimensionen argumentativ zementiert wird. Ein genereller Zusammenhang zwischen sozialem und physischem Raum darf also nicht in die Vorstellung einseitiger Wirkmechanismen übersetzt, sondern muss jeweils in seiner Komplexität begriffen werden. So müssen konkreter Raum und (soziale) Praktiken als aufeinander bezogen und untrennbar betrachtet werden, denn „(...) places are not passive stages on which actions occur, rather they are the medium that impinge on, structure and facilitate these processes“¹⁵⁰.

Die in einem relationalen Raumbegriff liegende Überwindung des absolutistischen Raumbegriffs beinhaltet ein Bestreben, Körper und Geist in ihrer gesellschaftlichen Realität und Wirksamkeit als Einheit (wieder) zusammenzudenken. Begreift man Raum aus einer lebensweltlichen Perspektive, bietet sich der Raumbegriff der Phänomenologie an, welcher per se relational ist. Raum ist demnach die erlebte Relation aller situativ anwesenden Elemente, welche sich nicht in körperliche und geistige trennen lassen:

„Die phänomenologische Perspektive ist mit jedem Körper-Geist-Dualismus ebenso unverträglich wie mit handlungstheoretischen Reduktionismen. Sie bringt eine Sichtweise der Stadt in den Blick, in dem ein atmosphärischer und darin gefühlsmäßiger Raum als etwas Zusammenhängendes – und nicht als konstellationistisch aus Teilen Zusammengesetztes – verständlich wird.“¹⁵¹

Der vorliegenden Arbeit liegt ein relationaler Raumbegriff zugrunde, der Raum als die Beziehung von Mensch und Umgebung versteht. So schließt der hier verwendete Raumbegriff sowohl gesellschaftlichen als auch subjektiv gelebten Raum ein:

„Raum als kulturwissenschaftlicher Faktor ist somit eine menschliche Syntheseleistung und infolge dieser Aktivität auch ein dynamisches

149Roland Lippuner/Julia Lossau: In der Raumfalle. Eine Kritik des Spatial Turn in den Sozialwissenschaften. In: Georg Mein/Markus Rieger-Ladich (Hg.): Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien. Bielefeld 2004, S. 47-63, hier S. 51.

150Jon Anderson: Talking Whilst Walking: A Geographical Archaeology of Knowledge. In: Area, 2004, S. 254-261, hier S. 255.

151Jürgen Hasse: Die ‚Stadt‘ als Situation. In: Michael Großheim (Hg.): Neue Phänomenologie zwischen Praxis und Theorie. Festschrift für Hermann Schmitz. Freiburg/München 2008, S. 224-237, hier S. 228.

Konstrukt. (...) Der Raum gerät in dieser Auffassung zu einer vielschichtigen Kategorie: Als soziokulturelles Konstrukt ist er stets semiotisch aufgeladen, einerseits als individuell gelebter Raum und andererseits als ein spezifischer gesellschaftlicher Raum, in dem zudem die Historie seiner Nutzungsformen und Bedeutungszuweisungen eingelagert ist.¹⁵²

Raum und Ort

Eine Argumentationsfigur, die in den meisten raumbezogenen Überlegungen erscheint, ist die Unterscheidung zwischen Raum und Ort: Ort ist dabei meist als konkret, unverwechselbar und bedeutsam definiert, Raum hingegen als abstrakt und unbestimmt. Das Begriffspaar von Ort und Raum möchte ich an dieser Stelle reflektieren, besonders weil eine weithin angenommene Ausschließlichkeit und Gegensätzlichkeit der beiden Begriffe aus meiner Sicht nicht haltbar ist. Gertrud Lehnert beschreibt die Relation zwischen Raum und Ort als eine, in der sich Räume an Orte anlagern (können). Diese Anlagerung geht dabei über funktionale Aspekte wie beispielsweise Nutzung hinaus. Anlagernde Räume können somit auch gefühlsmäßig, perzeptiv oder ästhetisch geprägt sein:

„Konkrete Orte können dann aber wiederum überlagert werden von unterschiedlichen Räumen, die sich konstituieren im Gebrauch des Ortes, in seiner kulturellen Kodierung, seiner individuellen Bedeutung – die mit seiner Geschichte zu tun haben kann –, seiner vorübergehenden Funktion oder auch nur Wahrnehmung. (...) Ich würde noch weiter gehen und sagen, dass Räume den Ort nicht nur aufgrund eines mehr oder weniger funktionalen Gebrauchs überlagern (oder sich ihm anlagern), sondern insbesondere aufgrund unterschiedlicher atmosphärischer, ästhetischer und emotionaler Qualitäten, die sich entfalten und die ihnen zugefügt werden.“¹⁵³

Alle Räumlichkeit basiert also auch auf Ort und Lokalisierung: „Läßt [sic!] sich keine

152Manfred Seifert: Raum als Forschungskategorie. Zu Wegen und Zielsetzungen ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Raumanalyse. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, LXIII/112 2009, H. 4, S. 469-480, hier S. 477.

153Gertrud Lehnert: Raum und Gefühl. In: Dies. (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld 2011, S. 9-25, hier S. 12.

Lokalisierung bestimmen, dann wird der Raumbegriff nur metaphorisch genutzt¹⁵⁴. Genauso wie Räume stets (örtlich) stabil sind, ist auch der Ort stets (räumlich) dynamisch. Kritik an der behaupteten Stabilität von Orten übt beispielsweise Johanna Rolshoven, indem sie die Bewegung und das Dynamische des Ortes erst als die Bedingung von Stabilität herausarbeitet. Zu erwähnen ist an dieser Stelle auch die von Marc Augé geprägte Unterscheidung zwischen anthropologischem Ort und Nicht-Ort¹⁵⁵, wobei dieser durch Geschichte, Relationalität und Identifikation geprägt ist, jener durch das Fehlen eben dieser Merkmale.¹⁵⁶ Die Unterscheidung zwischen Ort und Nicht-Ort jedoch ist zu wenig komplex, um für raumtheoretische Auseinandersetzungen sinnvoll zu sein. Vielmehr ist die Abwertung transitorischer Räume kritisch zu sehen, da sie an negativierende Deutungen von Bewegung und Dynamik anschließt. Dass auch transitorische Orte Bedeutung und Stabilität besitzen, beweisen Studien neueren Datums¹⁵⁷, die auch unter dem Programm des „new mobility paradigm“¹⁵⁸ firmieren.

Die Bezogenheit von Raum und Ort ist dabei jedoch nicht ein-, sondern wechselseitig. So ist jeder Ort auch stets Raum: „Hieraus leitet sich zwingend ab, dass auch der Ort nicht an sich ist, da er sich aus der alltagsweltlichen Perspektive des Einzelnen nicht als absolut, sondern als relational darstellt; er bleibt immer Raum.“¹⁵⁹ Raum und Ort sind in der lebensweltlichen Perspektive nicht zu trennen¹⁶⁰, dienen

154Löw 2001, S. 201. In ihren Ausführungen zur Raumsoziologie plädiert Martina Löw dafür, nicht an den Fachgrenzen Halt zu machen, sondern geht auch auf Themen ein, „denen in der soziologischen Theoriebildung bisher wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde: [der] Entstehung von Orten und Atmosphären“ (Ebd., S. 198). Damit erweitert Martina Löw ihre soziologisch-strukturelle Theoriebildung um phänomenologische Kategorien. Ort wird dabei als eine Bedingung für die Entstehung von Atmosphären betrachtet.

155Vgl. Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main 1994.

156Der Begriff erfuhr eine große Rezeption, die vor allem bestimmte kommerziell und global geprägte Ortstypen wie Flughäfen oder Shopping Malls in den Blick nahm. Vgl. z.B. Aldo Legnaro/Almut Birenheide: Stätten der späten Moderne. Reiseführer durch Bahnhöfe, Shopping Malls, Disneyland Paris. Wiesbaden 2005.

157Vgl. dazu auch 4.1 Bewegung, S. 147. Inwiefern beispielsweise Flughäfen nicht „nur“ austauschbare global produzierte Transitorte, sondern auch lokal verankert sind, wird mittlerweile ebenfalls diskutiert. Vgl. z.B. Sybille Obrecht: Protokoll einer Inselexpedition oder: Wie ortlos ist eine Autobahnraststätte. In: Thomas Hengartner/Johanna Rolshoven (Hg.): Technik – Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik – Technisches als Alltag. Zürich 1998, S. 83-104.

158Vgl. Mimi Sheller/John Urry: The new mobilities paradigm. In: Environment and Planning, 2006, H. 38, S. 207-226; vgl. Jørgen Ole Bærenholdt u.a.: Performing Tourist Places. Aldershot, Hampshire 2004, S. 139-151.

159Rolshoven 2003, S. 210.

160Vgl. Bernhard Waldenfels: Topographie der Lebenswelt. In: Stephan Günzel (Hg.): Topologie. Zur

jedoch als analytische Begriffe zur Unterscheidung von Bedeutungspolen. So beschreibt Yi-Fu Tuan in *Space and Place. The Perspective of Experience* eine Dichotomie zwischen abstraktem, offenem Raum und konkretem, stabilem Ort, betont jedoch auch deren gegenseitige Bezogenheit. Raum und Ort gehören zusammen, bedingen und erzeugen sich gegenseitig; sowohl im Erleben als auch in der begrifflichen Vorstellung:

„In experience, the meaning of space often merges with that of place. ‚Space‘ is more abstract than place. What begins as undifferentiated space gets place as we get to know it better and endow it with value. Architects talk about the spatial qualities of place; they can equally well speak of the locational (place) qualities of space. The ideas ‚space‘ and ‚place‘ require each other for definition. From the security and stability of place we are aware of the openness, freedom and threat of space, and vice versa.“¹⁶¹

Dass Orte wie Räume zwar jeweils verschiedene Horizonte aufspannen, jedoch stets lokal verhaftet sind, konstatiert auch Doreen Massey in ihrem Aufsatz *Keine Entlastung für das Lokale*. Die Relationalität von Raum schließe eine Ortlosigkeit aus, wie sie für abstrakte Räume oft angenommen wird. Selbst der globale Raum ist somit eine „Summe von Beziehungen, Verbindungen und Praktiken, und diese sind absolut alltäglich und verankert und können sich durchaus über die ganze Welt erstrecken“¹⁶².

Die in dieser Arbeit verwendeten Definitionen von Ort und Raum betrachten die unterschiedlichen Bedeutungshorizonte der beiden Begriffe als analytische Pole. Beide sind jedoch in ihrer gegenseitigen Bezogen- und Bedingtheit als Einheit zu verstehen, genauso wie sie im Erleben eine Einheit bilden. Bezogen auf den hier thematisierten Forschungsgegenstand, das Erleben von Stadtraum, lassen sich zwei Pole definieren, die im Folgenden Anwendung findet: Ort meint die materielle und hegemoniale/objektiv gültige Bedeutungsdimension. Räume hingegen sind durch ihre Offenheit eher beliebig, so dass sie fragmentarische und plurale Möglichkeiten beschreiben.

Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld 2007, S. 69-84.

161 Yi-Fu Tuan: *Space and place. The perspective of experience*. London 1977, S. 6.

162 Doreen Massey: *Keine Entlastung für das Lokale*. In: Helmuth Berking (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt am Main 2006, 25-31, hier S. 28.

Raum und Macht

Macht wird seit und mit Michel Foucault als ubiquitäre Kategorie betrachtet, die in allen sozialen Zusammenhängen eine Rolle spielt oder diese ordnet. Dies weist darauf hin, dass auch in vermeintlich machtfreien Bereichen stets Machtausübung stattfindet, oftmals jedoch versteckt und verschleiert. Eine solche Betrachtungsweise bietet sich natürlich auch für den Raum als Beziehung zwischen Mensch und Umwelt an. Räumlich-physische Dimensionen werden dabei oftmals als gegeben und unveränderlich betrachtet. Sind sie Ausdruck oder Struktur von Machtbeziehungen, findet dadurch gleichzeitig auch eine Legitimierung bzw. Naturalisierung und Verfestigung statt. Die Funktionsweise der Macht spiegelt sich auf der materiellen Ebene des Körpers wider.¹⁶³ Dieser wird durch Technologien gelehrt, normal und nützlich und ordnet sich selbst unter; er muss nicht etwa mit Gewalt unterworfen werden. Macht spielt sich also nicht offensichtlich ab, sondern auf der Ebene der Selbstverständlichkeit von Materialität, Praktiken und Körperlichkeit.

Die aktuelle Debatte über Macht in Stadträumen lotet den Grenzbereich zwischen sicherheitsrelevanter Kontrolle und undemokratischer Überwachung kritisch aus und bringt dabei eine Vielzahl gesellschaftspraktischer Themen auf die Agenda. So wird beispielsweise Machtausübung durch Gestaltung und Regulierung thematisiert, was sich im Bereich der Kriminalitätsprävention durch die Gestaltung öffentlicher Räume „Crime Prevention Through Environmental Design“ (CPTED) zeigt.¹⁶⁴ Hierzu gehört beispielsweise auch die Überwachung durch Videokameras und der ihr implizite Vorwurf der Kriminalität an die NutzerInnen öffentlicher Räume¹⁶⁵. Ein anderer Diskussionsstrang beschäftigt sich mit der Privatisierung öffentlicher Räume: Durch den Rückgang öffentlicher Finanzierung gewinnen private Investoren immer mehr Einfluss, Kommunen geben dabei mit sogenannten Private-Public-Partnerships Gestaltungs- und Regulierungskompetenzen aus der Hand, wodurch öffentliche

163Vgl. Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main 1976; vgl. Hannelore Bublitz: Sehen und Gesehenwerden – Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers. In: Robert Gugutzer (Hg.): Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld 2006, S. 9-56.

164Vgl. Glasze/Pütz/Rolfes 2005.

165Vgl. Jan Wehrheim: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen 2002; vgl. Johanna Rolshoven: SOS – Schöne-neue-Stadt. Freerunning against Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: *Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung*, 2010, H. 40/41, S. 116-123.

Räume ihren öffentlichen Charakter verlieren.¹⁶⁶ Dem liegt die Idee zugrunde, dass der Grad der Öffentlichkeit über das Erleben der AkteurInnen mit der Nutzung eines Raums zu tun hat. Ist ein Platz, dessen Regulatorin und Eigentümerin die Kommune ist, nach den ästhetischen Dimensionen eines privaten Investors gestaltet, nehmen die NutzerInnen diesen nicht als Stadtplatz wahr, der dem demokratischen Zusammenleben gewidmet ist, benutzen ihn nicht dementsprechend und machen aus ihm keinen öffentlichen Platz.¹⁶⁷ Der Charakter des Stadtraums und die damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten werden über das situative Erleben realisiert. Dabei hat das Erleben (z.B. Exklusivität von Marmor) für die Nutzung des Platzes und die Performanz der NutzerInnen einen größeren Stellenwert als Kognition, also in diesem Fall das Wissen um den kommunalen Eigentümer. Wenn über das Erleben von Gestaltung so wirksam Macht ausgeübt werden kann, müssen Machtbeziehungen aus dem Alltag des Stadtraums und der NutzerInnen im Erleben ausdrücklich thematisiert werden können:

„Machtbeziehungen konkretisieren sich an ihren lokalen Austragungsorten bevorzugt gerade nicht in diskursiven Sätzen. Sie sind in Praktiken eingewoben und versteckt; sie sind in die ästhetische Ordnung von Plätzen ebenso hineingeschrieben, in die Haut von Hochhausfassaden, in den schönen Schein der postmodernen Warenästhetik, und sie lagern in zahllosen anderen Praktiken.“¹⁶⁸

Da Erleben ein subjektiver Prozess ist und auch der wissenschaftliche Zugriff darauf über die Aussagen des Wahrnehmungssubjekts erfolgt, sind die Machtverhältnisse dem Subjekt aufgrund ihrer nicht-expliziten Verhandlung eventuell gar nicht bewusst, obwohl es die Maßgaben entsprechend umsetzt. Machtverhältnisse, vor allem jene, die im Bereich des Erlebens verankert sind, können als naturalisiert und verschleiert beschrieben werden, wobei die Verschleierung diskursiv-kognitiv, aber auch im

166Klaus Selle: Öffentliche Räume. Drei Annäherungen an ein Thema. In: Ders. (Hg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Dortmund 2002, S. 13-92.

167Vgl. Melanie Keding: Welche Sprache spricht der Lindenplatz? Über Ästhetik, Nutzung und symbolische Ausgrenzung. In: Reinhard Johler (Hg.): MetzingerTM – Zur Kultur einer Outlet-Stadt. Tübingen 2006, S. 67-77.

168Jürgen Hasse: Urban Bodies. Changierende StadtLeiber – Für die strukturelle Erweiterung einer Kritik der Stadt. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur, 7. Jg. 2009, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/BTU/Fak2/TheoArch/wolke/deu/Themen/021/Hasse/Hasse.htm> [Datum des Zugriffs 30.4.2012].

Erleben stattfinden kann. Eine solche Machtverschleierung könne man, so Regina Bendix, beispielsweise beim Umgang mit kulturellem Erbe beobachten¹⁶⁹: Während regionale Touristen das Schloss Neuschwanstein als ihr kulturelles Erbe bewunderten und sich damit identifizierten, finde keinerlei Reflexion über die undemokratischen gesellschaftlichen Verhältnisse der damaligen Zeit statt, in denen die meisten der BewundererInnen wohl explizit nicht zu den royalen Schichten gehört hätten: Wohlfühl-Geschichte ersetze eine kritische Auseinandersetzung mit vergangenen und heutigen Machtstrukturen.¹⁷⁰ Diese „in der Wahrnehmung realisierte Außenwirkung sozialer Güter und Menschen und ihrer räumlichen (An)Ordnung“¹⁷¹ trage dazu bei, dass sich Menschen heimisch oder fremd fühlen. Die Ebene des Gefühls und der Wahrnehmung verschleierte die Platzierungspraxis, so Martina Löw. Ute Frevert und Anne Schmidt kritisieren die These, dass durch Emotionen Macht verschleiert werde. Dies werde stets angenommen, jedoch nicht belegt. Die Selbstverständlichkeit dieser These verweise vielmehr auf eine verbreitete Vorstellung, dass die ‚ungebildeten Massen‘ sich der Wirkung solcher Strategien nicht erwehren könnten.¹⁷²

Im Aufeinandertreffen dieser beiden Standpunkte stellt sich die Frage nach der Absolutheit solcher Machtbeziehungen im Erleben öffentlicher Räume. Nimmt man die Praxis der Bewunderung des Westturms des Ulmer Münsters als Beispiel, muss man sich fragen, ob der Münsterturm seinen Betrachter kleinzumachen und damit zu unterwerfen vermag, oder ob sich diese Machtbeziehung durch die über die Jahrhunderte veränderte Wahrnehmung des Betrachters nicht etwa verändert hat. Solche Umdeutungsentwicklungen, obschon über kürzere zeitliche Spannen, thematisiert Michel de Certeau Unterscheidung zwischen „Taktiken“ der Machtlosen und „Strategien“ der Mächtigen.¹⁷³ Mit den Taktiken, so die Folgerung aus de Certeaus These, benutzen die Akteure die Ressourcen der Mächtigen, verfolgen und verwirklichen jedoch ihre eigenen Ziele und verschaffen sich somit ebenfalls Macht, allerdings nicht über eigene Ressourcen, sondern über die Umdeutung der Ressourcen

169Vgl. Regina Bendix: *Heredity, Hybridity and Heritage from One fin de siècle to the Next*. In: Anttonen, Pertti u.a. (Hg.): *Folklore, Heritage Politics and Ethnic Diversity. A Festschrift for Barbo Klein*. Tumba 2000, S. 37-54.

170Vgl. ebd.

171Löw 2001, S. 272.

172Vgl. Ute Frevert/Anne Schmidt: *Geschichte, Emotionen und die Macht der Bilder*. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 37. Jg. 2011, H. 1, S. 5-25.

173Vgl. de Certeau 1988.

der Mächtigen. Praktiken und Rezeptionen können sich demnach gegen die implizierte Botschaft und damit eine Machtbeziehung umkehren oder aufheben. Legt man diese Überlegungen zugrunde, wäre es vielleicht sinnvoller, genau zu prüfen, welche Unterschiede zwischen Machtverschleierung und Machtumdeutung bestehen und welche Folgen dies jeweils hat. Die Auseinandersetzung mit Machtbeziehungen findet in der vorliegenden Studie integrativ statt. So werden Machtbeziehungen an verschiedenen Stellen expliziert.

2.2.2 Grundbegriffe des Raumerlebens

Im Folgenden stelle ich die zentralen Begriffe einer Erforschung des Raumerlebens von Stadtraum dar. Zuerst gehe ich auf die **Multidimensionalität des Erlebens** ein. Wie das Raumerleben insgesamt haben alle im Folgenden beschriebenen Begriffe sowohl leiblich-sinnliche als auch semiotische Anteile. Zudem orientieren sich alle Grundbegriffe an den Polen Subjektivität und Objektivität bzw. Mensch und Umwelt. Keiner der hier verwendeten Begriffe jedoch ist einem der beiden Pole ganz zuzuordnen, die folgende Einteilung bezeichnet ihre jeweilige Tendenz. Zunächst erläutere ich die Begriffe, die *eher zur objektiven Seite* gehören. Davon erkläre ich dann zunächst den Schlüsselbegriff des **Erlebens**, der zusammen mit Erfahrung ein Begriffspaar bildet, das die gegenseitige Bezogenheit von Mensch und Welt beschreibt. Erleben bezieht sich eher auf die situative Einheit und die Wahrnehmung der Umwelt durch ein Subjekt. Erfahrung hingegen beschreibt die Abstraktion von Situationen und deren Verarbeitung im praktischen und diskursiven Bewusstsein. Die Umwelt der **Dinge**, stellvertretend für alle umweltlichen Erscheinungen, spielt hier eine zentrale Rolle, ist sie doch die ‚objektive‘ Seite des Erlebens. Auch wird Erleben als Einheit dargestellt, die sich im Begriff der **Situation** spiegelt. Diese konkrete Konstellation in Raum und Zeit bildet zusammen mit der Anwesenheit eines Subjekts die Bedingung des Erlebens. Die Einheitlichkeit des wahrnehmenden Subjekts ist wiederum Voraussetzung für die eng an den Begriff der Situation gekoppelte These von der **Einheit des Wahrnehmungsraums**, der die Homogenität und Interpretation verschiedener situativ verbundener sinnlicher und leiblicher Eindrücke von Seiten des Subjekts beschreibt. Auch werden die einzelnen Sinnesbereiche als Wahrnehmungsmodi vorgestellt, die jeweils spezifische Weltzugänge implizieren.

Abschließend für die Beschreibung der eher objektiven Begriffe erläutere ich den der **Atmosphäre**. Danach komme ich zum zweiten Teil der Grundbegriffe: zu jenen, die *eher der subjektiven Seite* zuzurechnen sind. Als Ort des Erlebens und der materiellen Existenz des Menschen bilden **Leib und Körper** ebenfalls ein zentrales Begriffspaar. Über **Gefühle** wird das Subjekt seiner Anwesenheit in der Situation gewahr und ist im Kontakt mit der (stadträumlichen) Umgebung. Gefühlsmäßige Betroffenheit ist dabei als eine Art Medium des Erlebens zu verstehen. Sie wird subjektiv empfunden, ist jedoch kollektiv gerahmt und bedeutsam und somit – wie Praktiken und Diskurse – kollektives Zeugnis. Erst durch **Bewegung** gewinnt das erlebende und handelnde Subjekt Räumlichkeit und Kontakt mit der Umwelt.

Multidimensionalität des Erlebens

In den Berichten über das Erleben auf dem Münsterplatz mischen die InterviewpartnerInnen sinnliche und leibliche Eindrücke mit Bedeutungszuschreibungen. Sie beschreiben das Münster als Fallwinde verursachenden, Schatten werfenden Steinberg, genauso jedoch als identitätsstiftende Bürgerkirche mit dem höchsten Kirchturm der Welt. Höhe und Masse machen die Bedeutung des Bauwerks leiblich spürbar. Aber auch kognitiv erworbenes Wissen trägt zum Erleben bei: So erklärt ein Interviewpartner, dass er das postmoderne Stadthaus von Richard Meier, das sich seit 1993 neben dem Münster auf dem Platz befindet, erst durch die architekturtheoretischen Erläuterungen verstehen und somit emotional schätzen lernte. Bedeutungen sind leiblich spürbar, Erleben ist kulturell und historisch geformt: „[W]as einen anspricht in einer Stadt, lässt sich nicht als Sprache deuten, vielmehr geht es als Anmutungscharakter in das Befinden ein“¹⁷⁴. Die Verbindung zwischen Bedeutung und leiblichem Erleben, Gefühl und Kognition bedeutet für stadträumliches Erleben, dass dieses in vielfältigen Verbindungen zwischen Mensch und Welt besteht. Jürgen Hasse bezeichnet diese Multidimensionalität als zentrales Merkmal des Erlebens:

„Umgebungen werden mehrdimensional angeeignet. Man nimmt sie sinnlich wahr, denkt sie nach Maßgabe mitgebrachter theoretischer

174Böhme 2006, S. 132.

Konzepte, ‚liest‘ sie symbolisch und erlebt sie gefühlsmäßig.¹⁷⁵

Erleben bedeutet nicht nur leibliche und sinnliche Eindrücke zu empfangen, sondern Gefühle zu spüren und Bedeutungen zu erkennen. So kann Erleben als ein auf leiblichen, sinnlichen und symbolischen Dimensionen basierender Prozess der Bindung zwischen Mensch und Umgebung gesehen werden. Diese Multidimensionalität von Orten in ihrer Wechselwirkung zwischen Mensch und Umwelt beschreiben Bärenholdt u.a. im Bezug auf touristische Orte:

„Tourist places are simultaneously places of *physical environment*, *embodiment*, *sociality*, *memory*, and *image*. Tourism depends on these diverse but also overlapping notions of place [Hervorhebungen im Original].¹⁷⁶

Diese Aussage über Gleichzeitigkeit trifft meines Erachtens nicht nur für touristische Orte zu, sondern muss generalisiert werden, sobald Raum als durch Menschen und Umwelt hergestellt betrachtet wird. Was die Autoren hier als Vielgestalt des Ortes bezeichnen, spiegelt sich in der Vielgestalt des Erlebens wider. Sicherlich sind – je nach Forschungsthema – Schwerpunkte zu setzen. Je mehr man sich jedoch auf den Ort selbst und seinen Eigencharakter bezieht, desto wichtiger ist, die Vielgestalt des Ortes und des Erlebens ernst zu nehmen.

In den folgenden Darstellungen wird Erleben als ein Ganzes aus leiblich-sinnlicher und semiotischer Wahrnehmung, die situativ und gefühlsmäßig verankert ist, beschrieben. Es wird von Erfahrung, die sich durch ihre begriffliche und bewusstseinsmäßige Verarbeitung vom Erleben abhebt, unterschieden, gleichzeitig jedoch sind beide eng verwoben. Im Erleben und vor allem im von Erfahrung angereicherten Erzählen vom Erleben kommen biografisch und kulturell geformte Bearbeitungen eines Erlebten zum Ausdruck, das immer schon bedeutungsvoll ist.

„Die Weise, in der die Bedeutung eines Erscheinungscharakters einem Subjekt aufgeht, ist nicht, wie die Majorität der modernen Semiotiker anzunehmen scheint, als begriffliche Übersetzung eines (an und für sich bedeutsamen) Zeichens zu verstehen, sondern als unmittelbares und d.h.

175Jürgen Hasse: Stadt als Heimat. In: Heinz Paetzold (Hrsg.): Integrale Stadtkultur. Weimar 2006, S. 157-179, S. 168.

176Bärenholdt 2004, S. 32.

leibliches, Betroffenwerden durch ein immer schon in der Bedeutung Seiendes.“¹⁷⁷

Diese Aussage des Philosophen Michael Hauskeller beschreibt, was ich in diesem Kapitel darlegen möchte: Der subjektive Umgang mit Bedeutung ist keine Sache allein des Geistes. So sind Bedeutungen nicht zwangsläufig im semiotischen Sinn signifikant.¹⁷⁸ Vielmehr muss auch nach den „gefühlte[n] Bedeutungen“¹⁷⁹ gefragt werden. Gefühlsmäßigkeit und begriffliches Verstehen finden dabei nicht chronologisch und getrennt statt, sondern bedingen sich gegenseitig:

„Eine Wahrnehmung außerhalb von Situationen gibt es nicht, weil jedes Subjekt bereits immer schon selbst eine gewachsene, durch und durch charakteristische Situation ist und alle Wahrnehmung damit immer schon umfassen von Bedeutungen. Darum gibt es so viele Arten von Stille, wie es Situationen gibt, in der Stille erlebbar wird. Neben der bedrohlichen – leeren oder vollen – Stille, die im Empfinden moderner Menschen vorherrschend zu sein scheint, gibt es auch die friedliche, entspannte Stille schlummernden Lebens ringsum, die Stille eines Frühlingmorgens oder einer Sommernacht.“¹⁸⁰

Diese Gleichzeitigkeit von Erleben und Bedeutung steht einer gängigen Auffassung von Semiotik entgegen, die Bedeutung als rein kognitiv zugängliches Zeichensystem erfasst. Auch die begriffliche Nähe von *Sinn* als Bedeutung und *den Sinnen* als Modi

177Michael Hauskeller: *Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung*. Berlin 1995, S. 33.

178Die Kritik an einer linguistischen Auslegung von Bedeutung und Semiotik kommt allerdings nicht nur von Seiten der Phänomenologie. Auch Bruno Latour spricht von einer Semiotik, die nicht aus Zeichen besteht. Sie ist „[d]as Studium dessen, wie die Bedeutung aufgebaut ist, wobei das Wort „Bedeutung“ in seiner ursprünglichen nicht-textlichen und nicht-linguistischen Interpretation verwendet wird; wie ein privilegierter Trajektor aus einer unbestimmten Anzahl von Möglichkeiten entsteht. In diesem Sinne ist Semiotik das Studium der Bildung von Ordnungen und Bahnen und kann auf Settings, Maschinen, Körper und Programmiersprachen genauso angewendet werden wie auf Texte. Das Wort „Sozio-Semiotik“ wird zum Pleonasmus, wenn einmal deutlich ist, dass Semiotik sich nicht auf Zeichen beschränkt.“ (Madeleine Akrich/Bruno Latour: *Zusammenfassung einer zweckmäßigen Terminologie für die Semiotik menschlicher und nicht-menschlicher Konstellationen*. In: Andréa Belliger/David Krieger (Hg.): *ANThology. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld 2006, S. 399-405, hier S. 399.) Bruno Latour plädiert also dafür, den Begriff der Bedeutung auf die Bildung von Ordnungen zu beziehen. Ort der zu analysierenden Ordnung können neben Texten auch andere Einheiten wie Maschinen, Körper oder Gesellschaften sein.

179Jürgen Hasse 2006, S. 165.

180Hauskeller 1995, S. 109.

der Wahrnehmung¹⁸¹ bzw. von *Ästhetik* als Empfindung des Schönen und *Aisthētik* als Wahrnehmung¹⁸² verweist auf einen essentiellen Zusammenhang der beiden Sphären. Yi-Fu Tuan geht davon aus, dass Erleben verschiedene in Wechselwirkung stehende Modi des Weltzugangs integriert, die sowohl leiblich als auch semiotisch sind: direkt und intim, indirekt und konzeptionell oder durch Symbole vermittelt.¹⁸³

Das Erleben ist also stets kulturell und historisch geformt und damit genauso ein Akt des leiblichen Erlebens wie des kognitiven Verstehens:

„So sind in der leiblichen Resonanz die beiden konträren Aspekte der unvertretbaren Subjektivität und Individualität eigenleiblichen Spürens und der den einzelnen Leib dabei immer schon übergreifenden Gemeinsamkeit und potenziellen Gemeinschaftlichkeit immer schon miteinander verschränkt. Einerseits ist damit das Leiberlebnis von einem irreduziblen ‚Eigensinn‘ geprägt, andererseits und zugleich jedoch immer schon mit der historisch-kulturell geprägten Körperlichkeit verschränkt und in die dialogische Struktur von Sozialität der wechselseitigen Einleibung eingelassen. Nicht nur die Körper, sondern auch die jeweilige Leiberfahrung, die Formen und Besonderheiten des eigenleiblichen Spürens usw. erweisen sich dabei (...) als historisch-kulturell ‚vermittelt‘.“¹⁸⁴

Diese Überlagerung von Sinn und Sinnen lässt Peter Woelert gar vom *Leib als Umschlagstelle von Raum und symbolischem Denken*¹⁸⁵ sprechen. Er konstatiert mit André Leroi-Gourhan, „dass die Erfahrung des Raumes symbolisch fixiert reflektiert und domestiziert werden kann“¹⁸⁶. Woelert gibt dabei zu bedenken:

„Wenn nun der Leib des menschlichen Wahrnehmungssubjekts den Raum zuallererst sinnvoll gliedert und überhaupt der Erfahrung zugänglich macht, dann stellt sich die Frage, inwieweit dieses grundlegende

181Vgl. Jürgen Hasse: *Fundsachen der Sinne. Eine phänomenologische Revision alltäglichen Erlebens*. Freiburg/München 2005, S. 33-37.

182Vgl. z.B. Böhme 1995.

183Vgl. Tuan 1977.

184Undine Eberlein: *Leibliche Resonanz. Phänomenologische und andere Annäherungen*. In: Kerstin Andermann/Dies. (Hg.): *Gefühle und Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie*. Berlin 2011, S. 141-152.

185Peter Woelert: *Der Leib als Umschlagstelle von Raum und symbolischem Denken*. In: Suzana Alpsancar/Petra Gehring/Marc Rölli (Hg.): *Raumprobleme. Philosophische Perspektiven*. München/Paderborn 2011, S. 39-52.

186Woelert 2011, S. 39.

Fungieren auch für ‚höherstufige‘, symbolische Ebenen der Konstitution und Kommunikation von Sinn und Bedeutung ist.“¹⁸⁷

Allein die Definition von Erleben als leiblich-sinnlich und gleichzeitig bedeutungshaft verweist auf den Begriff des ästhetischen Erlebens. Inwiefern sind Alltagserleben und -erfahrung auch als ästhetisches Erleben zu verstehen? Wolfgang Pehnt stellt fest, dass ästhetischer Genuss und Alltagspraktiken in jedem Fall zusammenkommen müssen: „Erlebnischancen dieser [ästhetischen, M.K.] Art stellen sich aber nur unter einer Bedingung ein. Sie müssen begleitende Umstände anderer sinnvoller Tätigkeiten sein.“¹⁸⁸ So sind es nicht mehr nur mit Kunstwerken verbundene Praktiken, die als Bereiche ästhetischer Erfahrung benannt werden. Gernot Böhme etwa vertritt die Position, dass Ästhetik letztlich auch die Sinnlichkeit des Alltags beschreibt.¹⁸⁹ Somit können die Bewertungskategorien von Alltag und Gebrauch damit genauso Grundlage ästhetischer Bewertung sein wie hochkulturelle Kontemplation. Auch haben sozialwissenschaftliche Forschungen eine zunehmende Ästhetisierung der Lebenswelt¹⁹⁰ festgestellt, die mit einem gesteigerten Bewusstsein für ästhetisches Erleben einhergeht. Orte und Zusammenhänge des Alltags werden mehr und mehr mit symbolträchtigen, ausgewählten Dingen versehen, an deren Bedeutungsaufladung die BenutzerInnen teilhaben. So schließe die Kategorie ästhetischer Erfahrung zunächst alles ein, was alltagssprachlich als ‚schön‘ bezeichnet wird. Ästhetisches Erleben oder Schönheitserfahrung wird als all das verstanden, „was zur Wahrnehmung in der ganzen Breite unserer sinnlichen, emotiven, imaginativen Vermögen gehört“¹⁹¹. Zur Differenzierung ästhetischen Erlebens schlägt Kaspar Maase hier in Anlehnung an Gábor Paál¹⁹² eine Unterscheidung in Elementarästhetik und Erkenntnisästhetik vor. Dieser entsprechen basale Empfindungen, die etwa mit Erscheinungen wie Sonne oder Gesichtsausdrücken

187Ebd., S. 47.

188Wolfgang Pehnt: Platz-Angst und Bau-Flucht. Das gestörte Verhältnis zu Straße und Platz. In: Ders.: Der Anfang der Bescheidenheit. Kritische Aufsätze zur Architektur des 20. Jahrhunderts. München 1983, S. 8-17, hier S. 15.

189Vgl. Böhme 1995, S. 49-65.

190Vgl. Maase 2011; vgl. Gerhard Schulze: Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 2005.

191Maase 2011, S. 241.

192Vgl. Gábor Paál: Was ist schön? Ästhetik und Erkenntnis. Würzburg 2003.

zusammenhängen und keine Bedeutungsdimension besäßen. Jene definiert das Schönheitsempfinden als „komplexe Meta-Emotion“¹⁹³, die reflexive, semiotische und wertende Bezüge mit dem Gefühl des Wohlbefindens vereint. Meist, so Maase¹⁹⁴, träten jedoch Mischformen auf. Grundbedingung ästhetischer Erfahrung sei jedoch immer das leibliche Erleben. Im folgenden beziehe ich mich auf ein Konzept von Erleben, das sowohl leiblich-sinnliche Aspekte als auch solche von Sinn und Bedeutung einbezieht. Dies bedeutet sicherlich nicht, dass jedes Erleben auch ästhetisches Erleben ist. Doch lässt sich festhalten, dass alle Erkenntnisprozesse „potenziell ästhetisch“¹⁹⁵ sind.

Die Trennung von Leib und Geist, Gefühls- und Verstandesmäßigem, die in dieser Betrachtung des Erlebens überwunden wird, speist sich aus der wissenschaftlichen Abwertung des Gefühlsmäßigen/Leiblichen und der gleichzeitigen Aufwertung des Kognitiven. Die Grundstruktur semiotischer Ansätze, so Hasse, behindere so oftmals schon Hypothesenbildungen, die sich mit Gefühlen als Erkenntniszugang und deren Kulturalität befassen. Die

„(...) Frage, ob und in welchem Ausmaße es neben sprachlichen Signifikanten überhaupt sinnliche Signifikanten im Bewußtsein [sic!] von Menschen gibt, sagt Grundlegendes über die in einer Gesellschaft entwickelte semiotische Struktur und über die Charakterisiertheit einer Kommunikationskultur durch symbolische Abstraktionen.“¹⁹⁶

Subjektivität werde im wissenschaftlichen Gebrauch nicht als Garant für Sachlichkeit gesehen, sondern eher mit individueller Beliebigkeit verbunden und dadurch ins Private verschoben.¹⁹⁷ Das Argument der individuellen Beliebigkeit scheint jedoch nicht mehr zu leisten als die Verdrängung des Subjektiven aus der öffentlichen Sphäre. So wird bei näherem Hinsehen deutlich,

„(...) in welchen gesellschaftlichen Rahmen nicht (beliebig)

193Kaspar Maase: Hunger nach Schönheit. Überlegungen zur Ästhetik des Alltags. In: Ort. Arbeit. Körper. Münster/New York 2005, S. 283-290, hier S. 288.

194Vgl. ebd., S. 288f.

195Paál 2003, S. 9; zitiert nach Maase 2011, S. 252.

196Hasse 2005, S. 153.

197Vgl. Hasse 2005.

individuelles, sondern kollektives, gruppendifferenziertes sinnliches Erleben im Sinne eines Hergestelltseins von Passepartouts des Erlebens gerückt werden kann.¹⁹⁸

Der tradierte Dualismus von Rationalität und Gefühl¹⁹⁹ wertet Subjektivität, Leib, Sinne und Gefühle ab, Objektivität, Kognition und Intellekt hingegen auf. Die Abwertung des Subjektiven und damit des Leiblich-Sinnlichen und Gefühlsmäßigen, die diesen wissenschaftliche Geltung abspricht, ist jedoch nicht haltbar. Deshalb wird im Folgenden die kollektive Bedeutsamkeit und damit der wissenschaftliche Wert von als subjektiv eingestuften Phänomenen erläutert. Subjektivität kann nicht als beliebig und gesellschaftlich bedeutungslos betrachtet werden. Dass Gefühle kollektiv geformt sind und somit in ihrer epistemischen Aussagekraft Diskursen ähneln, entdeckt und kommuniziert derzeit vor allem die kulturwissenschaftliche Emotionsforschung.²⁰⁰ Die Subjektivität der Gefühle wird wie die der Praktiken nicht länger als inwändig und daher als gesellschaftswissenschaftlich irrelevant betrachtet. Jürgen Hasse erklärt den überindividuellen Charakter gefühlsmäßigen Erlebens als gesellschaftliche Rahmung:

„Das heißt auch, daß [sic!] seine [des Erlebens, M.K.] allgemeinen Anknüpfungspunkte für die emotionale Bewertung auf den Fundus kulturell zirkulierender Erinnerungen und Assoziationen zurückgehen. Die hier kreierten und bedienten Bedeutungen sind nicht individuell beliebiger Art; sie ruhen auf einem Boden kollektiven Verstehens und haben einen allgemeinen kulturellen Sinn.“²⁰¹

Aktuelle Forschungen beschäftigen sich sowohl mit Gefühlen als Forschungsgegenstand und methodischem Instrument als auch mit der historischen Betrachtung der sich verändernden Haltung der Wissenschaften zum Komplex des Gefühls.²⁰² Auch in anderen Zusammenhängen wird nach der Möglichkeit „sinnlicher

198Ebd., S. 154.

199 Vgl. Hartmut Böhme: Gefühl. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim/Basel 1997, S. 525-548.

200Vgl. Monique Scheer: Empfunder Glaube. Die kulturelle Praxis religiöser Emotionen im deutschen Methodismus des 19. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Volkskunde, 105. Jg. 2009, S. 185-213; vgl. Frevert/Schmidt 2011, S. 5-25; vgl. Böhme 1997.

201Hasse 2005, S. 153.

202Vgl. Frevert/Schmidt 2011.

Erkenntnis²⁰³ gefragt, wenn beispielsweise die Veranschaulichung von historischen Themen diskutiert wird.

Erleben

Der Begriff des Erlebens ist eng verbunden mit Erfahrung und Wahrnehmung. Erleben und Wahrnehmung verwende ich hier synonym. Im Allgemeinen wird der Begriff der Wahrnehmung meist mit der Fokussierung auf die einzelnen Sinne und deren Addition verwendet. Da eine solche Auslegung jedoch für diese Arbeit keine Rolle spielt, verwende ich Wahrnehmung im Sinne dessen, was ich hier als Erleben definiere. Differenziert wird durch Attributierungen wie beispielsweise ‚leiblich‘. Das Erlebte ist zunächst unbewusst, gelangt jedoch durch Reflexion, Wiederholung und Abstraktion ins sprachlich verwendbare Bewusstsein. Erfahrung wird als aus dem Erleben gespeiste Abstraktion verstanden, die sich in jedem Erleben aktualisiert. Zunächst jedoch zum Begriff des Erlebens: „Alles Geschehen, das wir in einer Beziehung zu uns selbst wahrnehmen, das erleben wir auch.“²⁰⁴ In dieser Aussage werden zwei grundlegende Aspekte des Erlebens benannt. Zum einen ist die Wahrnehmung von Geschehen durch ein Subjekt vorausgesetzt, zum anderen wird dieses wahrgenommene Geschehen vom Subjekt als in Beziehung zu sich selbst stehend empfunden. Erleben findet also nur durch die Anwesenheit eines wahrnehmenden Subjekts statt, welches sich in einer konkreten Situation als ein in der (Um-)Welt Seiendes wahrnimmt. Als Gegenstand des Erlebens kann somit ein wie auch immer geartetes Geschehen definiert werden, dessen zentrales Kennzeichen in seiner Relevanz für das Subjekt besteht. Erleben befindet sich als Begegnung von Subjekt und Gegenstand stets *zwischen* diesen und kann keinem der beiden Pole zugeordnet werden:

„So sehr jedes Erleben auf etwas bezogen ist, kreist es doch nie im engeren Sinne allein um dieses Etwas. Es ist ebensowenig allein beim erlebenden Selbst. Im Erleben konstituiert sich ein Dasein, in dem die Grenzen zwischen Selbst und Welt verwischen.“²⁰⁵

203Ebd., S. 9.

204Hasse 2005, S. 150.

205Ebd.

Das situative Erleben bleibt jedoch nicht per se in Ort und Zeit begrenzt, sondern breitet sich aus und ist damit Voraussetzung für Erfahrung, die sich aus räumlich und zeitlich vielfältigen Einzelsituationen abstrahiert, indem Ähnlichkeiten festgestellt und zu abstrakten Erfahrungen wie beispielsweise Wissen, Fähigkeiten und Routinen verarbeitet werden. Erleben unterscheidet sich vorrangig durch seine gefühlsmäßige Verwurzelung im Situativen von der Erfahrung. Wie das Erleben in die Erfahrung hineinwirkt, so beeinflusst auch die Erfahrung das Erleben, so Hermann Schmitz.²⁰⁶ So müsse man zwischen längerfristigen, ‚zuständlichen‘ (z.B. der deutschen Sprache) und aktuellen Situationen (z.B. einem Gespräch) unterscheiden. Alle Arten der subjektiven Erinnerung bezögen sich auf die längerfristigen Situationen, die sowohl kollektive als auch individuelle Zustände betreffen. In den aktuellen Situationen finden Aktualisierungen von zuständlichen Situationen statt: Individuelle und kollektive Erfahrung formen somit aktuelles subjektives Erleben. Erleben findet in der Form gefühlsmäßiger Wahrnehmung statt, wobei allein das erlebende Subjekt einen direkten Zugang zum Wahrgenommenen hat. Es sind die Intensität des Erlebens und seine wenn auch rudimentäre Bewusstheit, die das Erlebte gefühlsmäßig aus der alltäglichen Masse sinnlicher Eindrücke herausheben.²⁰⁷

Leibliches Erleben geschieht in Form von Empfindungen, Regungen und Zuständen wie Hunger, Enge oder Weite in der Brust beim Atmen, Anspannung oder Gelöstheit.²⁰⁸ All diese Regungen sind „nicht sicht- oder tastbar, aber doch *räumlich spürbar* [Hervorhebung im Original]“²⁰⁹.

Ein weiterer wichtiger Aspekt von Erleben und Erfahrung ist deren Handlungsbezogenheit. Als „Einheit von verfeinerter Wahrnehmung und geübtem Handeln“²¹⁰ bezieht sich Erfahrung – wie auch das Erleben – auf aktive wie auf passive Aspekte: Das Subjekt ‚erleidet‘ sowohl das Geschehen und seine Umgebung, nimmt jedoch in Bewegung, Praktiken und einer Haltung der Aufmerksamkeit auch aktiv die Auseinandersetzung mit dem Gegenständlichen auf. Diese gleichzeitige

206Vgl. eigene Mitschriebe der Tagung „Atmosphären erleben. Dimensionen eines diffusen Phänomens“, Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, 3.-5. Juni 2011.

207Hasse 2005, S. 151.

208Vgl. Fuchs 2000, S. 88-92.

209Ebd., S. 89.

210Thomas Fuchs: Was ist Erfahrung? In: Michael Hauskeller (Hg.): Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis. Zug 2003, S. 69-87, hier S. 69.

Aktivität und Passivität des Subjekts geht aus der gleichwertigen Beteiligung objektiver und subjektiver Aspekte am Erleben hervor. Folgerichtig ist auch auf der Seite des Gegenständlichen sowohl Aktivität als auch Passivität zu verzeichnen. So enthalten alle gegenständlichen Eindrücke bereits Umgangswerte und Aufforderungscharaktere.²¹¹ Auch von Seiten des Subjekts ist Erfahrung nicht passive Wahrnehmung, sondern stets mit Handlungsmöglichkeiten verknüpft: „Die früheren Handlungserfahrungen wohnen der Wahrnehmung als Möglichkeit inne.“²¹² Erfahrungen spielen jedoch nicht nur als kognitive Ressource eine Rolle für Handlungen, sondern auch als Körper- und Praxiswissen²¹³: „(...) the horizons of perception and agency (...) are not just mental expectations based on evaluations of the current situation – they are produced by body and mind as one“²¹⁴.

Dinge

Die kulturanthropologische Sachkulturforschung verfügt über zahlreiche Ansätze und Methoden, Mensch-Objekt-Beziehung zu begreifen und kennt Qualitäten und Prozesse menschlich-nicht-menschlicher Konstellationen. Dinge werden sowohl als Primärquellen als auch in ihren symbolischen Bedeutungsfeldern gesehen.²¹⁵ Auch wird ihre Eingebundenheit in Praktiken thematisiert, genauso wie die soziale Bedeutung von Materialität.²¹⁶ So werden beispielsweise in sogenannten Dingethnografien die Zusammenhänge zwischen dinglich-topologischer und sozialer Ordnung rekonstruiert. Ein Schwerpunkt der Sachkulturforschung liegt also auf dem menschlichen Umgang mit Dingen, dabei ist die symbolische Perspektive jedoch sehr stark ausgeprägt und AkteurIn ist stets der Mensch. Aus der Perspektive der Phänomenologie wird den Dingen ein Stellenwert beigemessen, der sich aus der Gleichwertigkeit der anwesenden Entitäten speist. Dinge spielen hier nicht nur in ihrer symbolischen Dimension eine Rolle für den Menschen, sondern auch in ihrer

211Vgl. ebd.

212Ebd., S. 76.

213Vgl. Maurice Merleau-Ponty: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966.

214Vgl. Frers 2007b, S. 29.

215Vgl. z.B. König 2003; vgl. z.B. Elisabeth Tietmeyer u.a. (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf materielle Kultur. Münster 2010.

216Vgl. z.B. Monika Wagner: Materialien als soziale Oberflächen. In: Dies./Dietmar Rübel (Hg.): Material in Kunst und Alltag. Berlin 2002, S. 101-118.

materiellen, leiblich spürbaren:

„Von den Dingen und Ensembles, einschließlich der an ihnen haftenden symbolischen Bedeutungen, geht jener Spannungsbogen aus, der uns auf irgend eine Weise in unserer Lebenspraxis trifft – wie schwüle Luft, schneidende Kälte oder ein lauer Wind.“²¹⁷

Gernot Böhme bezieht sich in seinen theoretischen Ausführungen zum Begriff der Atmosphäre besonders auf die Bedeutung der Dinge. Im Gegensatz zu Hermann Schmitz, der Gefühle *in* den Dingen verortet, betrachtet Gernot Böhme die Gefühle als aus den Dingen heraustretend und damit erst als wahrnehmbar. Er stellt heraus, dass das Wahrnehmbare an einem früheren Zeitpunkt angesiedelt ist als die Wahrnehmung. Dass das Subjekt überhaupt etwas wahrnehmen kann, ist somit ohne die objektive Seite der Umgebung nicht möglich. Der Inhalt der Wahrnehmung wiederum ist sowohl subjektiv als auch objektiv beeinflusst. Böhme spricht von der Gleichzeitigkeit einer Sensibilität des Subjekts und von Charakteren (Qualitäten) der Umgebung, „die das Subjekt ansprechen“²¹⁸. Er sieht die aktive Seite der Dinge im „Sichzeigen und (...) Ansprechen“²¹⁹. Das Heraustreten der Dinge bezeichnet Böhme als Ekstasen. Diese „Formen der Präsenz (...) sind Weisen, durch die ein Ding charakteristisch aus sich austritt.“²²⁰

Die argumentative Entfaltung der These eines Heraustretens der Dinge als Ekstasen fundiert Böhme mit seiner Kritik des gängigen Dingbegriffs, den er in zweierlei Hinsicht hinterfragt.²²¹ So habe sich erstens die Ontologie am Beispiel der materiellen Dinge entfaltet und damit andere Seiende exkludiert:

„Wenn wir uns auf Dinge als sinnlich gegeben, körperhaft Seiende konzentrieren, so umfassen wir damit zwar Produkte der bildenden Kunst wie der Natur, schließen dabei auf der anderen Seite aber Entitäten wie den Wind, die Nacht, oder Medien wie die Luft oder das Wasser aus.“²²²

Diesen Ausschluss der genannten Entitäten und Medien kritisiert Gernot Böhme

217Jürgen Hasse: Zum Verhältnis von Stadt und Atmosphäre. Wo sind die Räume der Urbanität? In:

Ders. (Hg.): Subjektivität in der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2002, S. 19-40, hier S. 24f.

218Böhme 1995, S. 156.

219Ebd., S. 167.

220Ebd.

221Vgl. ebd., S. 155-176.

222Ebd., S. 157.

stark. Die Thematisierung von Wind, Nacht, Luft etc. nimmt daher einen wichtigen Platz in seiner Atmosphärentheorie ein. Zweitens werden die Dinge konventionell als verschlossen konzeptualisiert: Einen Gegenstand als *schwer* zu bezeichnen, also die Schwere in den Gegenstand an sich zu legen, ist im Grunde genommen nicht möglich. Schwere ließe sich nur als relationale Eigenschaft, also *schwer für* bestimmen. Die Schwere geht also tatsächlich über den Gegenstand selbst hinaus und bezieht andere Menschen oder Gegenstände ein. Mit der Vorstellung von Ekstasen wird also ein offeneres Verständnis der Dinge konzipiert als im konventionellen Dingbegriff.

Die phänomenologische Perspektive, in der alle Anwesenden einer Situation – Dinge, Menschen oder andere Entitäten – als Konstellation mit Eigenschaften und Impulsen betrachtet werden, weist Parallelen zu Bruno Latours *Versuch einer symmetrischen Anthropologie*²²³ auf. Obschon es sich bei der Phänomenologie und den „science studies“, denen Bruno Latour zuzurechnen ist, um grundsätzlich verschiedene Ansätze handelt, ist ihnen die gleichwertige Betrachtung von Mensch und Ding gemeinsam, die auf die Phänomene oder Zusammenhänge als komplexe Ganze abzielt. Daraus ergibt sich auch, dass die anwesenden Entitäten nicht einzeln betrachtet werden, sondern in ihren Kontexten. Diese Kontextualisierung darf dabei nicht in disziplinären Ordnungen feststecken, sondern muss versuchen, die Vielgestaltigkeit der Vernetzungen zu erfassen, „die gleichzeitig die Natur der Dinge und den sozialen Kontext miteinbezieht, ohne sich auf das eine oder andere zu reduzieren“²²⁴.

Situation

Den Rahmen des Erlebens bietet die konkrete Situation als Anwesenheit von Gegenstand und Subjekt der Wahrnehmung. Der Begriff der Situation impliziert die Konkretheit und Einmaligkeit von Erleben, die durch einen bestimmten Ort, eine bestimmte Zeit und eine bestimmte Konstellation von Anwesenden/m geprägt ist. Zentral ist erneut die Verbindung anwesender Menschen und Dinge mit der Relevanz

²²³Vgl. Bruno Latour: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie.

Frankfurt am Main 2008.

²²⁴Ebd., S. 12.

für das Wahrnehmungssubjekt. Eine Situation besteht nur in und durch das Wahrnehmungssubjekt; Umgebungsqualitäten gehören nur insofern zu ihr als sie wahrgenommen werden. Der Begriff der Situation zeichnet sich für die kulturwissenschaftliche Beschäftigung mit Erfahrung und Erleben in dreifacher Hinsicht als zentrale Kategorie aus²²⁵: Erstens markiert er „eine konkrete Untersuchungseinheit: Die Situation ist eine sozial, räumlich und zeitlich begrenzte Einheit.“²²⁶ Zweitens bietet die Situation den erkenntnistheoretischen Zugang zu Erfahrung. Schließlich ist ein weiterer Aspekt von Bedeutung, nämlich die Zufälligkeit als konkrete und damit einzigartige Aktualisierung kollektiver Phänomene.²²⁷ Drittens impliziert der Begriff der Situation Einmaligkeit und Unteilbarkeit. Die Analyse der genannten Einzelaspekte kann einer Situation als Ganzes nicht gerecht werden.²²⁸ Deshalb ist die Fokussierung auf Aussagen über subjektives Erleben die einzige Möglichkeit, die Ganzheitlichkeit der Situation in dem Sinne zu erfassen, wie sie sich für das erlebende Subjekt darstellt. Im Erleben und Erzählen wird selektiert. Die subjektiven Schwerpunktsetzungen, die als dominante Merkmale der Situation erlebt und erinnert werden, können verbal vermittelt werden.

Wahrnehmungsraum als transmodale Einheit

Wo die Begriffe Erleben und Situation stark auf die Ganzheitlichkeit abheben, benennt der Wahrnehmungsraum das Vorhandensein verschiedenartiger Eindrücke (Modalitäten) und deren Vereinheitlichung durch das Subjekt. Die phänomenologische Verwendung des Wahrnehmungsbegriffs erfolgt unter der deutlichen Abgrenzung von sensualistischen Theorien:

„Das Verständnis der Wahrnehmung aus phänomenologischer Sicht unterscheidet sich vom naturwissenschaftlichen Verständnis nicht dadurch, daß [sic!] es die naturwissenschaftliche Sichtweise für falsch

225Vgl. Schmidt-Lauber 2003.

226Ebd., S. 207; Schmidt-Lauber bezieht sich hier auf Jürgen Friedrichs: Situation als soziologische Erhebungseinheit. In: Zeitschrift für Soziologie, 1974, H. 1, S. 44-53.

227Schmidt-Lauber 2003, S. 207; Schmidt-Lauber bezieht sich hier auf Friedrichs 1974.

228Hermann Schmitz: Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung. Freiburg/München 2005.

erklärt; vielmehr bezieht die Neue Phänomenologie einen anderen Ausgangspunkt in der geisteswissenschaftlichen Analyse von Wahrnehmungsprozessen. In Schmitz' phänomenologischer Betrachtung ist es nicht ein Strom neuronaler Energie, der auf den Nervenbahnen den Körper durchströmt, sondern das Betroffensein von einem Eindruck, das den Ausgangspunkt für die Analyse von Wahrnehmungsereignissen bildet.²²⁹

In Frage steht also nicht, dass die Sinne, die für das Subjekt als Perspektiven des Erlebens aufscheinen, eine zentrale Rolle für das Erleben spielen. In Frage stehen lediglich Bemühungen, Daten einzelner Sinnesbereiche zu separieren und zu messen.²³⁰ Die Betrachtung von Erleben als Ganzem und eine eher analytische Sicht sollen sich hier aber nicht gegenseitig ausschließen, sondern ergänzen.

Die Einheit des Wahrnehmungsraums zeigt sich konkret in zweierlei Hinsicht. Zum einen beschreibt sie die Tendenz zur Homogenisierung der Sinneseindrücke, die sich zu einer dominanten Qualität anordnen, zum anderen geht es um eine Einheitlichkeit oder Verschmelzung der verschiedenen Sinnesbereiche Hören, Sehen, Riechen/Schmecken und Berühren. Die verschiedenartigen Eindrücke aus den Sinnesbereichen nennt Michael Hauskeller Modalitäten.²³¹ Die durch diese Sinne vermittelten Eindrücke haben unterschiedliche Rollen in der Konstitution des Wahrnehmungsraums. Die Verbindung verschiedener Modalitäten verweist zunächst auf den Begriff der Synästhesie:

„Was hier aber interessiert, ist die in der Innenperspektive synästhetischer Erfahrung phänomenal wirksame Zusammengehörigkeit und Wechselwirkung von Sinnesdaten in ein und demselben oder verschiedenen Sinnesbereichen.“²³²

Zur Erklärung synästhetischer Wahrnehmung wird aus phänomenologischer Sicht²³³ ein Ansatz erläutert, der eine Einheit von Sinneseindruck und Gefühlslage zur

229Hasse 2005, S. 96.

230Ebd., S. 150.

231Vgl. Hauskeller 1995.

232Hauskeller 1995, S. 57.

233Der gängigste (in der Phänomenologie nicht unterstützte) Ansatz bezieht sich auf Lebenserfahrung: In diesem Verständnis wird beispielsweise gelb mit sauer assoziiert, weil ein Subjekt die Erfahrung einer gelben, sauren Zitronen gemacht habe; vgl. Hasse 2005, S. 150.

Erklärung heranzieht.²³⁴ Michael Hauskeller erläutert diese These vom Zusammenspiel materieller Sinnesorgane und fühlend wahrnehmendem Subjekt anhand eines Beispiels aus der Malerei, in dem es um die Assoziation eines Eulenschreis mit der Farbe violett geht:

„Der Ton oder das Tongemisch, das in Farbe umgesetzt wird, ist auch hier keine ‚bloße‘ Sinnesqualität, sondern dem Subjekt von Anfang an schon bedeutungshaft gegeben. Ein Schrei ist kein beliebiges Geräusch und ein Angstschrei schon gar nicht. Was sich dem Maler hier in Farbe verwandelt, ist also eine leiblich erfahrene Bedeutung, und der Ton mag nur die Weise sein, in der die Bedeutung sich einem Wahrnehmungssubjekt vermittelt, so daß [sic!] vielleicht *ein und derselbe Erscheinungscharakter* durch verschiedene Modalitäten hindurch wahrgenommen werden kann[Hervorhebung im Original].“²³⁵

Gemäß einer solchen Vorstellung von Synästhesie korrespondiert eine Gefühlslage jeweils mit Eindrücken aus verschiedenen Sinnesbereichen und schafft somit eine Verbindung zwischen diesen, die zunächst als dissoziiert erscheinen. So ist für den Wahrnehmungsraum der Begriff des Gefühls als Verbindungsmoment der Sinnesbereiche zentral. Die Ganzheitlichkeit der Situation des Erlebens entsteht in der Einheit des Wahrnehmungsraums, die verschiedenste Eindrücke versammelt und zu einer neuen Qualität überlagert.

Die Verschiedenheit der Sinneseindrücke als Modi des Wahrnehmungsraums stelle ich nun genauer dar. Dabei ist wichtig, diese nicht als sensualistische Daten zu verstehen, sondern als Bündel aus jeweils spezifischen Kanälen zur Welt. So stellen die Sinne bzw. Sinneseindrücke grundsätzlich unterschiedliche Bezüge zur Welt her:

„Im Schmecken bin ich zunächst ganz bei mir selbst, im Riechen in einer Ganzwelt, im Sehen bei Gegenständen. Hören und Berührung können als Zwischenmodi begriffen werden: der Berührungssinn verbindet Ich- und Gegenstandserfahrung, das Gehör oszilliert zwischen Gegenstandsart (Geräusch) und Welteinnahme (Klang).“²³⁶

²³⁴Hauskeller 1995, S. 66-72.

²³⁵Ebd., S. 66-72.

²³⁶Ebd., S. 90.

Neben diesen leibphänomenologischen Unterschieden sind die Modi der Wahrnehmung jedoch vor allem durch kulturgeschichtlich gewachsene Bewertungen voneinander abgegrenzt. So werden Geruchs- und Geschmackssinn als niedere Sinne gesehen, wohingegen Tast-, Hör- und vor allem Gesichtssinn als höhere Sinne betrachtet werden. Parallel dazu ist die Unterscheidung in Nahsinne und Fernsinne gängig, wobei die absolute Dominanz und Bedeutung des Gesichtssinns in der abendländischen Kultur ohnehin einen Allgemeinplatz darstellt.²³⁷ Ebenfalls von Bedeutung ist die Ambivalenz der Sinne, die sowohl eine aktive als auch eine passive Seite haben: Wir nehmen nicht nur wahr, sondern werden selbst gesehen, gerochen, ertastet, geschmeckt und gehört. Jürgen Hasse bemerkt, dass die Sinne „insgesamt in unserer Gesellschaft gegenwärtig als Einbahnstraße“²³⁸ verstanden werden, also das Wahrnehmen die Auseinandersetzung mit dem Wahrgenommen verdrängt habe. Damit wird der kommunikativen Komplexität der Sinne nicht entsprochen. Die Besonderheiten der einzelnen Sinne werden im Folgenden herausgearbeitet, da mit ihnen spezifische Erlebensformen, Befindlichkeiten und nicht zuletzt (intellektuelle) Weltzugänge gegeben sind.²³⁹ Sinneseindrücke werden dabei nicht als Reize betrachtet, die letztlich kognitive Ergebnisse hervorbringen, sondern als die Spürbarkeit leiblich eindringender oder umfangender Umwelt.

Geruchs- und Geschmackssinn möchte ich gemeinsam behandeln, da sie besonders eng miteinander verknüpft sind. Die olfaktorischen und gustativen Eindrücke beziehen sich nicht auf Gegenständliches: Gerüche und Aromen sind immateriell und schwer greifbar.²⁴⁰ Umso erstaunlicher ist es, dass die Benennung solcher Eindrücke meist einen Gegenstand als Bezugspunkt aufweist; so existieren nur wenige geruchs- und geschmacksbeschreibende Adjektive, wohingegen die vergleichende Äußerung, dass etwas riecht oder schmeckt *wie*, nicht selten ist. Der Unterschied zwischen Geruch und Geschmack liegt sicherlich darin, dass der Geruch den Menschen „umstreicht und von etwas kündigt“²⁴¹, der Geschmack immer schon im Inneren des Körpers stattfindet. Gerüche zeichnen sich durch eine Verbreitung im Raum aus, die

237Vgl. ebd., S. 89f; vgl. Hasse 2005, S. 37-47.

238Vgl. ebd., S. 94.

239Vgl. ebd., S. 53.

240Vgl. ebd., S. 89-91

241Ebd., S. 87.

in einer Umfängenheit des Subjekts von (olfaktorisch vermittelter) Welt mündet. Darin, so Hauskeller, liege auch die Bedeutung des Geruchs als „eigentliche Grundlage des Weltvertrauens“²⁴², dessen Rolle sich erst in seinem Fehlen bzw. dem pathologischen Fehlen des Geruchssinns zeige. Dies führe zu emotionalem Weltverlust, wie Studien mit Betroffenen zeigten.²⁴³ Riechen und Schmecken unterschieden sich in einer weiteren Gemeinsamkeit vom Sehen, Hören und Tasten. Geschmack und vor allem Geruch bieten dem Wahrnehmungssubjekt keine Wahl: Die durch entsprechende Eindrücke hervorgerufenen Lust- oder Unlustempfindungen können nicht umgangen werden.²⁴⁴

Sehen als zentralen Sinnbereich der menschlichen Wahrnehmung zu reflektieren, erfordert zunächst eine kulturgeschichtliche Kontextualisierung. Die Dominanz des Sehens, das als abstrakter Sinn an die Seite des Verstandes rückt, verweist auf die ideengeschichtliche Trennung von Körper und Geist. Diese Grundkategorie christlich-abendländischer Weltsicht erklärt die Aufwertung des Sehens als Inbegriff des Verstandes, wie Jürgen Hasse in Bezug auf Hartmut Böhme erklärt:

„Das Auge eignet sich wie kein anderer Sinn zur Wahrung eines Abstandes zur Welt der Dinge (...) ‚Das Auge hält die Dinge vom Leib‘, hält sie als begrifflich fassbare Sachen in einem Abstand, in dem sie Oberflächen sind und sich als definierte Gegenstände für die sprachlich-symbolische Vereinheitlichung eignen. Die Distanzierung im Sehen ist eine abstrakte kulturelle Leistung – wie die hierarchisierende Bewertung der Sinne insgesamt.“²⁴⁵

Auch steht der Gesichtssinn für die normative und faktische Naturbeherrschung des Menschen und darüber hinaus für Kontrolle über Andere(s) wie auch über sich selbst im Sinne von Norbert Elias und Michel Foucault, die die Internalisierung äußerer Kontrolle thematisieren.²⁴⁶ In der Karriere des Gesichtssinns spiegelt sich somit die zivilisatorische Entwicklung der Gesellschaft wider. Das Sehen geht dabei jedoch

242Hauskeller 1995, S. 92.

243Vgl. ebd., S. 89-101.

244Vgl. Hasse 2005, S. 97.

245Ebd., S. 46; Hasse zitiert hier Hartmut Böhme: Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988, S. 225.

246Vgl. Hasse 2005, S. 40; vgl. Christoph Wulf: Auge. In: Ders. (Hg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim/Basel 1997, S. 446-458.

deutlich über visuelle Aspekte hinaus, indem es sowohl andere Sinnesbereiche als auch soziale und kulturelle Dimensionen einschließt:

„Die Frage der Sinnlichkeit des Sehens geht (...) weit über die optische Dimension hinaus. In den Arten des Sehens schwingt neben der visuell-optischen Wahrnehmung stets eine auf bestimmte Weise akzentuierte, gefühlsmäßige Einlassung auf das ‚Gesehene‘ mit.“²⁴⁷

So ist die Reflexion der Bedeutungshorizonte gewinnbringend, die im *Sehen*, *Schauen*, *Anschauen* und im *Blicken* firmieren.²⁴⁸ Das Begriffsfeld des Sehens hat verschiedenste Konnotationen, die mit visuellem Sehen nur indirekt zu tun haben: Aufmerksamkeitsrichtung (sich etwas ansehen), ethische Aspekte (jemandem etwas nachsehen), etwas in Erfahrung bringen (nachsehen), sich kümmern (nach etwas sehen) etc. Neben der zivilisationsgeschichtlichen Kontextualisierung, die im Erleben stets mitspielt, wird jedoch auch nach den leiblich-sinnlichen Bedingungen des Sehens gefragt²⁴⁹: Farbe und sichtbare Gestalt sind hier zentrale Punkte. Farbigkeit kann zunächst auf die Qualitäten *hell* und *dunkel* zurückgeführt werden. Entwicklungsgeschichtlich gesehen kamen die ‚richtigen‘ Farben *rot*, *grün*, *blau* etc. nach und nach zum menschlichen Farbrepertoire hinzu; dadurch wurden *hell* und *dunkel* dann zu den Nicht-Farben schwarz und weiß. Die Qualitäten *hell* und *dunkel* beschreiben dabei nicht das Vorhandensein von Licht, sondern entfalten Raumwirkungen von Weite und Enge. Den verschiedenen ‚richtigen‘ Farben werden Qualitäten zugeschrieben, so steht beispielsweise *grün* für Ruhe und Zufriedenheit. Neben den Farben spielt auch die sichtbare Gestalt und Form eine zentrale Rolle für die visuelle Wahrnehmung. Ob beispielsweise Gegenstände aufgrund ihrer Form als *leicht* oder *schwer* erkannt werden, zeigt die Losgelöstheit dieser Bewertung von messbaren Kriterien. So entfalten Formen räumliche Wirkung: „Die Schwere drängt die Form in eine bestimmte Richtung, nämlich nach unten, während die Leichte sie nach unten begrenzt und nach oben freigibt.“²⁵⁰ Ebenfalls von Bedeutung für die unumgängliche Wirkung auf das Subjekt ist die Masse der Formen:

247Hasse 2005, S. 53.

248Vgl. ebd., S. 47-53.

249Vgl. Hauskeller 1995, S. 123-156.

250Ebd., S. 153.

„Im gestalteten Raum, vor dem oder in dem ich mich befinde, gewinnt die Form erst durch die schiere Präsenz der Masse die Möglichkeit, ihre Wirkung zu entfalten. Obgleich der Körper als das physische Substrat meines Leibes hier kein Gewicht trägt, erfahre ich dennoch leiblich die Belastung, die vom gestalteten Stoff des umgebenden Raums als dessen Schwere ausgeht.“²⁵¹

Farbe und Form entfalten ihre affektiv-leibliche Wirkung über den Gesichtssinn. Dieser impliziert aber neben den als visuell definierten Aspekten auch ein tastendes Sehen. So sind die Augen wie auch das Gehör in der Lage zu tasten, wenn beispielsweise der Blick an architektonischen Formen entlanggleitet oder Oberflächen über den Gesichtssinn als haptische Qualitäten bestimmt werden.²⁵² Die berührende Funktion von Blicken wird vor allem auch in zwischenmenschlichen Zusammenhängen deutlich: Blicke treffen oder durchbohren, sind sanft oder hart.²⁵³ Dieser Zusammenhang von Tasten und Sehen wurde durch die bereits thematisierte Trennung von Körper und Geist gelöst: „Bei den Vorsokratikern war Sehen immer eine stoffliche Berührung mit dem Gesehenen. Im Sehen ging ein Erfülltwerden des Gesehenen auf.“²⁵⁴

Mit dem Gehör nehmen wir Laute²⁵⁵ wahr, die ebenso wie Gerüche und Geschmack schwer in ihrer eigentlichen Qualität zu beschreiben sind, so dass hier im verbalen Ausdruck ebenfalls der Bezug zu den vermuteten verursachenden Gegenständen gesucht wird. Laute werden folglich kaum als solche wahrgenommen, sondern als „bedeutungsgeladene Dinge oder (An-)Wesenheiten, die ein Geräusch *machen* [Hervorhebung im Original]“²⁵⁶. Auf die Anwesenheit von etwas oder jemandem wird Aufmerksamkeit gelenkt. Das Gehör kann als Sinn gelten, der besonders nah an den Gefühlen liegt, „weil die Geräusche die Körpergrenze überschreiten und das Gehörte

251Ebd., S. 153.

252Vgl. Wolfgang Meisenheimer: Das Denken des Leibes und der architektonische Raum. Köln 2004, S. 44-48.

253Vgl. Hasse 2005, S. 44f.

254Ebd., S. 45.

255Akustische Welterfahrung lässt sich in folgende Bereiche unterteilen. Demnach gibt es Töne, die sich durch regelmäßige Schwingungen auszeichnen, und Geräusche, die durch unregelmäßige Schwingungen charakterisiert sind. Die Gleichzeitigkeit von Tönen verschiedener Frequenzen bezeichnet man als Klang. Vgl. Hauskeller 1995, S. 102f.

256Ebd., S. 104.

vor allem in leiblicher Resonanz vernommen wird²⁵⁷. Dieses Eindringen in Leib und Körper teilt der Hörsinn mit dem Tast-, Geschmacks- und Geruchssinn, obschon das Hören mit dem Sehen zu den höheren Sinnen gezählt wird. In der Kirchenarchitektur beispielsweise wurde die „leibliche(...) Zudringlichkeit“²⁵⁸ von Klängen als Möglichkeit der Machtausübung benutzt. So werden durch die Schaffung der Resonanzräume in der Kirche bewusst Klänge so intensiviert, dass sie in ihrer leiblichen Wirkung als Stärke und Macht erscheinen.²⁵⁹ Nicht zuletzt hat das Hören mit der Sprache zu tun, die unsere Gesellschaft konstituiert. In sozialer Hinsicht dient die Kommunikation durch Geräusche und Sprache dazu, sich der Anwesenheit der anderen Menschen zu versichern und durch die Form der Sprache Beziehungen und Situationen zu klären. In der Realität fallen sinnlich-körperliche und geistig-kognitive Aspekte der Sprache zusammen.²⁶⁰

Der Tastsinn ist unter den Sinnen derjenige, der am unmittelbarsten mit Leib und Körper des Wahrnehmungssubjekts verknüpft ist:

„In keiner Sinnesmodalität treten uns die Gegenstände so nahe wie in der körperlichen Berührung, und mehr als alles andere überzeugt uns die Berührung von der Wirklichkeit eines Gegenstandes.“²⁶¹

Durch seinen hohen Realitätswert stellt der Tastsinn ein unerlässliches Fundament des Erlebens dar, obwohl er im Vergleich zum Sehsinn eine geringe Präsenz erfährt, da die „anschauliche Vorstellbarkeit von Tastqualitäten“²⁶² äußerst gering ist. Der Tastsinn bringt die Gegenstände in unmittelbare Nähe zum eigenen Leib. Die durchlässige und sensible Haut stellt die leibliche und körperliche Grenze des Individuums zur Umgebung dar, die in jeder Berührung unscharf wird und verwischt. So scheint in der Berührung auch die Doppelsinnigkeit²⁶³, also das Changieren zwischen aktiver und passiver Wahrnehmung, am stärksten auf: Jede tastende Berührung hinterlässt Druck auf der Haut und ist damit selbst ein Eindruck, der zum Eindruck durch die Sinneswahrnehmung hinzukommt. Nicht nur die Grenze

257Hasse 2005, S.64.

258Ebd., S. 56.

259Vgl. ebd., S. 56.

260Vgl. ebd., S. 54.

261Hauskeller 1995, S. 157.

262Hasse 2005, S. 75.

263Vgl. ebd., S. 80.

zwischen Individuum und Welt, auch die Grenzen zwischen den Sinnen werden in der Berührung brüchig. So kann man etwa vom ‚tastenden Sehen‘ sprechen, das weniger als synästhetisches Erleben denn als eigener Modus des Gesichtssinns gelten kann:

„Mit Ausnahme von Farbe und Gestalt geschieht alles (...) als eine Vorwegnahme ihrer Berührung. Glätte und Rauheit, Wärme und Kälte, das Spitze und das Stumpfe, Runde und Eckige, das Harte und Weiche, sind nicht nur Qualitäten, die wir mittels Berührung an den Dingen entdecken, sondern auch die Erscheinungscharaktere, mit deren Hilfe die Dinge sich uns entdecken. Schon beim Betreten eines Raumes, wenn wir nur den Blick schweifen lassen, ohne etwas zu berühren, erfassen wir in eins die Berührungsqualitäten der Gegenstände.“²⁶⁴

Atmosphäre

Atmosphäre beschreibt eine

„(...) Grundtatsache menschlicher Wahrnehmung (...), nämlich der Wahrnehmung, in der der Mensch durch sein Befinden zugleich spürt, wo er sich befindet. So gesehen sind Atmosphären etwas, was das menschliche In-der-Welt-Sein im Ganzen bestimmt, also seine Beziehungen zu Umgebungen, zu anderen Menschen, zu Dingen und zu Kunstwerken.“²⁶⁵

Im deutschsprachigen Feld ist die Debatte vor allem durch den Atmosphärenbegriff von Gernot Böhme geprägt, der jedoch stark im ontologischen Bereich liegt und für die konkrete Anwendung deshalb oftmals diffus bleibt. Mit der begrifflichen Fokussierung auf Raumerleben wende ich mich nicht von der Atmosphäre ab, sondern der Tätigkeit zu, die sie überhaupt spürbar werden lässt, dem Erleben. Gernot Böhme beschreibt Atmosphären als

„(...) etwas zwischen Subjekt und Objekt (...), nämlich ihre gemeinsame Wirklichkeit. Sie werden in affektiver Betroffenheit erfahren, d.h. in der eigenen Befindlichkeit, haben aber jeweils einen eigenen Charakter bzw.

264Hauskeller 1995, S. 160.

265Böhme 2006, S. 105.

eine charakteristische Weise, in der sie uns anmuten.²⁶⁶

Bei einer genaueren Bestimmung der Atmosphäre jedoch wird schnell ihre begriffliche Diffusität deutlich:

„Unbestimmt sind Atmosphären vor allem in Bezug auf ihren ontologischen Status. Man weiß nicht recht, soll man sie den Objekten oder Umgebungen, von denen sie ausgehen, zuschreiben, oder den Subjekten, die sie erfahren.“²⁶⁷

Ihr Zwischenstatus ist es also, der die Atmosphäre konzeptuell so reizvoll, aber auch problematisch macht. Böhme plädiert an dieser Stelle dafür, der erfahrungsgemäßen Existenz der Atmosphäre zu vertrauen, denn wir „verfügen (...) offenbar über ein reiches Vokabular, um Atmosphären zu charakterisieren, nämlich als heiter, melancholisch, bedrückend, erhebend, achtungsgebietend, einladend, erotisch usw.“²⁶⁸. Was Böhme mit diesen oder anderen Adjektiven beschreibt, ist der so genannte ‚Charakter einer Atmosphäre‘, also eine in der Situation intersubjektiv geteilte, kollektive Bewertung von Qualitäten räumlicher Stimmung. Diese Charaktere lassen sich in vier Hauptgruppen einteilen: erstens synästhetische Charaktere²⁶⁹ als Qualitäten, die vornehmlich einem Sinnesbereich angehören, jedoch tatsächlich Modifikationen des leiblichen Spürens darstellen wie zum Beispiel ein kühler Empfang; zweitens Stimmungscharaktere²⁷⁰, z.B. ein heiterer Tag; gesellschaftliche Charaktere²⁷¹ wie zum Beispiel die bürgerliche Atmosphäre eines Salons; drittens kommunikative Charaktere²⁷², die aus der zwischenmenschlichen Ebene hervorgehen; viertens Bewegungssuggestionen²⁷³ als spezifischer Typus von Charakter. Die Charaktere fangen die Verschiedenheit der Qualitäten von Atmosphären auf. Spricht

266Gernot Böhme: Anmutungen. Über das Atmosphärische. Ostfildern bei Stuttgart 1998, S. 8.

267Böhme 1995, S. 22.

268Ebd.

269Vgl. Gernot Böhme: Atmosphäre als Manipulative im Dritten Reich. In: Alexander J.

Schmidt/Reinhard Jammersin (Hg.): Atmosphäre – Kommunikationsmedium der gebauten Umwelt. Essen 2005, S. 14-29.

270Vgl. ebd.

271Vgl. ebd.

272Vgl. Gernot Böhme: Das Wetter und die Gefühle. Für eine Phänomenologie des Wetters. In:

Kerstin Andermann/Undine Eberlein (Hg.): Gefühle und Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie. Berlin 2011, S. 153-166.

273Vgl. ebd.

Böhme in seiner Abhandlung des Begriffs 1995 noch von *Atmosphäre*²⁷⁴, benutzt er in einer späteren Publikation, die sich der Anwendbarkeit des Atmosphärenbegriffs widmet, die etwas offenere Bezeichnung *des Atmosphärischen*²⁷⁵, welches er dann als „Phänomenbereich(...) der Atmosphären“²⁷⁶ definiert. Böhme stellt hier Anwendungsbeispiele für den Atmosphärenbegriff vor, für die er schließlich feststellt,

„(...) daß [sic!] man von Fall zu Fall mit diesem Begriff jeweils andere und überraschende Entdeckungen macht. Immer aber geht es um die Identifizierung vergessener oder verdrängter Aspekte oder das Sichtbarmachen immer schon übergangener Phänomene.“²⁷⁷

Michael Hauskeller löst die Ambivalenz und damit Definition von Atmosphäre meines Erachtens überzeugend, indem er sie über den Begriff und die Bedingungen des Erlebens erklärt²⁷⁸. Er betrachtet Atmosphäre als „*Form der Begegnung* selbst [Hervorhebung im Original]“²⁷⁹, die zwischen Subjektivem und Objektivem stattfindet:

„Hiernach sind Atmosphären nichts Objektives (vom Auffassenden Losgelöstes), aber auch nichts Subjektives (ohne gegenständliche Bedeutung), sondern Relation: gleichsam der Kitt, der ich und Welt aneinander bindet, und zwar so, daß [sic!] die Verbindung als *Verbindlichkeit* [Hervorhebung im Original] (Relevanz, Bedeutsamkeit) zutage tritt.“²⁸⁰

Das Erleben der Atmosphäre wird also weder als Subjektives noch als Objektives, sondern als prozessuale Begegnung aufgegriffen. Diese Vorstellung liegt auch der vorliegenden Untersuchung zugrunde.

Das Atmosphärenkonzept sozialwissenschaftlich anzuwenden wird vor allem von den und um die Humangeografen Rainer Kazig und Jürgen Hasse vorangetrieben. Für diesen Bereich diagnostizieren Rainer Kazig und Claus C. Wiegandt bereits 2006,

274Böhme 1995.

275Böhme 1998.

276Ebd., S. 9.

277Ebd.

278Vgl. Hauskeller 1995.

279Ebd., S. 196.

280Ebd.

„dass die Forschungspraxis noch in den Anfängen steckt“²⁸¹. Diese Gruppe orientiert sich heute vor allem an der frankophonen Atmosphärenforschung, „die ihre konzeptionellen Wurzeln stärker auch in der ökologischen Wahrnehmungsforschung hat und deshalb auch über eine stärker ausgeprägte empirische Tradition verfügt“²⁸². Zu nennen sind sowohl Jean-Paul Thibaud wie auch Jean-François Augoyard. Jean-Paul Thibaud wurde bisher vor allem methodisch mit dem *parcours commenté*²⁸³ wie mit seinen Überlegungen zu einem angewandten Atmosphärenbegriff rezipiert. Er sieht die Atmosphäre nicht als Gegenstand, sondern als Medium der Wahrnehmung. Das bedeutet, Atmosphären werden nicht erlebt, sondern eine Situation wird „gemäß der Atmosphäre [Hervorhebung im Original]“²⁸⁴ erlebt. Zentral ist für Thibaud auch der Begriff der Situation, deren Hauptmerkmal nach John Dewey darin liege, dass sie eine durchgängige Qualität bereitstelle, die einheitlich, als Stimmung wahrnehmbar und prozessual ist. Auch sieht Thibaud die phänomenologische Perspektive auf Wahrnehmung als Grundlage und Bedingung eines Atmosphärenbegriffs. Wichtig ist für ihn hierbei die „Aufwertung des situationsbedingten, sinnlichen und praktischen Charakters der Wahrnehmung“²⁸⁵. Besonders die Koppelung von Atmosphäre und Handlung beziehungsweise Bewegungsstil arbeitet Thibaud heraus.²⁸⁶ Dabei steht weniger die „Art einer Handlung als die Form ihrer Ausführung“²⁸⁷ im Fokus. Gegenüber Gernot Böhme zeichnet sich sein Ansatz durch einen starken Bezug auf Wahrnehmung und Handlung aus. Daraus lässt sich meines Erachtens ableiten, dass die Atmosphäre mit ihren objektiv-physischen Anteilen nur vom Subjekt her zu denken und zu erforschen ist.

In der empirischen Anwendung erfährt der Atmosphärenbegriff unterschiedliche

281 Rainer Kazig/Claus C. Wiegandt: Zur Stellung von Architektur im geographischen Denken und Forschen. In: *Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*, 10. Jg 2006, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/wolke/deu/Themen/051/Wiegandt/wiegandt.htm> [Datum des Zugriffs 30.4.2012].

282 Ebd., o. S.

283 Jean-Paul Thibaud: *La méthode des parcours commentés*. In: Ders./Michèle Grosjean (Hg.): *L'espace urbain en méthodes*. Marseille 2008, S. 79-99.

284 Vgl. Jean-Paul Thibaud: *Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verständnis urbaner Atmosphären*. In: Michael Hauskeller (Hg.): *Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis*. Zug 2003, S. 280-297, hier S. 293.

285 Ebd., S. 282.

286 Vgl. ebd.

287 Rainer Kazig: *Atmosphären – Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum*. In: Christian Berndt/Robert Pütz (Hg.): *Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn*. Bielefeld 2007, S. 167-187, hier S. 175.

Ausprägungen. So beschreibt Rainer Kazig beispielsweise *typische Atmosphären städtischer Plätze*²⁸⁸: die Atmosphäre der Weitung, die leicht gefährliche Atmosphäre, die Durchgangsatmosphäre, die gemeinschaftliche Atmosphäre und die Atmosphäre ästhetischer Anregung. In der Typisierung von Atmosphären anhand von Stadtraumtypen sehe ich das Problem, dass jene nicht klar voneinander zu unterscheiden und in der empirischen Untersuchung voneinander loszulösen sind. Vor allem aber geht Kazig meines Erachtens zu wenig auf die Bedeutungsdimension von Atmosphären ein und stellt leibliche Aspekte zu stark in den Vordergrund. Er scheint die Bedeutungsdimension als Widerspruch zu ihrer Existenz zu sehen. Denn dies würde heißen, dass „ein bestimmter Ort (...) je nach kultureller Zugehörigkeit der anwesenden Personen durch verschiedene Atmosphären gekennzeichnet“²⁸⁹ sei. Der Fokussierung auf *eine* Atmosphäre in *einer* Situation, worauf Gernot Böhme abzielt, stehe ich ebenso wie einer Typisierung von Atmosphären nach Rainer Kazig skeptisch gegenüber: „Jede Atmosphäre ist einzigartig und der Versuch einer Aufzählung darum müßig.“²⁹⁰ Nimmt man die Subjektivität der Atmosphäre ernst, kann es nicht mehrere genau gleiche Wahrnehmungen einer Atmosphäre geben, sondern verschiedene. Diese verschiedenen Wahrnehmungen weichen oftmals jedoch nicht wesentlich voneinander ab. Jürgen Hasse hingegen bezieht (in sein theoretisches Konzept der Atmosphäre) ihre kulturell und geschichtliche Geprägtheit klar ein, wenn er sie als „situativ-persönlich und historisch-gesellschaftlich gelebte Raum-Beziehungen“²⁹¹ beschreibt. Ähnlich der von Böhme eingeführten Charaktere differenziert Hasse drei Entstehungszusammenhänge von Atmosphären:²⁹² So unterscheidet er erstens Atmosphären, die nichts mit menschlichem Handeln zu tun haben, und nur indirekt (als Wahrnehmungsmuster oder hergestellte Produkte) darauf zurückzuführen sind. Zweitens entstehen Atmosphären als quasi immaterielle zwischenmenschliche Produkte sozialer Verläufe und drittens werden sie bewusst zum Zweck leiblicher Kommunikation hergestellt, um Wirkungen zu erzielen. Auch Hasse legt eine empirische Studie vor, in der er die Atmosphäre einer primär

288Vgl. Rainer Kazig: *Typische Atmosphären städtischer Plätze*. Auf dem Weg zu einer anwendungsorientierten Atmosphärenforschung. In: *Die alte Stadt*, 2008, H. 2, S. 147-160.

289Kazig 2007, S. 180.

290Hauskeller 1995, S. 197.

291Jürgen Hasse: *Die Stadt als Raum der Atmosphären*. Zur Differenzierung von Atmosphären und Stimmungen. In: *Die alte Stadt*, 2008, H. 2, S. 103-116, hier S. 111.

292Vgl. Jürgen Hasse 2008b, S. 111-114.

touristisch genutzten Straße untersucht.²⁹³ Hier werden gleichermaßen objektive und subjektive Elemente berücksichtigt und es wird produktiv damit gearbeitet, dass Atmosphären sowohl leiblich als auch symbolisch vermittelt sind. Allerdings stellt das Design der Studie vor allem touristische Nutzungen in den Vordergrund. Mit seiner aktuellen Monografie *Atmosphären der Stadt*²⁹⁴ bietet Hasse die vielfach eingeforderte Konkretisierung von Atmosphäre und Stadt, indem er verschiedene Stadträume wie Plätze, Verkehrsräume oder Stadtquartiere als Horizonte aufspannt, welche jeweils gesondert und konkret bezüglich ihrer Atmosphären und deren Bedeutung für die Stadt befragt werden. Den Ansatz, dass Aussagen über Atmosphäre oder Charakter einer Stadt nur über die empirische Erforschung konkreter Stadträume gemacht werden können, verfolgt auch die vorliegende Untersuchung.

Leib und Körper

Auf der ‚subjektiven‘ Seite des Erlebens stehen zuerst Leib und Körper als Materialität des Menschen. Die Perspektive des Erlebens schließt Sinnlichkeit ein und führt beides im Konzept der Leiblichkeit zusammen: „Was über die getrennten Sinne wahrgenommen wird, bildet sich im leiblichen Erleben zu einer Ganzheit.“²⁹⁵ Auch hier zeichnet sich wieder die Spannung zwischen den einzelnen Sinnen als Modalitäten oder Kanäle und dem Erleben einer Situation ab, das die Eindrücke homogenisiert und zu einer untrennbaren Einheit macht. Der Leib wird von Hermann Schmitz als der Ort des Erlebens definiert. An diesem Ort spürt das Subjekt die Anwesenheit seiner selbst in der Situation. Hier zeigt sich „*Leiblichkeit* als Verknüpfung zwischen Wesen und Existenz [Hervorhebung im Original]“²⁹⁶. Der Leib ist das,

„(...) was [der Mensch, M.K.] in der Gegend seines Körpers von sich spüren kann, ohne sich auf das Zeugnis der fünf Sinne (Sehen, Hören, Tasten, Riechen, Schmecken) und des perzeptiven Körperschemas (d.h. des aus Erfahrungen des Sehens und Tastens abgeleiteten habituellen

293Vgl. Jürgen Hasse: Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein. In: Ders. (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main 2002, S. 61-114.

294Vgl. Jürgen Hasse: *Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume*. Berlin 2012.

295Hasse 2005, S. 113.

296Rolshoven 2003, S. 200.

Vorstellungsbildes vom eigenen Körper) zu stützen.²⁹⁷

Das leibliche Erleben ist also mehr als eine Addition der einzelnen Wahrnehmungsmodi. Das Spüren der Situation findet als Betroffenheit durch leibliche Regungen statt.²⁹⁸ Der Leib ist dabei flächenlos ausgedehnt, die Regungen können also höchstens grob verortet werden, auch außerhalb des Körpers. Der Begriff des Leibes lässt sich durch die Abgrenzung vom Begriff des Körpers gut fassen. Diese ist meines Erachtens treffend in der auf Helmuth Plessner zurückgehenden Formel ‚Körper haben, Leib sein‘ skizziert. ‚Leib sein‘ deutet dabei auf den Leib als Ort des Erlebens hin, der eins ist mit der subjektiven Wahrnehmung. ‚Körper haben‘ hingegen verweist auf die distanzierte Perspektive eines Körpers als „funktionierendes Fleisch“²⁹⁹, der zur Umgebung klar abgegrenzt ist. Erst das Leben selbst macht den Körper zum Leib: „Der Leib ist der be-, er- und gelebte Körper.“³⁰⁰ Dennoch ist die Unterscheidung zwischen Leib und Körper als rein analytische Konstruktion zu verstehen, der für die lebensweltliche Wirklichkeit keine Bedeutung zukommt:

„Unser Ausgangspunkt ist das alltägliche, unreflektierte Erleben: wie wir aufstehen, uns ankleiden, essen, trinken, laufen, einer Arbeit nachgehen, anderen Menschen begegnen, mit ihnen sprechen, uns freuen oder ärgern, müde werden, schlafen. Alle diese Bewegungen, Wahrnehmungen, Gefühle, Begegnungen und Worte bringen uns, solange wir nicht über sie reflektieren, keine Unterscheidung von ‚Körper‘ und ‚Seele‘ zur Erfahrung. Wir vollziehen und erleben sie gleichermaßen aus unserem Zentrum heraus und nirgends zeigt sich eine räumliche oder zeitliche Trennung von ‚Geistigem‘, ‚Seelischem‘ und ‚Leiblichem‘. Im alltäglichen Erleben trennen wir auch nicht zwischen uns und unserem Körper, als trügen wir ihn mit uns herum (...), sondern erfahren uns ohne weiteres als leiblich daseiend.“³⁰¹

So ist der Leib ebenso ausgedehnt wie der Körper, geht jedoch über die scharfen Grenzen der Hautflächen des Körpers hinaus. Leib und Körper getrennt zu denken

297Hermann Schmitz: Der Leib, der Raum und die Gefühle. Ostfildern vor Stuttgart 1998, S. 12.

298Vgl. ebd., S. 7-27.

299Hasse 2005, S. 69.

300Ebd., S. 70.

301Fuchs 2000, S. 88.

bzw. die Vorstellung eines „dualistischen Körpers“³⁰² folgt einer Tradition, die „historisch relativ jungen Datums ist und sich erst Hand in Hand mit spezifischen Wissenschaftsformen entwickelt hat“³⁰³. Terminologisch ist es möglich, vom Leib oder gelebten Körper einerseits und vom Körper oder materiellen Körper andererseits zu sprechen.

Gefühl

Die Thematisierung von Gefühl bezieht sich in dieser Studie auf zwei Referenzpunkte: zum einen auf die aktuelle kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Emotionen als kulturell und historisch Geformtem; zum anderen auf einen phänomenologischen Gefühlsbegriff, der leibliche Vermitteltheit thematisiert. Beiden Referenzpunkten zu Grunde liegt eine erhöhte Aufmerksamkeit für die Verbundenheit bzw. Untrennbarkeit von Kognition und Gefühl, die nicht nur in den Geistes- und Sozialwissenschaften, sondern auch in den Neurowissenschaften³⁰⁴ stetig wächst. Der Geograf Yi-Fu Tuan weist dem Gefühl einen basalen Stellenwert zu: „Emotion tints all human experience, including the high flights of thoughts.“³⁰⁵ Eine Thematisierung des Gefühlsbegriffs in diesem Rahmen muss beinahe zwangsläufig mit der Abgrenzung von einem neurowissenschaftlichen oder psychologischen Emotionsbegriff beginnen. So können Emotionen aus kulturwissenschaftlicher Sicht weder als individuell-innerlich, noch als Reaktion auf äußere Reize begriffen werden, sondern vielmehr als geformte Praktiken³⁰⁶. Die begriffliche Unterscheidung zwischen Gefühl, Emotion und Affekt reproduziere eher theoretische Prämissen, als dass sie begriffliche Differenzierung befördere.³⁰⁷ So verwende ich in dieser Arbeit den Begriff Gefühl in Bezug auf Erleben und

302 Mich Knecht: Ethnografische Wissensproduktion und der Körper als ethnografisches Objekt im Feld moderner Reproduktionsmedizin. In: Beate Binder/Silke Götsch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 421-430, hier S. 422.

303 Ebd., S. 422.

304 Vgl. z.B. Antonio Damasio: Descartes' Irrtum: Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. Berlin 2005.

305 Tuan 1977, S. 8.

306 Vgl. Andreas Reckwitz: Affektive Räume. Vortrag am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen am 10. Mai 2012. Der Autor ordnet Emotionen in praxistheoretische Zusammenhänge ein.

307 Vgl. Scheer 2009.

Atmosphären, den Begriff der Emotionen für gesellschaftlich benannte und benennbare Gefühle, wie beispielsweise Stolz. Meist wird zwischen körperlichen Regung, dem bewussten Empfinden eines Gefühls und dem kommunikativ-sozialen Ausdruck differenziert, was für meine Untersuchung jedoch keine Rolle spielt.

Die Bedeutung des Gefühls als ‚Medium‘ des Erlebens wurde bereits als grundlegend herausgearbeitet:

„Das die Wahrnehmung immer begleitende Gefühl ist so nichts als das Faktum der Anwesenheit von Welt selbst, nicht eine vom Subjekt ‚bloß‘ hinzugefügtes, sondern ein *Angerührtsein* durch die Wirklichkeit der Dinge [Hervorhebung im Original].“³⁰⁸

Die subjektive Spürbarkeit von Stimmungslagen wird allgemein als das Essentielle von Gefühl verstanden. Auch im Zusammenhang mit dem Atmosphärenbegriff wird Gefühl nicht als individuell, sondern als räumlich und objektiviert gedacht. Hermann Schmitz definiert Atmosphäre als in den Raum ergossenes Gefühl³⁰⁹, das damit als situativer Vermittler zwischen Objekt, Subjekt und anderen Entitäten fungiert. Gernot Böhme möchte Atmosphären als „eine Wirklichkeit der Gefühle verstehen, die in ihrer Räumlichkeit als Umgebungsqualität spürbar ist“³¹⁰. Räume sind dabei ein gefühlsmäßiges „Etwas um sich herum“³¹¹, das das Subjekt in eine bestimmte Seinsweise versetzt. So entsteht eine „Wirklichkeit, in der Ich und Umgebung zu einer gefühlsbezogenen Einheit verschmelzen“³¹². Das Spüren solcher räumlichen Gefühle geschieht nach Gernot Böhme auf zwei Arten: Zum einen können Gefühle lediglich wahrgenommen werden, zum anderen kann sich affektives Betroffensein einstellen, je nachdem, wie distanziert das Subjekt in der jeweiligen Situation ist. Gefühle sind insofern ein essentieller Bestandteil leiblichen Erlebens, als sie sowohl wahrgenommen werden als auch affektiv betroffen machen können.

Rahmung, Kollektivität und Äußerlichkeit konstatiert die kulturwissenschaftliche Emotionsforschung. Diese Merkmale gelten natürlich auch für den im Zusammenhang mit Erleben benutzten Gefühlsbegriff. Sie werden nicht als

308Hauskeller 1995, S. 49.

309Vgl. Schmitz 1998, S. 7-27.

310Hasse 2005, S. 121.

311Schmitz 1998, S. 117.

312Hasse 2005, S. 97.

psychologische, dem Subjekt innerliche Phänomene betrachtet, sondern als in gesellschaftlichen Rahmungen bestehende, erlernte, funktionale Muster. Ein solcher Ansatz

„(...) betrachtet Gefühle als genauso viel und genauso wenig ‚privat‘ wie Gedanken: Historische und kulturelle Grenzen gelten sowohl für das Denk- und Sagbare als auch für das Fühl- und Zeigbare. Ethnologen und Historiker versuchen innerhalb dieser Grenzen, die Gedanken (d. h. Deutungsmuster, Diskurse, symbolische Ordnungen usw.) zu rekonstruieren; so ließen sich auch Gefühle rekonstruieren, sowie das Körperwissen, das über Emotionen entsteht.“³¹³

In diesem Sinne werden Gefühle „als eine Form des Denkens verstanden, oft zwar indirekt und nicht-reflektierend, doch denkend allemal“³¹⁴. Vor allem durch die Betrachtung der historischen Entwicklung der Gefühle wird ihre geschichtliche, kulturelle und soziale Formatiertheit sichtbar. Hartmut Böhme führt in seinem kulturhistorischen Aufsatz *Gefühl*³¹⁵ die gängige Vorstellung, dass Gefühle subjektiv, innerlich und raumlos seien auf den Dualismus von Körper und Geist zurück. Er sieht diese „Introjektion“³¹⁶ der Gefühle, wie Hermann Schmitz es nennt, als zivilisationsgeschichtlichen Prozess, der dem Menschen durch die Subjektivierung der Gefühle und die damit einhergehende Verdeckung ihrer Räumlichkeit mehr Kontrolle in der Weltbeherrschung ermöglich(t)e, da die Gefühle nicht mehr als äußere Mächte erfahren, sondern zu einem subjektiven Problem wurden, mit dem sich nun das Individuum in Form einer möglichst effektiven Eigenkontrolle befassen musste. Die historische Emotionsforschung bringt also zu Tage, dass Gefühle sich entsprechend ‚äußerlicher‘ Kategorien wie Kultur, Generation oder Epoche unterscheiden:

„In derselben Situation, bezogen auf denselben Sachverhalt, mag ein Deutscher fröhlich auflachen, während ein Araber beschämt schweigt. Derartige Divergenzen sind auch innerhalb derselben Kultur regelmäßig

³¹³Scheer 2009, S. 191.

³¹⁴Nigel Thrift: Intensitäten des Fühlens. Für eine räumliche Politik der Affekte. In: Helmuth Berking (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt am Main 2006, S. 216-251, hier S. 222.

³¹⁵Vgl. Böhme 1997.

³¹⁶Schmitz 1998, S. 11.

der Fall: Was für ein Kind Anlaß [sic!] ist, todtraurig zu werden, amüsiert einen Erwachsenen; oder die Angst und der (erhabene) Schauer, die im 18. Jahrhundert im Wald oder auf einem Alpengipfel empfunden wurden, sind uns heute fremd und müssen erst durch hermeneutische Prozeduren nahegebracht werden. Das heißt: Sowohl im diachronen (biographischen, historischen) Längs- und im synchronen (intra- wie interkulturellen) Querschnitt wie auch in der sozialen Vertikale (Schichtzugehörigkeit) und regionalen Horizontale (z.B. Land/Stadt) werden Regeln und Stile des Gefühlslebens ausgebildet – abgesehen davon, daß [sic!] jede Einzelsituation von den daran Beteiligten emotional verschieden getönt gespürt wird.³¹⁷

Sowohl Räumlichkeit als auch kulturelle Rahmung zeigen, dass Gefühle kollektiv organisiert sind. Auch haben sie passive wie aktive Anteile.

Bewegung

Die Betrachtung von Bewegung möchte ich aus zwei Perspektiven vornehmen. Zum einen ist es der bewegte Körper, zum anderen der bewegte Leib, den ich fokussiere. Nimmt man den bewegten Körper in den Blick, drängt sich eine Perspektive auf, die darauf abzielt, dass

„(...) Praktiken nichts anderes als Körperbewegungen darstellen und dass Praktiken in aller Regel einen Umgang von Menschen mit ‚Dingen‘, ‚Objekten‘ bedeuten, was beides jedoch weder im Sinne des Behaviorismus noch eines Technikums zu verstehen ist.“³¹⁸

Eine auf den bewegten Körper gerichtete Forschungsperspektive fragt nach Performanz und (mehr oder weniger) beobachtbarem Verhalten. Nimmt man den bewegten Leib in den Fokus, so ist von Gerichtetheit und hodologischem Raum die Rede. Die dem Erleben inhärente Räumlichkeit erwächst explizit aus der Bewegung des Leibes.

In der lebensweltlichen Perspektive treten jedoch weder Körper und Leib jemals getrennt auf, noch körperliche und leibliche Bewegtheit. Ich möchte hier den Blick

317Böhme 1997, S. 536.

318Reckwitz 2003, S. 290.

auf das Zusammenspiel körperlicher und leiblicher Bewegung werfen. Denn in den Praktiken der Bewegung findet stets eine intensivierete Verbindung von Umwelt und Subjekt bzw. Körper statt: auf der Straße gehen, sich auf eine Bank setzen, einem Passanten ausweichen: „Die (mit Füßen, Händen, Mund, mit dem ganzen Körper) ertastbare Welt *setzt* einen Halt und *gibt* einen Halt, und nicht nur für das Denken [Hervorhebungen im Original].“³¹⁹ Die Nähe von Bewegung und subjektivem Erleben zeigt sich auch aus methodischer Sicht.³²⁰ Dem Gehen wird dabei im Vergleich zu anderen Bewegungspraktiken eine besondere Rolle zugesprochen:

„Im atmosphärischen Erleben städtischer Umgebungen drückt jede Bewegung ein Moment in der Dialogik der leiblichen Dynamik aus. (...) Fahrend wird die Stadt zwar ebenerdig durchquert, wegen der Einkapselung der Körper bleibt sie auf Distanz – wie eine Kulisse. Dagegen wird sie im Gehen zu dessen Material, das überwunden, durchdrungen und überschritten werden muß [sic!]. Jedes Gehen bietet ein widerständisches Moment der leiblichen Konfrontation und Bewältigung.“³²¹

Die im Kontext stadträumlichen Erlebens relevanten Bewegungspraktiken haben zum einen eine Bedeutungsdimension. Die Praxis des Gehens beispielsweise ist als kollektive Bewegung in Form einer Demonstration politische Meinungsbekundung oder als Spaziergang des 19. Jahrhunderts Ausdruck von Lebensstil und gesellschaftlichen Normen³²². Es ist die öffentliche Ausübung des Gehens, die hier mit Bedeutung aufgeladen ist, genauso wie schließlich das Gehen selbst. Auch aktuell vermehrt auftretende städtische Sportevents werden auf diese Weise zum Ausdruck ihrer Zeit, in der eine neue Betonung von Körperlichkeit gezeigt wird.³²³ Neben der Offenheit und Varianz der Praktiken sind diese durch Routine- und Dauerhaftigkeit geprägt. Diese sind in der kollektiven Bedeutung der Praktiken gebunden. Sie sind aus dieser Perspektive eine

319Hauskeller 1995, S. 158.

320Vgl. 2.3.3 Das ‚bewegte Interview im Feld‘, S. 91.

321Hase 2002b, S. 33.

322Vgl. Gudrun Marlene König: Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850. Köln/Weimar/Wien 1996.

323Bewegungspraktiken in der Natur, die sicherlich inhaltlich anschließen, wie etwa Wandern, lasse ich hier außen vor, da man nicht von stadträumlichen (öffentlichen) Praktiken sprechen kann.

„(...) Strategie, die nicht von allen Menschen, die sich in gleicher sozialer Position und dem gleichen kulturellen Repertoire in einer gemeinsamen Lebenssituation finden, gewählt wird, die aber eine kollektive Dimension hat, in ihrem Weiterbestehen unabhängig ist von den konkreten Individuen, die sie tragen, und eine gemeinsame geteilte Ordnung von Handlungs- und Denkmustern herausbildet.“³²⁴

Die alltäglichen Bewegungspraktiken in der Stadt sind für die AkteurInnen nicht bedeutungsgeladen im Sinne der Zuschreibung eines besonderen Verweischarakters. Sie sind der Weg zwischen Arbeit und Wohnung oder anderen Erledigungen, der manchmal eine kleine Pause an einer dafür passend erscheinenden Stelle beinhaltet. Die Bedeutung, mit der sie aufgeladen sind, ist Zweckmäßigkeit, Routine und Normalität.

Zum anderen haben Praktiken die Dimension des Praxiswissens, die für stadträumliche Zusammenhänge des Erlebens bedeutsamer erscheint. So finden Bewegungspraktiken als Operationen des Ausweichens, Überholens, Vortritt Nehmens oder Lassens statt. PassantInnen bleiben beispielsweise beim Auftritt einer religiösen Gruppe stehen, weil ihnen die Musik gefällt, oder beschleunigen ihre Schritte, weil sie den religiösen Enthusiasmus ablehnen. Das Erfassen der Situation geschieht im leiblichen Erleben der Anwesenden und wird mit dem vorhandenen (bedeutungsgeladenen) Praxiswissen aktualisiert. Die Abstimmungsfähigkeit zwischen menschlichen Akteuren basiert auf Praxiswissen. Dabei handelt es sich um Wissen und Können,

„(...) die nötig sind, um (...) Handlungsspielräume kompetent zu nutzen und das eigene Tun im Einklang mit den Regelmäßigkeiten des jeweiligen Feldes situationsadäquat und auf eine intersubjektive Weise auf die anderen – menschlichen und nicht-menschlichen – Handlungsträger abzustimmen.“³²⁵

In der Dimension des Praxiswissens kommen leibliche und körperliche Aspekte

324Gisela Welz: Die Straße lebt. Bemerkungen zu einer urbanen Taktik. In: Zeitschrift für Volkskunde, 1992, S. 1-15, hier S. 11.

325Thomas Alkemeyer u.a.: Einleitung: Zur Emergenz von Ordnungen in sozialen Praktiken. In: Dies. (Hg.): Ordnung in Bewegung. Choreographien des Sozialen. Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung. Bielefeld 2009, S. 7-19, hier S. 8.

zusammen. Praktiken sind also nicht durch ein Set von Anweisungen zu beschreiben, sondern stets mit Gefühlen und Erlebensqualitäten verbunden: Der Sonntagsspaziergang und das Hetzen zu einem Termin unterscheiden sich nicht nur in der Schrittfrequenz; was sie tatsächlich voneinander abgrenzt, sind Haltung und gefühlsmäßiges Erleben des Subjekts sowie die kulturellen und sozialen Rahmungen. Das Praxiswissen ist also nicht als eine mechanische Handlungsanleitung misszuverstehen, sondern eng mit dem Erleben und der Inkorporation von Erlebtem verbunden. Praktiken dürfen nicht nur als äußerlich stattfindend und funktional, sondern genauso als leiblich und gefühlsmäßig betrachtet werden. Gleichwohl werden sowohl Erleben als auch Praktiken als kollektive, kulturell und sozial geformte sowie bedeutsame Kategorien verstanden.

Am Beispiel des Flanierens³²⁶ wurde schon oft der Zusammenhang zwischen Erleben und körperlichen Bewegungspraktiken herausgearbeitet. Seinem literarisch-mythischen Charakter³²⁷ möchte ich hier jedoch nicht weiter Vorschub leisten. Vielmehr halte ich die anhand des Begriffs stattgefundene Reflexion über den Zusammenhang zwischen Bewegung und ästhetischem Erleben für fruchtbar. Zum Flanieren, das stets alleine vollzogen wird, gehört eine gewisse Absichtslosigkeit, die es ermöglicht, den Angeboten der Umgebung zu folgen, wobei der oder die Flanierende von einer antreibenden und offenen Achtsamkeit beherrscht ist. Die Ambivalenz des Flanierens läuft schließlich auf die Aufmerksamkeit als entscheidendes Merkmal zu:

„Paradoxerweise ist das Flanieren intentional und zugleich in einen Hof der Intentionlosigkeit eingeschrieben. Das Flanieren ist in spezifischer Weise ziellos. Zum Flanieren gehört ein Sich-Treiben-Lassen. Die wiegenden Schritte schaffen einen Rhythmus des Gleichförmigen. Erst wenn dieser intentionslose Zustand erreicht ist, kann die Intentionalität, die aufmerksame Beobachtung, wieder greifen.“³²⁸

326 Zum Flanieren vgl. Sarah Neelsen: Der Moderne auf der Spur. Mit Walter Benjamin durch die Pariser Passagen. In: Gabriele C. Clemens/Jean El Gammal/Hans-Jürgen Lüsebrink: Städtischer Raum im Wandel. Modernität – Mobilität – Repräsentationen. Berlin 2011, S. 357-371.

327 Vgl. Johanna Rolshoven: Gehen in der Stadt. In: Siegfried Becker (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster/New York 2001, S. 11-27, hier S. 26f.

328 Heinz Paetzold: Phänomenologie der Kultur des Flanierens. In: Ders. (Hg.): Integrale Stadtkultur. Weimar 2006, S. 49-77, hier S. 49f.

Die Reflexion über das Flanieren als eine besondere Art des Gehens lässt sich auf alle Bewegungspraktiken übertragen. Die Routinehaftigkeit der Alltagspraktiken bilden keinen Widerspruch zur Möglichkeit ästhetischen Erlebens.³²⁹ Dort findet Erleben statt, wenn parallel Aufmerksamkeit als Haltung zur umgebenden Welt besteht. Die Verbundenheit von Erleben und Bewegungspraktiken unterstreicht den aktiven Charakter des Erlebens: „Entsprechend kann Wahrnehmung nicht auf die passive Betrachtung der Welt reduziert werden. Vielmehr gehört zu ihr stets das Handeln in einer bestimmten Weise.“³³⁰

2.3 Erleben erforschen mit dem ‚bewegten Interview im Feld‘

Eine der besonderen Herausforderungen des empirischen Arbeitens liegt bekanntlich in der Auswahl und Anpassung der Methode an Gegenstand und Fragestellung. Das der Ethnografie zugrunde liegende Verfahren der Feldforschung kommt schließlich zur Anwendung,

„(...) wenn aus der Innenperspektive ein verstehender Zugang zu gegenwärtigen Alltagskulturen, zu den Orientierungs- und Praxisformen von Subjekten in ihren jeweiligen Lebenszusammenhängen gesucht wird“³³¹.

Dieser emische, sozialwissenschaftlich-hermeneutische Zugang weist damit Parallelen zur Phänomenologie auf, weshalb er umso geeigneter erscheint, das Erleben als Konzept ebensolcher Provenienz zu thematisieren. Husserls populäre Forderung ‚zu den Sachen selbst‘ zurückzukehren, bedeutet dabei,

„(...) in die Eigenart und Wesensstruktur dessen einzudringen, was uns in der Erfahrung als Phänomen gegeben ist (...). Die Grundvoraussetzung, die den Phänomenologen leitet, ist dabei die, daß [sic!] wir mit jeder Erfahrung *mehr* [Hervorhebung im Original] erfahren als nur ein gegenständliches Faktum: nämlich die Seinsweise des Begegnenden

329Vgl. 4.1.2 Verweilen und Passieren, S. 151.

330Thibaud 2003, S. 292.

331Brigitta Schmidt-Lauber: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Göttsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 219-248, hier S. 219.

ebenso wie die Struktur unserer Erfahrung selbst, die es freizulegen gilt.“³³²

Diesem *Mehr* in der Erfahrung spürt die Empirische Kulturwissenschaft nach, wenn sie dazu auffordert, eine „Ethnografie des Konkreten“³³³ zu betreiben und sich mit mit beispielsweise mehr mit *Dingen, Sinnen, Praktiken*³³⁴ zu beschäftigen und die Bedeutung von Praktiken und AkteurInnen für strukturelle und kollektive Prozesse zu beachten.³³⁵ Zentral ist auch die Alltagsdimension der Fragestellung als ohnehin grundlegende Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft.³³⁶ So sollte das Erleben von Orten und Räumen nicht nur „für besondere Situationen, sei es touristischer oder festlicher Art, ernst genommen werden [...], sondern auch für den Alltag von Arbeit, Verkehr, Wohnen.“³³⁷ Dazu sind auch Aufenthalte im öffentlichen Raum der Stadt zu rechnen, der sich durch Heterogenität und Gleichzeitigkeit auszeichnet.

Für eine konkrete Auseinandersetzung mit Alltagserleben ist es meines Erachtens weniger zielführend, das forschende mit dem erlebenden Subjekt gleichzusetzen – obschon dieses Vorgehen oftmals als phänomenologisch gilt. Möchte man mit den Beforschten – *deren* Alltagsperspektive entscheidend ist – in einen Dialog treten, um ihr subjektives Erleben zu verstehen, ist das Interview die Methode der Wahl. Hier besteht das zentrale Problem darin, dass Erleben und Alltag Kategorien sind, die kaum bewusst reflektiert werden. Die Verbalisierung solcher Zusammenhänge stellt somit eine große methodische Herausforderung dar. Der Zugang zum impliziten

332Fuchs 2000, S. 26.

333Bernhard Tschofen: Arbeit am Korpus. Vom Ort der Europäischen Ethnologie. In: Beate Binder/Silke Göttlich (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 97-113, hier S. 108.

334Vgl. Bernhard Tschofen: Things, Senses, Practices. Experiencing Cultural Crossroads through Hospitality and the Culinary System. In: Patricia Lysaght (ed.): Food and Meals at Cultural Crossroads. Proceedings of the 17th Conference of the International Commission for Ethnological Food Research, Oslo, Norway, 2008. Oslo 2010, S. 112-123.

335Vgl. Bernhard Tschofen: Bergkultur zwischen Konstruktion und Praxis. Wie alpine Inszenierungen Erfahrung und Handeln bestimmen. In: Alpenvereinsjahrbuch Berg. 2008, H. 132, S. 42-51, hier S. 42f.

336Vgl. Brigitta Schmidt-Lauber: Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über den Begriff und ein Fach. In: Michaela Fenske (Hg.): Alltag als Politik – Politik im Alltag. Berlin/Münster 2010, S. 45-64; vgl. Alfred Schütz/Thomas Luckmann: Die Lebenswelt des Alltags und die natürliche Einstellung. In: Dies. (Hg.): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied 1975, S. 23-38.

337Gernot Böhme: Architektur und Atmosphäre. München 2006, S. 119.

Erfahrungs- und Praxiswissen gelingt in dieser Untersuchung mit einer Mischung aus verschiedenen Methoden, die Bewegung und Ort als Katalysatoren der Verbalisierung nutzen. Dabei besteht der Anspruch, sowohl leiblich-sinnliche als auch semiotische Aspekte zu erfassen und die NutzerInnen genauso in den Fokus zu nehmen wie ihre jeweiligen Umwelten.

Wie erleben AlltagsnutzerInnen den Münsterplatz im Ulm? Diese Forschungsfrage setzte ich als multi-methodische interviewzentrierte Feldforschung um. Das methodische Design geht aus einem Entwicklungsprozess hervor, der verschiedene Beratungszusammenhänge und Pretests durchlief. Das auf diesem Weg erzeugte und meiner Untersuchung zugrunde liegende Material sind 17 Interviews mit insgesamt 20 InterviewpartnerInnen. Die Feldforschung führte ich nicht als stationären Aufenthalt durch, sondern als „kurzfristige Stippvisite“³³⁸, die das „wiederholte Aufsuchen der Erforschten, geplant und meist auch terminlich mit diesen vereinbart“, einschließt. Mein Feldaufenthalt begann mit teilnehmender Beobachtung an verschiedenen Tagen zu unterschiedlichen Tageszeiten. Mit verschiedenen FunktionsträgerInnen aus Kultur und Politik führte ich vorbereitende Gespräche. Diese Expertengespräche dienten mir als Informationshintergrund. Durch die Voruntersuchung wurde mir immer stärker bewusst, dass das Erleben der NutzerInnen vor allem durch Interviews mit diesen selbst erhoben werden muss, weshalb ich im Weiteren auf systematische Beobachtungen wie auf Expertengespräche verzichtete. Die Analyse beispielsweise von Schrittgeschwindigkeiten oder Wegen über den Platz konnte nicht die gewünschte Erkenntnis über die Wahrnehmung der Beobachteten erbringen.³³⁹ Im Folgenden setzte ich mich mit bewegten, ortsbezogenen Methoden auseinander, die zur Erhebung von Atmosphären benutzt werden und entwickelte daraus das ‚bewegte Interview im Feld‘ als methodischen Kern meiner Erhebung. Als bewegte Methoden bezeichne ich dabei Methoden in Bewegung, die an einem Ort stattfinden; mobile Methoden hingegen meinen Feldforschung an mehreren Orten.

338Dieses und das folgende Zitat: Gisela Welz: Ethnografien europäischer Modernen. In: Beate Binder/Silke Götsch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 19-32, hier S. 25.

339Für eine solche Herangehensweise vgl. z.B. Klaus Atzwanger/Katrin Schäfer: Gehgeschwindigkeit als Indikator für Lebensgeschwindigkeit. In: Michael Schultz (Hg.): Schnittstelle Mensch – Umwelt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Proceedings 3. Kongress der Gesellschaft für Anthropologie (GfA). Göttingen 2000, o.S.

Das konkrete methodische Vorgehen fand in zwei miteinander verbundenen Phasen statt:

Bewegtes Interview im Feld (auf dem Münsterplatz)	→ Mental Mapping und substitutive Fotobefragung	„Statisches“ ³⁴⁰ Interview (meist in einem Café in der Nähe)
---	---	---

Mit meinen InterviewpartnerInnen vereinbarte ich jeweils einen Termin mit dem Münsterplatz als Treffpunkt. Dort fand der erste Teil als bewegtes Interview im Feld statt. Als Abschluss der ersten Phase bat ich die InterviewpartnerInnen, mit meiner Kamera Fotos ihres subjektiven Münsterplatzes zu machen. In der zweiten Phase gingen wir in ein Café in der Nähe, welches ebenfalls die InterviewpartnerInnen auswählten. Auf dem Weg dorthin wurden meist Fragen zu meiner Person und Studie gestellt. Im Café angekommen, bat ich meineN jeweiligeN GesprächspartnerIn zunächst, eine Mental Map des Münsterplatzes anzufertigen, angelehnt an das eben erfolgte bewegte Interview, die zeigen sollte, was jeweils wichtig erschien. Die insgesamt 60- bis 90-minütigen Interviews zeichnete ich akustisch auf.

2.3.1 Single-Sited Ethnography

Mit dem Aufkommen von Globalisierung, Virtualität und erhöhter Mobilität wurde die Bedeutung des Lokalen in Frage gestellt. Immer wieder war von der Auflösung lokaler Bezüge oder gar von Enträumlichung die Rede. Mit den ersten Erprobungen dieser These stellte sich heraus, dass auch globale Netzwerke immer lokal stattfinden, also keineswegs von der Auflösung, sondern eher von einer Restrukturierung des Lokalen die Rede sein muss.³⁴¹ Die Dichotomie zwischen lokal und global zieht zwei Begriffe des Lokalen nach sich, die kritisch zu betrachten sind, wie Michi Knecht überzeugend beschreibt³⁴²: zum einen ein Lokalitätsbegriff, der eine Kongruenz von Territorium, Kultur und Sprache voraussetzt, zum anderen ein Lokalitätsbegriff, in

³⁴⁰Als statisches Interview bezeichne ich hier ein Interview, das im Zweiergespräch und sitzend geführt wird.

³⁴¹Vgl. 2.2.1 Raumtheoretische Verankerung, S. 39.

³⁴²Michi Knecht: „Vor Ort‘ im Feld“? Zur Kritik und Reakzentuierung des Lokalen als europäisch-ethnologischer Schlüsselkategorie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 113 Jg. 2010, H. 1, S. 23-49.

dem das Lokale als eine Art Durchgangsstation für globale Mobilitäts- und Deterritorialisierungsprozesse dient. Beide Begriffe leisten keine Reflexion von Produktionsprozessen lokal-translokaler Interaktionen. So schlägt Knecht als Alternative eine Perspektive vor,

„(...) die die simultane Produktion von Lokalität und Trans-Lokalität mit einer Perspektive auf Prozessualität und Emergenz verbindet. Ins Zentrum ethnographischer [sic!] Lokalstudien rücken damit Fragestellungen, die das Partikulare des Lokalen weder einseitig und ausschließlich aus seiner historischen Genealogie heraus rekonstruieren, noch es ausschließlich als Effekt seiner Auseinandersetzungen mit überregional oder global verfügbaren Ideen, Stilen, Wissensformen, Technologien und Gütern interpretieren.“³⁴³

Diese Kritik sei vor allem für eine Wissenschaft wie die Europäische Ethnologie zentral, deren primärer Forschungszugang das Lokale ist. Mit dem bereits skizzierten gesellschaftlichen Wandel entstand die Multi-Sited-Ethnography als Ansatz, der vorschlägt, den Bewegungen von Akteuren und Ideen zu folgen anstatt in einem räumlich definierten Feld zu forschen. Brigitta Schmidt-Lauber warnt jedoch davor, die theoretische und begriffliche Neuausrichtung des Kulturbegriffs an Mobilität, Offenheit und Prozessualität zwingend mit mobilen Forschungspraktiken im Sinne der Forschung an verschiedenen Orten gleichzusetzen. Im methodischen Setting ist die Frage des Ortes nicht mit der Frage nach der Offenheit oder Geschlossenheit des verwendeten Kulturbegriffs gleichzusetzen: „Erst der Blickwinkel und das theoretische Verständnis machen aus ortsgebundenen Ethnografien geschlossene Kulturhorizonte.“³⁴⁴ So ist auch der Ulmer Münsterplatz – ein klar abgegrenzter physisch-räumlicher Bereich – nicht mit dem Feld, in dem sich Forschungsfrage und -ort verbinden, gleichzusetzen. Die Multidimensionalität des Erlebens weist zeitlich und räumlich über einen begrenzten Ort hinaus. Die Auswahl eines konkreten Ortes als Forschungsort ermöglicht es so, von einer akteurszentrierten Perspektive Abstand zu nehmen und das Subjekt lediglich als Erlebendes in seiner Umwelt in den Mittelpunkt zu stellen. Der Materialität der Umwelt und der des Subjekts ist somit

³⁴³Knecht 2010, S. 25.

³⁴⁴Brigitta Schmidt-Lauber: Orte von Dauer. Der Feldforschungsbegriff der Europäischen Ethnologie in der Kritik. In: Sonja Windmüller (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009, S. 237-259, hier S. 250.

eine bedeutende Rolle im Forschungsdesign eingeräumt.

2.3.2 Das Erleben der Anderen: Interview

Sampling

Durch die Voruntersuchung kristallisierten sich die Kategorien für das Sampling heraus. Hier stellte ich fest, dass die stärkste Differenzierung der Menschen auf dem Platz in ihren verschiedenen Nutzungen liegt: Tourismus, Ort der Arbeit, Weg zur Arbeit, kleine Pause, freier Nachmittag, Kaffee trinken, lesen, einkaufen, Fahrrad fahren, spazieren gehen etc. Die Bezeichnung von Menschen als NutzerInnen bezieht sich explizit nicht auf ein enges Verständnis von Nutzung im Sinne einer bestimmten Motivation, die alleine ihre Verbundenheit mit dem Ort ausmachen würde. Vielmehr steht dahinter die Vorstellung von Alltagsnutzung, die allein durch die Anwesenheit vor Ort gegeben ist. So suchte ich InterviewpartnerInnen, die den Platz in ihrem Alltag nutzen. Reine Nutzungsformen treten empirisch ohnehin nicht auf und jede Person kennt jeweils verschiedene Nutzungsformen. Natürlich achtete ich darauf, dass im Sample sowohl Freizeit als auch Arbeit oder Weg als Nutzungen in Erscheinung traten und verschiedene Ausprägungen von Alter, Bildungsniveau, Migrationserfahrung und Geschlecht jeweils vorhanden sind. Als Weg der Kontaktaufnahme entschied ich mich für ein individuelles Aufsuchen³⁴⁵ der Personen, um die Selbstverständlichkeit des Alltags zu berücksichtigen, die auch damit einhergeht, dass Menschen sich nicht aus eigener Motivation für ein Interview melden würden. So gewann ich über Institutionen, persönliche Beziehungen und die direkte Ansprache vor Ort insgesamt 20 InterviewpartnerInnen. Schließlich führte ich 17 Interviews, drei davon mit jeweils zwei InterviewpartnerInnen.

Das Sampling überschneidet sich mit der Erhebungsphase; so konnte ich die jeweils neuen Erkenntnisse aus den Erhebungen im Feld Stück für Stück in das weitere Sampling einfließen lassen. Nach dem neunten Interview unterbrach ich die Erhebung, um das bis dahin gesammelte Material zu transkribieren und ein erstes Mal

³⁴⁵Auf einen Aufruf in den Medien verzichtete ich, da mir dieses Vorgehen eher Menschen mit einem gesteigerten Mitteilungsbedürfnis oder sonstigen Interessen anzuziehen scheint. Im Fall Ulm wäre die Debatte um das Stadthaus sicherlich ein Grund gewesen, sich für ein Interview zu melden.

grob auszuwerten. Durch die Reflexion der geführten Interviews und eine Vorschau auf eventuelle Auswertungskategorien konnte ich auch die Kategorien für das Sampling überdenken und mein weiteres Vorgehen gezielt darauf ausrichten. Die genaue Anzahl ergab sich aus einer stufenweisen Sättigung des Erkenntnisinteresses, das durch die Tiefe und Dichte der Interviews bereits nach 17 erreicht war. Mit jedem/r neuen InterviewpartnerIn hätten sich freilich neue Aspekte und Themen ergeben. Die Bandbreite und Intensität der Beschreibungen von Raumerleben zeigte sich schon nach dieser Zeit als ausreichend, da eine theoretische Sättigung stattgefunden hatte.

Das Verbalisieren von Erleben

Erleben und Wahrnehmung sind vor allem in der Selbstverständlichkeit des Alltags ein ehrgeiziges Thema für Interviewgespräche. Beim thematisierten Gegenstand, dem Erleben, handelt es sich um Praxis- und Erfahrungswissen, welches dem diskursiven Bewusstsein zunächst nicht direkt zugänglich ist. Dennoch ist es möglich, mit InterviewpartnerInnen über Atmosphären, Raumerleben und Emotionen zu sprechen:

„Letztendlich war’s immer nur ein Platz. Aber wenn man sich ein bisschen näher Gedanken macht.... Dann fallen einem so ein paar Sachen auf. So wie wenn man sich Gedanken machen will, warum ich hier [im Café, M.K.] ans Fenster sitz, obwohl ich nicht mal raus guck.“³⁴⁶

Aus der phänomenologischen Perspektive, aus der das Konzept des Erlebens hervorgeht, konstatiert Hermann Schmitz, dass das Subjekt eine reflexive Distanz zum Erleben einnehmen kann. Dabei stellt er Unterschiede in der Spürbarkeit räumlicher Stimmungen fest: Das Subjekt ist von den spürbaren Qualitäten seiner Umgebung nicht zwingend affektiv-leiblich betroffen. Es ist auch in der Lage, die Qualitäten nur wahrzunehmen, also zu registrieren und einzuordnen, ohne betroffen zu sein.³⁴⁷ Diese Fähigkeit der Distanzierung, die auch zeitlich nach einer Situation der Betroffenheit stattfinden kann, zeugt von einer Reflexionsfähigkeit des

³⁴⁶Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 716-718.

³⁴⁷Vgl. Tagung „Atmosphären erleben. Dimensionen eines diffusen Phänomens“, Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, 3.-5. Juni 2011.

Individuums, das der Versprachlichung vorausgeht. Zentral für die Frage nach der Verbalisierbarkeit von Erleben ist die Feststellung, dass Reflexion stattfinden kann und Erlebensprozesse damit für eine mögliche Versprachlichung grundsätzlich geeignet sind.

Fraglich ist auch, inwiefern Aussagen über das Erleben mit dem Erleben selbst übereinstimmen können. Denn jede Verbalisierung

„(...) bleibt immer eine *Aus-sage* von etwas, das sich selbst nicht *sprachlich* dargestellt hat. Gefühle können nicht ausgesagt werden. Man kann aber sehr wohl und auch differenziert *über* [Hervorhebungen im Original] sie sprechen, sofern man über ein entsprechendes Vokabular verfügt und willens wie fähig ist, in Kategorien des eigenen Empfindens zu denken.“³⁴⁸

Die Transformation *von* Erleben in Aussagen *über* Erleben geht mit Veränderungen einher.³⁴⁹ Jürgen Hasse stellt hier zum einen eine zeitliche Verzögerung fest: Das situative Erleben ist bereits abgeschlossen, wenn man darüber spricht oder schreibt. Zum anderen ist auch eine Differenz durch den „Verlust im Spannungsbogen vitalen Erlebens“³⁵⁰ erkennbar. Durch die sprachliche Objektivierung findet eine Abnahme von Subjektivität statt und damit eine Reduktion des subjektiven Erlebens. Diese unvermeidbare Reduktion bedeutet jedoch nicht, dass es „kein differenziertes Spektrum des begrifflich Aussagbaren“³⁵¹ gibt.

Die Verbalisierung von Erleben durch die InterviewpartnerInnen folgt durch die anfängliche Unbewusstheit des Themas eigenen Wegen. So ist es nötig, sich auf bestimmte Erzählweisen einzulassen. Brigitta Schmidt-Lauber identifiziert in ihrer Untersuchung über das Phänomen der Gemütlichkeit beispielsweise einige Merkmale der Verbalisierung von präreflexiven Themen. Sie stellt fest, dass sich Menschen über das Thema Gemütlichkeit kaum ausgedehnt äußern können, geschweige denn, dass es „sich als roter Faden für die Narration eignet“³⁵². Vielmehr finden sich immer wieder Bilder und Fragmente über das subjektive Erleben und die Vorstellungen von

348Hasse 2005, S. 124.

349Vgl. Hasse 2005, S. 124-127.

350Hasse 2005, S. 124.

351Hasse 2005, S. 125.

352Schmidt-Lauber 2003, S. 191.

Gemütlichkeit. Genauso verhält es sich mit Erzählungen über das Raumerleben. Gefühle, Befindlichkeiten oder ähnliche konventionell präreflexive Themen kommen im Verlauf des Interviews zur Sprache, jedoch sind sie von den Interviewten selten in eine argumentative Form gebracht. Auch der klare und differenzierte Ausdruck von Gefühlen fällt in unserer Gesellschaft schwer, weshalb sich die Forscherin bei solchen Themen auch auf implizite Aussagen stützen muss. Selten leitet ein InterviewpartnerIn Passagen über Erleben ein, öfter muss man sich auf die Suche begeben, um im Kontext von als Allgemeinplätzen erscheinenden Aussagen wie „Das gefällt mir“ oder „Ich bin da nicht gern“ Aussagen über da gefühlsmäßige Erleben zu identifizieren. Hierzu zählt auch der Ausdruck in Bildern, wie ihn Schmidt-Lauber beschreibt. Diese Bild- und Fragmenthaftigkeit des Erzählens über Erleben traf stark auf mein Interviewmaterial zu und spielt vor allem in der Auswertung der Interviews eine Rolle, die sich nicht auf eine klare Frage-Antwort-Relation wie auf eine begrifflich scharfe Ausdrucksweise verlassen kann.

2.3.3 Das ‚bewegte Interview im Feld‘

Die Annahme, dass „ein Teil des Wissens um Räume, welches im Alltag durch das praktische Bewußtsein [sic!] gesteuert wird, in das diskursive Bewußtsein [sic!] überführt werden“³⁵³ kann, wurde bereits dargelegt. Eine solche Überführung bedarf der Katalysation, die auf methodischer Ebene geleistet werden kann. Das hier entwickelte Methodendesign, vor allem die Konzeption des ‚bewegten Interviews im Feld‘³⁵⁴ ist somit explizit darauf ausgerichtet, Erleben und Erlebtes der Versprachlichung zugänglich zu machen.

Ort

Die Bedeutung des Ortes im Interview geht auf die Situativität und Materialität des Erlebens zurück. Die Multidimensionalität des Erlebens spiegelt sich in einer

353Löw 2001, S. 162.

354Vgl. Melanie Keding/Carmen Weith: Das bewegte Interview im Feld. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie (im Erscheinen); vgl. dieselben: Erforschung des lebensweltlichen Raums – Möglichkeiten ethnographischer Annäherungen an Stadt und Natur. In Beatrix Hoffmann/Hansjörg Dilger (Hg.): Tagung „Ethnographische Raumpraktiken“ der Gesellschaft für Ethnographie e. V. (GfE). Berlin, 20. November 2010. Berlin 2012 (im Erscheinen).

Vielgestalt der Orte, welche Anderson und Moles als ‚coincidences‘ beschreiben:

„[P]laces are confluences of events, emotions, memories and artefacts remarkable for being connected through time by experience and artefact. Coincident places are, therefore, individual and collective, a tying together of imbroglios of traces.“³⁵⁵

Diese Spuren verweisen auf vielfältige Verbindungen materieller wie immaterieller Art zwischen Ort und InterviewpartnerInnen, die ihr subjektives Erleben erst hervorbringen:

„These traces are both material (for example ‚things‘, such as buildings, signs, statues, graffiti (...)), and non-material (for example activities, events, performances or emotions (...)). As such, these worlds can be seen but also be sensed in other ways (we can hear them, smell them, even taste or feel them), as well as being able to think on them, reflect on them, and perhaps – in more sentimental moments – reminisce about them. Traces are therefore durable in places, both in material (they have longevity due to their solidity and substance as things) and non-material substance (they may leave indelible marks on our memory or mind).“³⁵⁶

So kommt mit der räumlichen und physischen Umwelt eine „three-way-conversation“³⁵⁷ zustande, so Tom Hall, in der der Ort und die gemeinsame Bewegung als dritter Konversationspartner am Interview beteiligt sind. Diese Konversation schließt Erinnerungen, Assoziationen und Immaterialität ein. Die Bedeutung der Umgebungsqualität aller Art für das Erzählen in Interviews streicht Albrecht Lehmann heraus. Er konstatiert in einer Publikation aus dem Jahr 2007, dass die Rolle der Atmosphäre in der einschlägigen Forschung lange Zeit vernachlässigt wurde.³⁵⁸ So stellt er fest, dass das Erzählen von Erinnertem sehr stark an situative Kontexte – Räume, Sinneseindrücke, Gefühle – gebunden ist. So berichtet Lehmann, dass erinnerte Atmosphären oftmals Bestandteil oder gar Auslöser von Erzählungen sind. Sind jedoch erinnerte Atmosphären von Bedeutung für die Verbalisierung von

355Jon Anderson/Kate Moles: Walking into Coincident Places. In: Qualitative Researcher, 2008, S. 5-7, hier S. 5.

356Anderson/Moles 2008, S. 5.

357Vgl. Tom Hall: Footwork. Moving and knowing in local spaces. In: Qualitative Research, 2009, S. 571-585.

358Vgl. Lehmann 2007, S. 67-91.

Erlebtem, gilt dies meines Erachtens auch für die das Interviewgespräch begleitenden Umweltqualitäten. Auf dieser Grundlage ist es grundlegend und sinnvoll, ein Interviewgespräch in der Auseinandersetzung mit dem Ort zu führen, der Teil des Forschungsfeldes ist. Obwohl sowohl klassische Methoden wie halbstrukturierte Interviews oder Feldforschung die Rolle des Ortes bereits implizieren, findet keine bewusste Auseinandersetzung mit dem räumlichen Charakter menschlichen Wissens statt.³⁵⁹ Vice versa wird die im Erhebungsprozess produzierte Aussagekraft über die Bedeutung von Räumlichkeit bisher wenig beachtet.

In der konkreten Erhebung stellt sich die berechtigte Frage, ob (allein die objektive) Vielfältigkeit des Ortes, die durch Tages- und Jahreszeiten oder Ereignisse entsteht, nicht auch zur Folge haben müsste, einen Ort in all seinen Aggregatzuständen als ‚Gesprächspartner‘ einzubeziehen. Dem direkten Einbezug verschiedener Jahres-, Tageszeiten und Ereignisse in die Erhebung sind Grenzen gesetzt: die Terminplanung der InterviewpartnerInnen, eine zeitlich begrenzte Feldforschungsphase, Wetterverhältnisse etc. Auch wäre fraglich, ob und wie die verschiedenen Settings ausgewertet müssten, wenn nicht die Forschungsfrage auf den Vergleich von Sonne und Regen, Tag und Dunkelheit etc. abzielt. Die verschiedenen Zustände des untersuchten Ortes nahm ich auf andere Weise in die Erhebung auf. Dafür eignete sich der zweite Teil des Interviews, dem die Begegnung mit dem Ort direkt vorausging, die aber doch in situativer Distanz dazu stattfand. In dieser zweiten Phase fragte ich die InterviewpartnerInnen, wie sich der Münsterplatz im Jahres- und Tageslauf verändere. Durch die gerade vorher gegangene Begehung fiel es ihnen leicht, sich in andere Situation auf dem Platz hineinzusetzen. Obwohl ich alle meine Interviews an Wochen- oder Samstagen zwischen 10 und 19 Uhr durchführte, erhielt ich reichhaltige Aussagen, die sich mit anderen Zuständen des Platzes befassten.

359Vgl. Anderson 2004.

Bewegung

Bewegung spielt als zentrale Grundlage von Wahrnehmung und Erleben wie auch als essentielle städtische Alltagspraxis eine Rolle.³⁶⁰ Diese theoretischen Anknüpfungspunkte sind auch in der methodischen Umsetzung des Themas nutzbar. Dabei muss zunächst zwischen mobilen und bewegten Methoden unterschieden werden. Unter mobilen Methoden wird meist Forschung an verschiedenen Orten verstanden, bewegte Methoden hingegen implizieren körperliche Praktiken der Bewegung während der Erhebung. Eine klassische Methode, die Bewegung in der Stadtforschung systematisch einsetzt, ist sicherlich das Umherschweifen oder *Dérive*, die Methode der situationistischen Psychogeografie, deren bekanntester Vertreter Guy Debord war. *Dérive* bedeutet umherzugehen, sich von der (gebauten und menschlichen) Umwelt wie von der Situation leiten zu lassen und dadurch das Wesen der Stadt zu erkennen.³⁶¹ Viele Ansätze, die Bewegung als erkenntnisgenerierendes Moment einsetzen, beziehen sich auf das *Dérive*. Die Atmosphären und Stimmungen der Umwelt spielen insofern eine Rolle, als sich das forschende und umherstreifende Individuum von ihnen leiten lässt und seine Wahrnehmung und Gefühle dadurch erfährt. Ein Erkenntnisprozess geschieht allein durch das forschende Subjekt, dessen Wahrnehmung im Mittelpunkt steht. Aus diesem Grund ist das *Dérive* im Sinne einer ethnografischen Untersuchung höchstens zur Voruntersuchung geeignet, die noch keinen allzu starken Kontakt mit Menschen vorsieht, sondern eher als Bekanntmachen mit dem Feld oder Brainstorming dient. Denn Erleben und Wahrnehmung aus der Perspektive von (anderen) StadtraumnutzerInnen können so nicht erforscht werden. Einen anderen Ansatz verfolgt Jean-Paul Thibaud mit dem *parcours commenté*. Probanden durchlaufen einen festgelegten Parcours, den sie bezüglich ihrer Wahrnehmung von Atmosphären kommentieren.³⁶² Diese Kommentare werden entsprechend der räumlichen Einheiten, auf die sie sich beziehen ausgewertet. Motive, die sich von der gegenwärtigen Situation entfernen wie z.B. Erinnerungen, werden ausgeschlossen. So kann schließlich eine Karte mit

³⁶⁰Vgl. 2.2.2 Grundbegriffe des Raumerlebens, S. 48.

³⁶¹Guy Debord: Theorie des Umherschweifens (original 1958). In: Roberto Ohrt (Hg.): Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten. Hamburg 1995, S. 64-68.

³⁶²Vgl. Kazig/Wiegandt 2006.

der Beschreibung von Atmosphären und deren räumlichen Zuordnungen entstehen. Dieser sieht ForscherIn und Befragte vor, enthält also das dialogische Moment, welches für die Feldforschung so wichtig ist. Auch schlägt Thibaud damit ein methodisches Vorgehen vor, das sehr stark standardisiert und physisch-räumlich orientiert ist. Thibauds Befragte werden zwar mit den üblichen Sozialdaten klassifiziert und auch nach der Vertrautheit mit dem Ort befragt. Darüber hinaus jedoch haben sie wenig Freiheit, auszudrücken, was jenseits der Atmosphäre lebensweltlich bedeutsam ist, wie beispielsweise Erinnerung oder Nutzung. Der *parcours commenté* setzt stark auf eine Objektivierung und Vergleichbarkeit der einzelnen atmosphärischen Raumabschnitte, ist dabei jedoch zu wenig auf die Multidimensionalität des Erlebens eingestellt. Darüber hinaus ist noch eine methodische Richtung zu nennen, die darauf ausgerichtet ist, die Beforschten bei alltäglichen Wegepraktiken zu begleiten und, jedoch so wenig wie möglich einzugreifen. Diesen Ansatz der Begleitung verfolgt beispielsweise Martgarethe Kusenbach mit den so genannten Go-Alongs, für die das (Mit-)Erleben der Forscherin bestimmter Praktiken der InterviewpartnerInnen zentral ist. Diese Strategie der minimalen Intervention und des Miterlebens ist für meine Untersuchung, die sich weniger auf Praktiken als vielmehr auf das Erleben fokussiert, jedoch nicht geeignet.³⁶³

In der ethnografischen Tradition nimmt nicht nur die Mobilität als Forschungsgegenstand, sondern auch die Beweglichkeit empirischer Forschung ihre Anfänge in der Multi-Sited Ethnography³⁶⁴ und wird im Rahmen der mobility studies systematisiert und theoretisiert. So identifizieren Monika Büscher und John Urry Formen, die teilnehmende Beobachtung und Interview zum „participation-while-interviewing“³⁶⁵ verbinden, als wichtige Instrumente der mobility studies. Dies entspricht auch dem Ansatz von Jon Anderson, der seine Methode einer geografischen Archäologie des Wissens als *talking whilst walking*³⁶⁶ bezeichnet. Erst

363Vgl. Margarethe Kusenbach: Mitgehen als Methode. Der ‚Go-Along‘ in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Jürgen Raab u.a. (Hg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden 2008, S. 349-358

364George E. Marcus: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology, 1995, H. 24, S. 95-117, hier S. 96.

365 Monika Büscher/John Urry: Mobile Methods and the Empirical. In: European Journal of Social Theory, 12. Jg. 2009, H. 1, S. 99-116, hier S. 105.

366Vgl. Anderson 2004.

durch die Bewegung am Ort, so Anderson, kann die raumbildende „co-ingredience“³⁶⁷ von Mensch und Ort erforscht werden. Ob der Schwerpunkt nun auf teilnehmender Beobachtung oder auf dem Interview liegt, sollte je nach Forschungsgegenstand entschieden werden. Dass Bewegung am Ort die Potenziale des Interviews steigern kann, trifft nicht nur auf meine Untersuchung zu. Neben Fragen nach dem Raumerleben werden bewegte Interviewformen auch in anderen Zusammenhängen eingesetzt: Biographische Themen³⁶⁸ oder Fragen der Landschaftswahrnehmung³⁶⁹ werden ebenso damit bearbeitet.

Auch auf einer weiteren methodischen Ebene ist es nutzbar, dass Bewegung die Grundlage der Mehrzahl städtischer Praktiken darstellt. Im gemeinsamen Vollzug dieser Bewegung – dazu noch am vertrauten Ort der InterviewpartnerInnen – können InterviewteR und Interviewende eine eher dialogische Beziehung zueinander einnehmen wie im Interviewgespräch. So ist das Interviewgespräch meist gut geplant, kontrolliert und ungestört durch Einflüsse von außen, wird aufgezeichnet und als abgeschlossene Einheit interpretiert. Diese explizite Interviewsituation kann für den Interviewpartner, der ‚im Rampenlicht‘ steht, auch ein Rahmen sein, in dem alles Gesagte von Gewicht ist – das Gespräch mit einer Wissenschaftlerin, das aufgezeichnet, transkribiert und schließlich interpretiert wird. Allein die Gesprächsposition, einander gegenüberzusitzen, bringt eine Form der Opposition zwischen den beiden GesprächspartnerInnen hervor. Geht man gemeinsam nebeneinander in die gleiche Richtung, wird die Umgebung zu einem Faktor, der die Absolutheit der Aufmerksamkeit auf den oder die InterviewpartnerIn bricht.

Bewegung und Ort stehen sich nicht als Gegensätze gegenüber, sondern bilden eine untrennbare Einheit des Erlebens. Tom Hall weist darauf hin, dass Mobilität und Bedeutung des Ortes durchaus parallel sein können. Dazu muss Bewegung als eine an und zwischen Orten stattfindende Praxis betrachtet werden:

„To move (...) is not always to move on, or away, from the place in which one already resides. Places themselves, as much as they are constituted by

367Anderson 2004, S. 255.

368Vgl. z.B. Nina Feltz: *Bewegungsräume in biografischen Prozessen. Zugänge durch das "Bewegte Interview"*. Hamburg 2007.

369Vgl. z.B. Lucius Burckhardt: *Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft*. Berlin 2006.

flows in and out, are also made up by continued traversing around. Tracking such movements – capturing them, joining them, sharing them, representing them – presents particular challenges.³⁷⁰

Ziel der methodischen Ausarbeitung ist es, ein Interview als inhaltlich fokussiertes, theoretisch induziertes Gespräch und die Situativität der Feldforschung, die durch bewegte Alltagspraktiken und konkrete Orte bestimmt ist, zu kombinieren. Ort und Alltagspraktiken sind jedoch keineswegs als authentische Situationen verstanden, da Forschungssituationen (für die InterviewpartnerInnen) nicht zum Alltag gehören. Dennoch kann eine Erhebung, die sich den Erlebenssituationen der InterviewpartnerInnen wortwörtlich nähert, besonders tiefe und differenzierte Ergebnisse über das Raumerleben generieren.

2.3.4 Durchführung und Auswertung der Erhebung

Das leitfadengestützte Interview in zwei Phasen

Das qualitative Interview hat verschiedene Ausprägungen, die sich grob in narrative, offene Interviews einerseits und leitfadengestützte, halbstandardisierte Interviews andererseits unterteilen lassen. Das leitfadengestützte Interview bietet den Vorteil, das Gespräch zu strukturieren und verschiedene Fragebereiche als Forscherin selbst zu thematisieren. Offenheit erhält diese Interviewform durch situationsangemessene Handhabung des Leitfadens, der möglichst unbemerkt und unsichtbar, also am besten von der Forscherin frei beherrscht, die strukturelle Grundlage des Gesprächs bildet. Auch – und das ist mindestens genauso wichtig – ist das ethnografische Forschen in der Interviewsituation ein offenes im Sinne des Serendipity-Prinzips: Bisher nicht bedachte Spuren, die sich der Forscherin im Lauf der Erhebungen ‚zufällig‘ bieten, müssen wahrgenommen, geprüft und gegebenenfalls weiter verfolgt werden. Diese Offenheit ist nicht nur im Interviewgespräch notwendig, um auf subjektiv angestoßene Themen zu reagieren, sondern muss während des gesamten Erhebungsprozesses aktiv gepflegt werden und sich gegebenenfalls im Leitfaden wiederfinden.

³⁷⁰Hall 2009, S. 583.

Im Folgenden möchte ich den Interviewleitfaden chronologisch (Vorgespräch, Phase I, Phase II) vorstellen und erläutern. Im Vorgespräch stellte ich den InterviewpartnerInnen jeweils kurz das Frageinteresse der Studie vor:

„Die Studie beschäftigt sich damit, wie Menschen mit Stadtplätzen und ihrer Umgebung umgehen; es geht also sowohl um den Münsterplatz als auch darum, welche persönlichen Verbindungen die Menschen zu Orten haben. Das wirft beispielsweise Fragen auf wie: Wie fühlen sich Menschen auf dem Platz und warum? Welche Stimmungen des Ortes nehmen sie wahr und warum? Was bedeutet der Platz für sie und wie nutzen sie verschiedene Orte?“

In einem zweiten Schritt stellte ich den Bezug zwischen dem eben erläuterten Forschungsinteresse und der Bedeutung des Interviewpartners für die Studie her. Ich erklärte, dass ich an der Alltagsperspektive von NutzerInnen interessiert bin und an durch Erfahrung angesammeltem Wissen. Die InterviewpartnerInnen seien die einzigen Personen, die mir ihre subjektive Perspektive der Alltagserfahrung näher bringen könnten, für mich ExpertInnen, auf deren Hilfe ich deshalb angewiesen bin. Daraufhin erläuterte ich Rahmenbedingungen (60 bis 90 Minuten Dauer, Aufzeichnung mit Tonbandgerät, Anonymisierung) und das geplante Vorgehen des Interviews in zwei Phasen. Unmittelbar vor Beginn des Interviews verdeutlichte ich den InterviewpartnerInnen noch einmal, dass sie sich generell Zeit zum Überlegen nehmen und sich in der ersten Interviewphase mit allen Sinnen auf die räumlich Umgebung einlassen sollten. Abschließend betonte ich, dass sie mir alles erzählen sollten, was ihnen einfiel, auch wenn es ihnen banal schiene, was daran liege, dass der eigene Alltag meist unspektakulär erscheine. Gerade dafür aber würde ich mich interessieren. Diese Einleitung sollte die InterviewpartnerInnen zum freien Erzählen im Rahmen und trotz konkreter Fragen einladen. Durch die Erklärungen über Alltag und die Versicherung, dass sie die ExpertInnen dafür seien und es deshalb keine falschen Antworten gebe, konnte ich den InterviewpartnerInnen Zweifel an ihrer Eignung für das Interview nehmen und eine gute Gesprächsatmosphäre schaffen. Die im Vorgespräch geschaffenen Voraussetzungen waren grundlegend für den Erfolg der Interviews, da meine GesprächspartnerInnen nun genauer wussten, worum es gehen sollte und Vertrauen in ihre eigene Perspektive gewonnen hatten.

Phase I: Bewegtes Interview im Feld

Thema		Leitfrage ³⁷¹
1. Subjektive Definition des Münsterplatzes	1.1	Wir befinden uns jetzt am Münsterplatz und können mit dem Interview beginnen.
	1.2	Zu Beginn folgende Frage: Wo und was genau ist der Münsterplatz?
	1.3	Wir machen jetzt einen kleinen Spaziergang, einmal rund herum. Dabei möchte ich, dass Sie mir assoziativ erzählen und auch den genauen Weg, Geschwindigkeit und eventuelle Stopps bestimmen, d.h. wir können auch Umwege gehen und in Seitenstraßen, wenn Sie das möchten. Erklären Sie mir den Ort, so wie es Ihnen gerade in den Sinn kommt. Vielleicht wie wenn Sie einen Freund durch Ihre neue Stadt führen, in der er noch nie war und dann berichten, wo Sie sich gerne aufhalten oder wo Sie schon etwas Besonderes erlebt haben.
	1.4	Welche Stelle oder Stellen sind für Sie hier am wichtigsten und warum? <i>[optional: Wo halten Sie sich auf? Womit verbinden Sie etwas?]</i>
2. Subjektiv bedeutsame Stellen	2.1	Bitte führen Sie mich jetzt zu einer wichtigen Stelle!
	2.2	Was zeichnet diese Stelle, diesen Bereich hier aus? Was tun Sie hier gewöhnlich?
3. Atmosphäre und Befinden	3.1	Wir haben jetzt schon ein bisschen über diesen Ort gesprochen. Jetzt ist es wichtig, dass Sie die Umgebung, den Ort auf sich wirken lassen. Bitte versuchen Sie bei den folgenden Antworten alle Sinne einzubeziehen, also auch Lichtverhältnisse, Geräusche, Gerüche, Empfindungen usw. zu beschreiben.
	3.2	Welche Stimmung hat dieser Ort? Bitte beschreiben Sie ihre Eindrücke aller Art!
	3.3	Nennen Sie bitte Details, die dabei eine Rolle spielen! Gebäude, Menschen, Wetter, Licht, Objekte, Möbel, Gerüche, Geräusche, Pflanzen
	3.4	Welche persönliche Befindlichkeit verbinden Sie mit diesem Ort? <i>[optional: Wie fühlen Sie sich hier? Persönliche Stimmung]</i>

³⁷¹Die Leitfragen sind nur zum Zweck der Erläuterung in diesem Rahmen nummeriert. In der Erhebung wurden sie variabel und situationsangemessen behandelt. Die grau hinterlegten Abschnitte sind Erklärungen, die auf eine Frage oder einen Frageblock vorbereiten.

4. Substitutive FOTOBEFRAGUNG	4.1	Jetzt möchte ich Sie noch bitten, ein paar Fotos zu machen.
	4.2	Bitte machen Sie ein oder mehrere Fotos, die zeigen, was den Münsterplatz für Sie persönlich ausmacht.

Phase II: Statisches Interview

5. Verbindung zu Ulm	5.1	Können Sie vielleicht kurz erzählen, wann Sie nach Ulm gekommen sind und warum?
	5.2	Wo wohnen Sie und wie lange schon? Wo haben Sie vorher gewohnt?
6. MAPPING	6.1	So, hier habe ich Papier und Stift vorbereitet.
	6.2	Jetzt möchte ich Sie bitten, den Münsterplatz und seine Umgebung zu zeichnen! Alles, worüber wir gesprochen haben oder was Ihnen sonst noch in den Sinn kommt.
7. Erinnernte Erfahrung: Alltag und Entwicklung des Platzes	7.1	Sie haben ja schon gesagt, dass sie den Platz und seine Umgebung seit xxx Jahren kennen.
	7.2	Haben sich der Münsterplatz und seine Umgebung in dieser Zeit verändert? Wenn ja, wie haben sie sich verändert und was genau?
	7.3	Auch die Stimmung des Ortes ändert sich beständig, im Lauf des Tages, der Woche und des Jahres.
	7.4	Bitte beschreiben Sie, wann und wie die Stimmung jeweils unterschiedlich ist. <i>[optional: z.B. Tag – Nacht, Wochenende – Werktag]</i>
	7.5	Welche typischen Szenen, Handlungen und Menschen kann man auf dem Platz und in der Umgebung beobachten? <i>[optional: Was machen die Menschen hier so?]</i>
	7.6	Welche Menschen, Gruppen oder Handlungen sind nicht auf dem Münsterplatz zu sehen?
8. Kontext Stadt	8.1	Im Folgenden soll es um die Stadt Ulm als Ganzes gehen und wie der Münsterplatz und seine Umgebung dort eingebunden sind.
	8.2	Welche öffentlichen Räume in Ulm nutzen Sie und was machen Sie dort? <i>[optional: Öffentliche Räume sind Straßen, Plätze, alle öffentlich zugänglichen Außenbereiche.]</i>
	8.3	Welche Gegenstände spielen dabei eine Rolle?

	8.4	Wie würden Sie die anderen öffentlichen Räume im Vergleich zum Münsterplatz beschreiben?
	8.5	Wie wichtig ist für Sie der Münsterplatz und Umgebung in der Gesamtheit der öffentlichen Räume der Ulmer Innenstadt?
9. objektiver Kontext Stadt - Repräsentativität des Platzes	9.1	Welche Rolle spielt der Münsterplatz für die Leute, die in Ulm wohnen? Unterschied nach Gruppe?
	9.2	Spiegelt der Münsterplatz die Stadt Ulm und ihre BewohnerInnen wider?
	9.3	Sie kennen ja sicherlich Bilder, auf denen das Ensemble von Stadthaus und Münster abgebildet ist.
	9.4	Wofür steht dieses Bild Ihrer Meinung nach?
10. Abschlussfrage	10.1	Was mögen Sie am Münsterplatz?
	10.2	Was mögen Sie nicht am Münsterplatz?
	10.3	Was sollte anders sein?

Wie bereits erläutert, wurde bewusst die Form des Leitfadeninterviews gewählt. Innerhalb dieses Typus lassen sich jedoch verschiedene Unterarten ausmachen.³⁷² Dabei lassen sich auch Formen finden, die Fragen und Erzählanreize mischen.³⁷³ Diese Mischung aus Fragen und Erzählanreizen wurde in der Gesprächsführung sowie im Leitfaden der Studie umgesetzt. Einige Leitfadenfragen (z.B. Frage 3.2 und 5.1) sind sehr offen gestellt und beinhalten somit einen Erzählanreiz, wohingegen andere Fragen (z.B. Frage 1.2 und 9.1) sehr zielgerichtet sind. Auch in der Gesprächsführung wurde darauf geachtet, dass, wenn sich die Möglichkeit bot, zum Erzählen aufgefordert wurde bzw. entsprechende Nachfragen gestellt wurden, wie z.B. „Können Sie das noch ein bisschen ausführlicher erzählen?“ Durch diese Einflechtung von Erzählanteilen wurde den InterviewpartnerInnen genügend Freiheit für ihre subjektiven Sichtweisen gegeben.

Die erste Phase zielt vor allem auf assoziatives Erzählen von sinnlichen und leiblichen Eindrücken, Gefühlen und Erleben ab. Angesichts des Aufenthalts im Feld und des Gesprächs in Bewegung dienten die Fragen hier vor allem als Erzählanreize. Dabei kompensierte die Konkretheit der Situation den Abstraktionsgrad des

³⁷²Vgl. Uwe Flick: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg 2007, S. 117-145.

³⁷³Vgl. Flick 2007, S. 134-138.

Gesprächsthemas. Diese Anwesenheit in der Situation wurde als Grundstimmung der Gesprächsatmosphäre in die zweite Phase mitgenommen, was vor allem durch die ergänzenden Methoden gelang. In der zweiten Phase waren die Fragen inhaltlich konkreter, wurden jedoch immer wieder auf die vorhergehende Phase bezogen. Diese Bezogenheit zeigte sich darin, dass die InterviewpartnerInnen bei ihren Erläuterungen auf die Mental Map zurückgriffen, die oftmals noch auf dem Tisch lag. Oder sie erläuterten ihre Erzählung in Bezug auf das eben erst gemeinsam Erlebte: „Dieser Brunnen, an dem wir vorher vorbeigelaufen sind,...“ etc. Dass beide Phasen des Interviews unmittelbar aufeinander folgen, führte dazu, dass auch die zweite Phase von der Konkretheit der Situation und dem gemeinsamen Erleben geprägt war, dennoch aber eine im Vergleich zur ersten Phase sehr ruhige und besonders fokussierte Gesprächsatmosphäre herrschte. Auch profitierte das Gespräch vom Vertrauensaufbau in der ersten Phase.

Ergänzende Methoden

Die verbale Ebene des Interviewgesprächs wurde durch zwei unterstützende Methoden ergänzt: die substitutive Fotobefragung und Mental Mapping. Die Annahme bei der Anwendung solcher non-verbaler Methoden liegt stets darin, andere Kommunikationskanäle und Ausdrucksformen zu eröffnen. Vor allem aber konnten sie die verbale Erhebung stimulieren, worin der Mehrwert für die vorliegende Untersuchung liegt.

Der ethnografische Gebrauch der Fotografie war lange Zeit dokumentarisch. EthnologInnen dokumentierten Rituale und Interaktionsszenen der beforschten Gruppen.³⁷⁴ Diese Gebrauchsweise benutzt Fotografie als möglichst objektives Medium. Die Einsicht, dass Fotografien sozial und technisch konstruiert, also eben gerade nicht objektiv sind, gehört heute längst zum kulturwissenschaftlichen Allgemeinwissen.³⁷⁵ Dennoch impliziert die dokumentarische Gebrauchsweise eine

374Vgl. z.B. Gregory Bateson/Margaret Mead: *Balinese Character: A Photographic Analysis*. New York 1942.

375Vgl. Douglas Harper: *Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten*. In: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.): *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek bei Hamburg 2009, S. 402-416.

gewisse Objektivität, ist der Forscher doch auch gleichzeitig Fotograf. Eine weitere Verwendungsweise besteht im Einsatz der Fotografie im Interview. Dieses Vorgehen im Sinne einer „fotogeleiteten Hervorlockung“³⁷⁶ basiert darauf, InterviewpartnerInnen anhand von Fotografien zu Bildinterpretationen und/oder zum Erzählen anzuregen. Diese Methode wird Fotointerview genannt. Werden die GesprächspartnerInnen selbst zu Fotografierenden, spricht man hingegen von einer substitutiven Fotobefragung. Ulrich Hägele verzeichnet einen Gebrauch dieser Methode in der Soziologie seit den 1980ern; die Empirische Kulturwissenschaft bediene sich bisher kaum dieser Methode³⁷⁷, die vor allem in Alltagsstudien angewandt werden könne. Ausschlaggebend für den Erfolg einer solchen Erhebung sei jedoch auch das nachfolgende Interview. In meinem empirischen Design wurden die Fotos nicht im nachfolgenden Gespräch vorgelegt und thematisiert, sondern oftmals direkt beim Entstehen kommentiert. Das Potenzial der Fotografie liegt bei ihrer Einbindung in Interviews nicht in der Dokumentation, sondern in der Möglichkeit, „die Subjektivität derer freizusetzen, die ein Bild anders sehen als die Sozialforscher.“³⁷⁸ Mit dem Akt, die Kamera aus der Hand zu geben, realisierte ich glaubhaft meinen Ansatz, etwas über die Lebenswelten der InterviewpartnerInnen erfahren zu wollen. Ein solcher Rollentausch wirkt der vielfach kritisierten Asymmetrie in Forschungsverhältnissen entgegen.

Zum Abschluss der ersten Interviewphase bat ich die InterviewpartnerInnen ein oder mehrere Fotos mit einer von mir mitgebrachten Digitalkamera aufzunehmen. Ich bat darum, Bilder zu machen, die ihren persönlichen Münsterplatz ausmachen. Dieser Aufforderung kamen alle bereitwillig nach, auch wenn die InterviewpartnerInnen zunächst überrascht waren. Die entstandenen Fotos lassen sich zunächst bezüglich der Motivwahl analysieren: Die Bilder zeigen einerseits repräsentative Bauwerke wie Münster und Stadthaus (Abb. 35, Abb. 36, Abb. 37), Anblicke, die vom touristischen (Postkarten-)Blick geprägt sind. Diese Fotografien wurden von den InterviewpartnerInnen nicht weiter kommentiert; vielleicht hielten sie sie für

376Harper 2009, S. 415.

377Vgl. Ulrich Hägele: Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 317-341.

378Harper 2009, S. 415.

selbsterklärend. Andererseits lassen sich auch individuelle Motive finden, wie etwa die Treppen, auf denen man gerne sitzt (Abb. 38) oder der Steinboden als Ausdruck für die mangelnde Attraktivität des Platzes (Abb. 39) – dieser Art von Fotografien zeugen von gedanklicher Arbeit an der Aufgabenstellung und gestalterischer Kreativität. Es zeigt sich allerdings bereits, dass die Verschiedenheit non-verbaler Ausdrucksmöglichkeiten eine Interpretation solcher Daten maßgeblich erschweren. Allein über Betrachtungspraktiken, die der Praxis der Fotografie ja nahe stehen, konnte ich aus den Fotografien Ergebnisse ziehen.³⁷⁹

³⁷⁹Vgl. 4.2.2 Praktiken der Betrachtung des Münsters und des Stadthauses, S. 177.



Abb. 35: Ensemble von Münster und Stadthaus
(Quelle: Interview Maria Scherfel vom
22.3.2010)



Abb. 36: Frontalansicht Stadthaus (mit Brunnen)
(Quelle: Interview Gisela Neumann vom
14.5.2010.)



Abb. 37: Münsterportal (Quelle: Interview
Matthias Hochstetter vom 8.6.2010.)



Abb. 38: Treppen, auf denen der Interviewpartner
gemeinsam sitzt (Quelle: Interview Schneider vom
13.4.2010.)



Abb. 39: Bodenplatten als Ausdruck dessen, wie langweilig der Interviewpartner den Vorplatz findet (Quelle: Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010.)

Die Arbeit mit Mental Maps ist ein ursprünglich der Geografie entstammender Ansatz, dem oftmals das Potenzial zugeschrieben wird, subjektive Perspektiven auf Räume darzustellen. Die Zeichnungen sollen Aufschluss über Aneignungsstrategien und Anmutungsqualitäten von Orten geben. So „lesen Kulturanthropologen Mental Maps als Ergebnisse kultureller Kompetenz aktiver menschlicher Raumaneignung und eines Prozesses des Sich-Einrichtens in den räumlichen Gegebenheiten“³⁸⁰. Die größte Herausforderung der Arbeit mit Mental Maps lag in deren Interpretation: Sind die Zeichnungen nicht in einen aussagekräftigen verbalen Kontext eingebettet, wird jeder Deutungsversuch beliebig. Darüber hinaus gilt es, die unterschiedlichen zeichnerischen Ausdrucksfähigkeiten zu berücksichtigen: „Die Subjektivität ist somit eine doppelte: der objektive Raum wird subjektiv dargestellt und subjektiv gedeutet“³⁸¹. Weitere Probleme im Umgang mit Mental Maps entstehen, wenn das „dialogische Moment“³⁸² – die Bedeutung von konkreter Situation und konkretem Ort der Erhebung sowie das Rollenverhältnis zwischen Interviewten und Interviewenden – nicht ausreichend berücksichtigt wird. Die Beliebtheit von Mental Maps hat sicherlich auch mit ihrer hohen Illustrationskraft zu tun. Würde der Ansatz nicht als Ergänzung benutzt werden, so müsste beispielsweise „eine systematische Erfassung der verwendeten Zeichen und ihrer Bedeutung, der Reichweiten und Korrelationen

380Ploch 1994, S. 120.

381Rose Derkau: Mental Maps oder Wie objektive Wirklichkeit und subjektive Darstellungen zu einem Gefühl von Heimat werden. In: Heinz Schilling/Beatrice Ploch (Hg.): *Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft*. Frankfurt am Main 1995, S. 207-224, hier S. 209.

382Beatrice Ploch: Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie. In: Ina-Maria Greverus (Hg.): *Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie*. Frankfurt am Main 1994, S. 113-133, hier S. 124.

mit biographischen Daten³⁸³ erfolgen, was mir kaum leistbar erscheint. In der Studie wurden die InterviewpartnerInnen im Anschluss an das ‚bewegte Interview im Feld‘ gebeten, ihren ‚subjektiven‘ Münsterplatz zu zeichnen. Die Frage nach Raumerleben konnte ich mit Hilfe der Mental Maps kaum voranbringen, da ich mich nicht auf Fälle stützte, sondern vor allem auf Raumqualitäten. In meinen vor allem symbolräumlichen Karten³⁸⁴ zeigte sich, welche Elemente des Platzes jeweils für InterviewpartnerInnen wichtig sind (Abb. 40 und Abb. 41) und welches Areal er oder sie überhaupt als Münsterplatz definiert³⁸⁵. Über die Qualitäten des Erlebens jedoch lassen sich mit Mental Maps keine Aussagen machen. So dienten in meiner Untersuchung die Mental Maps gut als Gesprächsgrundlage bzw. explorative Methode. Neben der Intensivierung des Interviewmaterials bergen die ergänzenden Methoden vor allem aber auch dramaturgisches Potenzial: Sie bieten gute Möglichkeiten, eine anregende Gesprächsatmosphäre zu schaffen, den InterviewpartnerInnen das Interessenspektrum der Forschung zu verdeutlichen und präreflexive Ebenen der Alltagserfahrung zu thematisieren. Auch entstehen durch die Zeichnungen und Fotografien Erzeugnisse, die etwaigen folgenden Interviews zugrunde gelegt werden können und vor allem zur gedanklichen Reflexion beitragen. Die Rolle der ergänzenden Methoden kristallisierte sich erst im Verlauf der Erhebungen heraus. In der Auswertung zeigte sich, dass solche Ergebnisse non-verbaler Art nur in Kombination mit den Ergebnissen aus dem Interview aussagekräftig sind.

383Ploch 1994, S. 124.

384Beatrice Ploch unterscheidet Landkarten, Ortskarten und symbolräumliche Karten. Vgl. Beatrice Ploch: Die Symbolisierung der eigenen Welt. Das Raumorientierungsmodell als Schlüssel zu den Mental Maps. In: Heinz Schilling/Dies. (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1995, S. 153-181.

385Vgl. 4.2.1 Der Münsterplatz als strukturierter Raum, S.165.

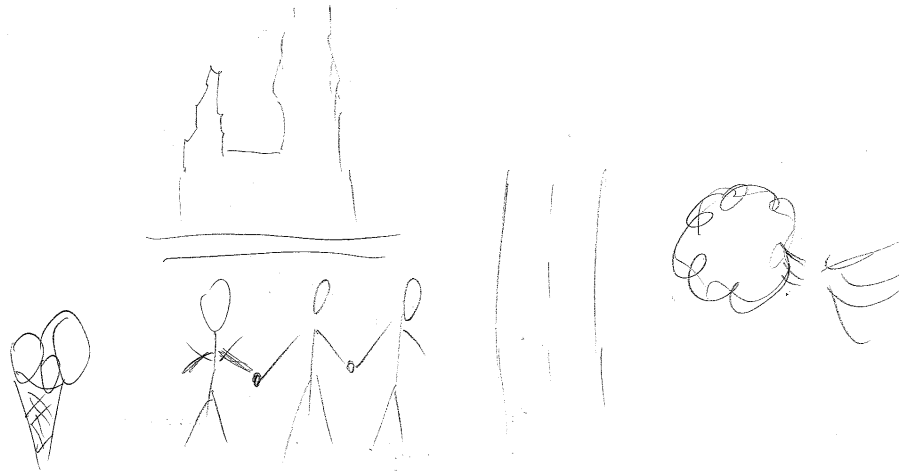


Abb. 40: Mental Map mit Symbolen (Quelle: Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010.)

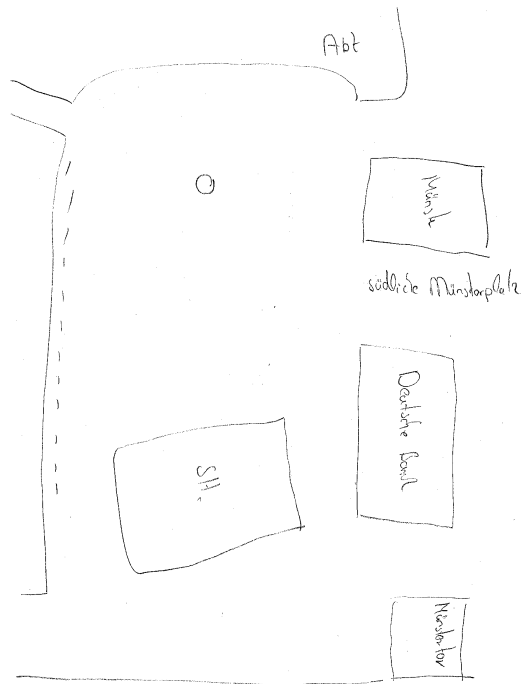


Abb. 41: Mental Map mit Beschriftungen (Quelle: Interview Udo Karmann vom 25.3.2010.)

Transkription, Auswertung und Verdichtung

Parallel zum Erhebungsprozess fertigte ich Transkriptionen der Interviewgespräche an. Bei der Transkription achtete ich auf die vollständige Wiedergabe der gesprochenen Wörter und Sätze. Lange Pausen, Wiederholungen, Dialektausdrücke und Lachen oder Schmunzeln bildete ich in der Transkription ab, insofern sie besonders hervortraten. Betonungen, Lautstärke und andere Modulationen wurden nicht transkribiert.

In der Auswertung folgte ich dem von Christiane Schmidt vorgeschlagenen Verfahren, das sie speziell für Leitfaden-Interviews entwickelte.³⁸⁶ Es orientiert sich an der Grounded Theory, berücksichtigt jedoch die durch die Leitfragen eingebrachten theoretische Orientierung. Mein Erkenntnisansatz ist durch ein theoretisches Vorverständnis geprägt, kommt jedoch erst im Austausch mit dem Material zu Ergebnissen. Es handelt sich also weder um einen rein induktiven noch um einen rein deduktiven Ansatz. Das grundlegende Prinzip der Auswertungsstrategie liegt im „Austausch zwischen Material und theoretischem Vorverständnis“³⁸⁷. Dieser Austauschprozess beginnt bereits mit den Erhebungen und wird bis zum Schluss fortgeführt, wie es dem Grundverständnis einer ethnografischen Fallstudie entspricht, die ihr endgültiges Profil erst in der Interpretation des Materials findet.

Schmidt schlägt für eine Auswertung fünf Schritte vor: 1) materialorientierte Bildung von Auswertungskategorien, 2) Zusammenstellung der Auswertungskategorien zu einem Codierleitfaden, 3) Codierung des Materials, 4) Quantifizierende Materialübersicht, 5) Vertiefende Fallinterpretation. Für die Auswertung war das Interviewmaterial zentral, das anteilig auch die unterstützenden Methoden beinhaltete. Die erste Entscheidung, die zu treffen war, beschäftigte sich mit der Frage nach dem Verarbeitungsmodus der etwa 300 Textseiten. Ich extrahierte Passagen, bestimmte und notierte ihr Themen und pflegte sie in eine Tabelle ein. Aus diesen konkreten Themen bildeten sich im Lauf der ersten Interviews Unterkategorien

386Vgl. Christiane Schmidt: Analyse von Leitfadeninterviews. In: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2009, S. 447-455; vgl. Dies.: Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In: Barbara Friebertshäuser/Annedore Prengel: Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 473-486.

387Schmidt 2009, S. 448.

und Hauptkategorien, die sehr abstrakt waren, jedoch die Verschiedenheit der angesprochenen Themen zu ordnen halfen: Praktiken, Atmosphären, Raumbezüge und Narrative. So erstellte ich nach und nach einen Codierleitfaden, mit dem ich schließlich noch einmal alle Interviewtranskripte durchging und codierte, so lange bis dieser sich nicht mehr veränderte. Das Ergebnis dieser Schritte ist eine Tabelle, die den Textpassagen Auswertungs- und Unterkategorien sowie Paraphrasierungen und Anmerkungen zuordnet. Beim Lesen der Interviewtranskripte und der Interpretation der Passagen behielt ich stets meine Grundfrage im Hinterkopf: Wie sind Menschen mit ihrer Umwelt verbunden? Was erfahre ich über ihr Erleben? Mit dieser Grundfrage bearbeitete und sondierte ich das Material.

Sowohl auf quantifizierende Materialübersicht als auch auf eine vertiefende Fallinterpretation verzichtete ich. Meine gesamte Interpretation ist primär auf das situative Erleben des Raums mit allen anlagernden Erzählungen und Erinnerungen angelegt. Erst in der Kontextualisierung der diesbezüglichen Ergebnisse komme ich auf die Fallebene zu sprechen. Diese Ausblendung der biografisch individuellen Person ist der Fragestellung geschuldet, die auch von der Annahme ausgeht, dass es kollektive Muster oder Ordnungen des Erlebens gibt. Eine zu starke Konzentration auf den einzelnen Fall hätte den Objektbezug der Studie eingeschränkt. In der Auswertung wurde so eine Ausgeglichenheit zwischen objektiven und subjektiven Anteilen des Erlebens geschaffen.

3 Präsenzen eines städtischen Raums

Im folgenden Kapitel beschreibe ich fünf Merkmale des Münsterplatzes, die für das Erleben des Platzes aus der Sicht der NutzerInnen eine zentrale Rolle spielen. Die Präsenzen stellen die eher objektive Seite des Münsterplatzes dar und schließen sowohl materielle als auch immaterielle Phänomene ein. In den Beschreibungen jedoch, die dem subjektiven Erleben entstammen, wird klar, dass auch hier die Begegnung zwischen Subjekt und Objekt im Mittelpunkt steht. Gemeinsam ist den im folgenden verhandelten Merkmalen, dass sie raumwirksam sind, also mit bestimmten Qualitäten das Erleben des Stadtraums prägen. Die ausgewählten Merkmale – Münster, Stadthaus, Wind, Menschen und Vorplatz – gehören dabei höchst unterschiedlichen Kategorien an, die für den Eigencharakter des Raums jeweils eine Rolle spielen. Stadthaus, Münster und Vorplatz sind der baulichen Umwelt zuzurechnen, die Menschen der sozialen. Der Wind fällt aus dieser Reihe, da er nicht-materiell ist. Damit hebt er sich von den anderen Präsenzen ab, die immer auch materielle Anteile haben. Alle Präsenzen werden im Folgenden aus dem Blickwinkel des Erlebens der InterviewpartnerInnen ohne kunstgeschichtliche, meteorologische oder soziologische Kontextualisierungen verstanden. So wird jede Präsenz über ihre Raumqualitäten³⁸⁸ bestimmt, die jeweils leiblich-sinnliche wie semiotische Kontextualisierungen beinhalten. Alle Präsenzen formieren sich also in leiblichem und sinnlichem Ausdruck, genauso wie in kollektiven Wissensbeständen, die ein Erleben auf semiotischer Ebene ermöglichen.

3.1 Raumqualitäten als Analyseinstrument

Den Begriff der Raumqualitäten führe ich an dieser Stelle in die Arbeit ein, da er vor allem als analytisches Instrument dient. Er ist besonders geeignet, die Ambivalenz der Atmosphäre zwischen objektiven und subjektiven Anteilen abzubilden: Als Raumqualitäten werden Aspekte subjektiven Erlebens isoliert, die sich mit Umweltmerkmalen kontextualisieren lassen. Der Begriff der Raumqualitäten bezieht sich auf das Erleben von räumlichen Elementen in der Zuschreibung konkreter

³⁸⁸Vgl. 3.1 Raumqualitäten als Analyseinstrument, S. 111.

Eigenschaften. Wie der Begriff der Atmosphäre befindet sich auch der der Raumqualität in einer Ambivalenz zwischen Subjekt und Objekt. Er beschreibt Eigenschaften, die von präsenten Elementen ausgehen und von den Subjekten als raumwirksam für einen bestimmten Ort wahrgenommen werden. *Raumwirksam* meint hierbei, dass es sich um Eigenschaften handelt, die über das Phänomen, mit dem sie in Zusammenhang gebracht werden, hinausgehen, aus ihm heraustreten. Zentral für eine Raumqualität ist, dass sie sowohl beim Subjekt als Befindlichkeit als auch bei einem Objekt als dessen Eigenschaft verankert ist. Die Ambivalenz des Atmosphärenbegriffs setzt sich in dem der Raumqualität fort. Die Ausschnittsgröße der Qualität ist jedoch kleiner gewählt, so dass damit gleichsam atmosphärische Versatzstücke erhoben und verarbeitet werden. Der Umgang mit diesen ist leichter als mit einem meines Erachtens groß angelegten und damit objektiv erscheinenden Atmosphärenbegriff, erfordert jedoch eine strikte und ständige Kontextualisierung, um die Komplexität des atmosphärischen Gefüges beizubehalten.

Der von mir gewählte Begriff der Raumqualität ist theoretisch eng am Konzept der Atmosphäre orientiert, der mir aus zwei Gründen für eine Operationalisierung jedoch ungeeignet erscheint. Zum einen halte ich ihn für die Zwecke einer empirischen Untersuchung für zu groß angelegt. Die theoretisch überzeugend formulierte Ambivalenz zwischen subjektiven und objektiven Aspekten kann mit dem Begriff der Atmosphäre kaum in die empirische Anwendbarkeit übernommen werden. Stets steht man im Forschungsprozess vor dem Problem, die angenommene Homogenität einer Atmosphäre gegen die Heterogenität der Subjekte mit ihren unterschiedlichen Stimmungen, Deutungsmustern und Wahrnehmungsgewohnheiten abzuwägen. Hiermit möchte ich keineswegs behaupten, dass diese nicht kollektiv übergreifend und an historische und kulturelle Rahmungen gebunden sind – im Gegenteil. Dennoch aber erlaubt das dieser Arbeit zugrunde liegende empirische Material es nicht, anzunehmen, dass es an einem konkreten Ort zu einer konkreten Zeit nur eine einzige intersubjektiv teilbare Atmosphäre geben kann. Vielmehr gehe ich davon aus, dass all die Fragmente, welche sich in der Wahrnehmung der Subjekte schließlich zu einem atmosphärischen Gefüge formen, durchaus vereinzelt betrachtet und beschrieben werden können. Ein Kriterium dafür, dass die Ganzheitlichkeit der

Erlebenssituation trotz einer kleinteiligen Analyse gegeben bleibt, ist die Aussagbarkeit durch die InterviewpartnerInnen. Auch Gernot Böhmes Annahme, dass Atmosphären einer wie auch immer gearteten materiellen Herstellbarkeit³⁸⁹ unterliegen, verweist auf die Möglichkeit, kleinere Bestandteile von Atmosphären isolieren zu können, ohne sie aus ihrem Kontext zu reißen.

Die im folgenden Kapitel dargestellten empirisch erhobenen Raumqualitäten beruhen auf den Beschreibungen des Münsterplatzes durch die InterviewpartnerInnen. Ihre Merkmale sind erstens subjektive Relevanz, zweitens die Einheit des Wahrnehmungsraums in objektiven und subjektiven Bezügen. Unter einer Raumqualität ist dabei jeweils ein Bündel von Beschreibungen versammelt, die sich als Aspekte einer Qualität, Eigenschaft oder Stimmung beschreiben lassen. Die spezifischen Anordnungen der Aspekte, also die Konstruktion der Qualitäten, sind das Ergebnis einer materialgeleiteten Interpretation. Entscheidend für die Einstufung einer Eigenschaft als Raumqualität ist, dass sie subjektiv relevant ist, und dass sich eine Einheit des Wahrnehmungsraums nachweisen lässt, die sowohl subjektive als auch objektive Bezüge hat.

3.1.1 Merkmal I: Aufmerksamkeit, subjektive Relevanz

Raumqualitäten müssen wie Atmosphären subjektiv relevant sein, damit sie in herausragender Weise erlebt werden. Dies schließt nicht aus, dass ein solches Erleben in Alltagspraktiken stattfinden kann, wie sich auch im empirischen Material zeigt.³⁹⁰ Die InterviewpartnerInnen berichten von Alltagssituationen, in denen sie Raumqualitäten nicht nur (passiv) wahrnehmen, sondern diese Bestandteil ihrer Praktiken sind. Sie werden als handlungsleitende und prägnante Merkmale von Orten verstanden. Subjektive Relevanz zeigt sich von Seiten des Subjekts als Aufmerksamkeit:

„Aufmerksamkeit bedeutet nicht, dass sich die Sinne wie ein

389Vgl. Böhme 2005.

390Vgl. Multidimensionalität des Erlebens, S. 49.

Scheinwerfer auf einen bestimmten Ausschnitt der Umgebung richten. Sie bedeutet vielmehr, dass entsprechend einer Situation Sinne, Geist und Körper in einer spezifischen Form zusammenspielen. Insofern kann Aufmerksamkeit auch als eine Form der Disponiertheit und damit als eine Dimension der leiblichen Befindlichkeit verstanden werden.³⁹¹

Diese Aufmerksamkeit, welche hier in eine Situation eingebunden eher vom Subjekt ausgeht, beschreibt Gernot Böhme als Aufdringlichkeit, die näher beim Objekt verortet ist. Eine umfassende Beschäftigung mit dem Begriff der Aufmerksamkeit leistet der Philosoph Bernhard Waldenfels. Er sieht diese als Grundvoraussetzung von Erfahrung.³⁹² Denn ohne eine Selektion und Fokussierung all der vorhandenen Eindrücke würden Überladung und Chaos dazu führen, dass Erfahrung nicht möglich wäre. Aufmerksamkeit oder subjektive Relevanz bringen letztlich den Fokus des Subjekts in den Prozess des Erlebens ein.

Eine solche situationsadäquate Aufmerksamkeit zeigt sich deutlich im empirischen Material:

„Klar, die Donauwiese ist dann doch viel freier [als der Münsterplatz, M.K.], man kann es da natürlich auch viel ruhiger haben, weil man da viel Platz hat, weil es sich über mehrere Kilometer zieht. Da kannst du dir dann auch je nach Stimmung aussuchen, wohin du willst, das heißt du kannst im Endeffekt da hingehen, wohin du willst. Also wenn du ein bisschen mehr Trubel haben willst, gehst halt da hin, wo ein bisschen mehr Leute liegen, am Metzgerturn. Wenn du aber echt deine Ruhe haben willst, kannst du dich ein bisschen abseits legen. Da, sag ich, am Münsterplatz musst du die Stimmung halt so mitnehmen, wie es eben gerade ist.“³⁹³

In dieser Interviewpassage tritt deutlich hervor, dass AlltagsnutzerInnen Raumqualitäten nicht nur als passive RezipientInnen aufnehmen, sondern als Handelnde aktiv benutzen. Und sie sind in der Lage fundierte Beurteilungen über die qualitative Beschaffenheit von Räumen und Orten abzugeben. So beschreibt mein

391Kazig 2007, S. 173.

392Vgl. Bernhard Waldenfels: Phänomenologie der Aufmerksamkeit. Frankfurt am Main 2004, S. 13-15.

393Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 713-720.

Interviewpartner die Stimmung auf dem Münsterplatz, *wie es eben gerade ist*, als unausweichlich, die Donauwiese hingegen sei *freier*, weil man verschiedene Stellen mit je unterschiedlichen Stimmungen aufsuchen könne. Raumqualitäten werden von NutzerInnen nicht nur in der Handlungsorientierung genutzt, sondern sind auch in Orientierungs- und Klassifikationssystemen zu finden. So wird beispielsweise die subjektive Vorstellung der Grenzen des Münsterplatzes primär nicht etwa an baulichen Merkmalen festgemacht. Vielmehr stehen atmosphärische Qualitäten auch dann im Vordergrund, wenn eine physisch-räumliche Definition des Münsterplatzes gefragt ist:

„Für mich hört eigentlich der Münsterplatz so auf halber Höhe auf, weil im Endeffekt: Da ist dann auch die Stimmung weg, dann wird's hier eigentlich wieder relativ hektisch, weil es eben auch eng wird.“³⁹⁴

Paradigmatisch für die subjektive Relevanz der Raumqualitäten ist in den Interviews auch die Rede vom *Genießen*. So sprechen die InterviewpartnerInnen davon, den Platz, das Münster oder eine Atmosphäre zu genießen und binden dies als zentralen Aspekt in ihre Erzählung ein: „Wenn wir jetzt Arbeitsbeginn haben, kommen wir eine Viertelstunde früher, ziehen so einen Stuhl in die Sonne und genießen einfach nur den Münsterplatz, weil das ist uneingeschränkte Sonne.“³⁹⁵ Jedoch nicht nur die Sonne auf dem Münsterplatz und damit der Platz selbst sind Gegenstand des Genusses, auch die ästhetische Betrachtung des Münsters wird von den InterviewpartnerInnen als Qualität betrachtet, die den Platz attraktiv macht: „Er [der Münsterplatz, M.K.] ist viel positiver geworden. Weil man jetzt erstens das Münster mehr genießen kann und auch von dem Platz was hat.“³⁹⁶ Es zeigt sich, dass Raumqualitäten von den NutzerInnen in ihrem Alltagshandeln als zentrale, ‚aufdringliche‘ Merkmale von Orten wahrgenommen werden, nicht etwa als zweitrangiges Beiwerk. So werden Handlungen und Vorhaben an die Stimmung eines Ortes angepasst oder der Ort – im Sinne des Aufsuchens durch die AkteurInnen – an die Handlung. Raumqualitäten entfalten somit sowohl aktive als auch passive Potenziale für die Subjekte. Die Subjekte sind neben der (passiven) Rezeption atmosphärischer Qualitäten mit ihrer

394Ebd., Zeile 157-161.

395Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 707-709.

396Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 751f.

jeweiligen Betrachtungs- und Handlungsperspektive an der Herstellung von Stimmungen aktiv beteiligt.

3.1.2 Merkmal II: Einheit des Wahrnehmungsraums

In den empirische nachgewiesenen Raumqualitäten erscheint deutlich die Einheit des Wahrnehmungsraums: Sinnliche und leibliche Eindrücke, Bedeutungen und Erinnerungen bilden im Erleben einen aus subjektiven wie objektiven Aspekten bestehenden einheitlichen Wahrnehmungsraum. Die Einheitlichkeit wird durch Homogenisierung seitens des Subjekts hergestellt, wobei auch einzelne Aspekte als prägend für die ganze Wahrnehmungssituation empfunden werden können. Die Einheit des Wahrnehmungsraums ist insofern durch eine gewisse Ergebnisoffenheit definiert, als viele Eindrücke unterschiedlichster Provenienz mit unterschiedlicher Relevanz einfließen. Dies ist beispielsweise im folgenden Interviewzitat der Fall, wenn die Qualität *warm* als Temperatur, Farbe und Herzlichkeit aufscheint:

„Also ich glaube tagsüber, – wahrscheinlich hängt’s auch mit der Temperatur-Wärme zusammen – vielleicht weil das ja so warme Steine sind und das Ulmer Münster so mit den Braun-Grau irgendwie so ein bisschen warm ist. Und wenn das von der Sonne angestrahlt wird, dann ist einfach der Platz irgendwo wärmer. Einfach ein bisschen herzlicher vielleicht.“³⁹⁷

Eine andere Eigenschaft *steril* zeigt die mögliche Komplexität einer Raumqualität, die Befindlichkeiten, sinnliche und leibliche Wahrnehmung sowie kulturell und gesellschaftlich geformte Bedeutungen verbindet:

„Also für mich ist das einfach sauber. Also das riecht auch einfach sauber, weil der Wind da ist. Selbst wenn irgendwo etwas stinkt, hier stinkt’s bestimmt nicht, durch den Wind. Und irgendwie ist es so, der [Münsterplatz, M.K.] ist auch ein bisschen das geleckte Feld von Ulm. Das ist so meine Stimmung. Das ist jetzt nicht, dass ich sagen kann, den Geruch mag ich oder mag ich nicht. Das ist einfach irgendwie ein steriler Geruch und vom Gefühl auch eher so ein: Hier bist du nicht zu Hause, keine Wohlfühl-Atmosphäre. Das ist ein Stückchen weiter runter, wo du dann auch die Kaffeemühle hast und ein bisschen Geruch ist, alles in der

³⁹⁷Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 705-708.

Hirschstraße, da riecht's oder stinkt's. Aber das hier ist alles so neutral, find ich. Bin jetzt auch nicht so ein leidenschaftlicher Münsterplatzliebhaber.³⁹⁸

Sauberkeit wird von diesem Interviewpartner als eine dauerhafte Eigenschaft des Münsterplatzes beschrieben, die er unterschiedlich kontextualisiert. Zum einen spielt er damit auf die Intensität der Reinigung des Platzes durch die Stadt an, die mit der Repräsentationsfunktion einhergeht. Dabei meint er nicht nur die Reinigung von Schmutz, sondern auch von unerwünschten Personen, wie sich im weiteren Verlauf des Interviews zeigt.³⁹⁹ Zum anderen spricht er sinnliche Eindrücke und Gefühle des Erlebens als Einheit an: Geruch, Wetter und Gefühl. Die Abwesenheit von geruchlichen Qualitäten auf dem Platz begründet der Interviewpartner mit dem Wind. Diese Abwesenheit von Geruch, den man mögen oder nicht mögen könne, setzt er mit einem Gefühl negativer Identifikation gleich. Eine andere Interviewpartnerin beschreibt eine weitere Dimension der Sterilität:

„I: Du hast gesagt, alles ist so clean. Was gehört da dazu?

IP: Also man trifft hier [auf dem Münsterplatz, M.K.] nicht oft – also natürlich trifft man hier in der Stadt unten auch zufällig – irgendwie Leute, aber ich treffe eigentlich zufälliger mehr Leute, die ich mag, wenn ich irgendwie eher so in den kleineren Gassen unterwegs bin, weil... Das ist ja halt schon irgendwie fremd dann [auf dem Münsterplatz, M.K.]. Es sind halt keine Menschen, die man kennt eigentlich und man hat halt auch selber keinen Bock, mit denen zu reden, aber die reden ja auch nicht mit einem.

I: Und wer sind ‚die‘?

IP: Alle, die sich hier bewegen einfach. Ja.⁴⁰⁰

Die wahrgenommene Sterilität des Platzes wird auch auf soziale Aspekte übertragen. Sie drückt sich in Gefühlen der Fremdheit und Ablehnung aus, die die Interviewpartnerin sowohl den anderen Anwesenden zuschreibt als auch selbst empfindet.

Die Qualität der Sterilität reicht also insgesamt von Reinheit über den damit

398Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 344-354.

399Vgl. ebd., Zeile 9f.

400Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 517-529.

verbundenen fehlenden Geruch bis hin zu sozialer Fremdheit und emotionaler Dissoziation mit der Umgebung. Dieses Beispiel zeigt besonders deutlich die Einheit des Wahrnehmungsraums in ihrer subjektiven und objektiven Bezogenheit.

3.2 Das Münster

Für die alltägliche Nutzung des umgebenden öffentlichen Raums spielt die gotische Kirche vor allem in ihrer äußeren Erscheinung eine Rolle. Eine langjährige Bewohnerin der Stadt berichtet: „Also in’s Münster geh ich ganz selten. Und auf’s Münster noch viel seltener. (...) Das kann man wirklich an einer Hand abzählen.“⁴⁰¹ Die Nutzung des Innenraums ist besonderen Anlässen vorbehalten und schließt sowohl das Besteigen des Kirchturms als auch den Besuch einer Messe oder eines Konzerts ein:

„Und dann, der Klassiker halt: Wenn du Besuch hast, wo jetzt halt zum ersten Mal in Ulm ist, hat man halt immer mal ’ne Tour gemacht, wenn die Leute wollten auch bis aufs Münster hoch.“⁴⁰²

Die Bedeutung des Münsters für die NutzerInnen des umgebenden Stadtraums basiert also vor allem auf seiner äußerlichen leiblichen wie symbolischen Präsenz.

Stärke

Eine Interviewpartnerin berichtet von ihrer Kindheit, in der sie am Münsterplatz wohnte:

„Wenn man so im Schatten des Münsters aufwächst, dann ist das nicht nur irgendein Gebäude, sondern es ist wirklich dann was, was zum Lebensrhythmus dazugehört.“⁴⁰³

Die Präsenz des Münsters beschreibt sie als sehr intensiv; das schattengebende Münster ist dabei weniger positiv assoziiert, da es doch Licht und Sonne nimmt. Gleichzeitig signalisiert es Stärke, was die Verbindung zur Interviewpartnerin als

401Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 254-258.

402Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 306-308.

403Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 490-492.

erlebendem Subjekt als selbstverständlich und unausweichlich, letztlich jedoch als positiv charakterisiert. So wird dem Münster auch eine schützende Stärke zugeschrieben:

„Das Münster, das macht da so ein Beschütze-Ding aus, das zeigt ne starke Vergangenheit und ne Stärke, die Ulm wohl hatte. Und das zeigt schon, dass das sehr mächtig einfach ist, sehr bewachend auch über der Stadt. Und das ist schon eine Befindlichkeit, wo ich mich a) wohl fühl, aber b) auch denk: Wow, ihr habt auch dicke Eier.“⁴⁰⁴

Das Münster wird vom zitierten Interviewpartner als *bewachend* wahrgenommen. Dies konnotiert er mit ambivalenten Befindlichkeiten: Einerseits fühlt er sich damit *wohl*, andererseits sieht er sich einer ostentativen Machtgeste ausgesetzt. Nicht nur durch seine Symbolkraft, auch durch seine Materialität bietet das Münster Schutz:

„IP: Das Münster ist halt gleich daneben, das macht für uns keine Bedeutung, ist halt aber trotzdem da.

I: Und wie ist das, dass das da ist? Also, wenn's nicht da wäre, wie wär's dann?

IP: Kommt drauf an, was dann da wäre. Ob dann so ein flaches [Gebäude, M.K.] oder gar nichts mehr da ist, nur ein großer Platz hier. (...) Ich glaub, wenn da ein anderes Gebäude wäre, dann würden Leute rausgucken, und die sagen dann auch gerne mal was, dass wir weggehen sollen. Weil's ja sozusagen gefühlt zu ihrem Grundstück gehört.“⁴⁰⁵

Hier zeigt sich die Bedeutung der materiellen Dauerhaftigkeit des Münsters als Verlässlichkeit.

Eindruck

Die Ambivalenz von beschützender und kontrollierender Stärke geht in einer Gleichzeitigkeit leiblicher Empfindungen auf und äußert sich in einem Gefühl des Eindrucks wie in einem des Erdrückt-Werdens: „Die ganze Kirche wirkt eigentlich zierlich, obwohl sie ja ein wahnsinniges Gebäude ist“⁴⁰⁶. Im Folgenden vergleicht die

404Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 378-382.

405Interview Joschua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 239-259.

406Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 363-364.

Interviewpartnerin die Raumwirkung des Münsterbaus auf einem Kupferstich mit ihrem subjektiven Raumerleben im Alltag:

„Es gibt ja so einen Mittelalterstich (...), wo das Münster drauf ist und da herumliegend die Häuser. (...) Und da sieht das aus, wie wenn das Münster da drin thront, wie so eine Wahnsinnsglucke, die alles erdrückt. Das ist es ja auch, also es ist ja wirklich ein mächtiges Ding. Aber, wenn man unten läuft, sind die Häuser jetzt ein bisschen höher, obwohl sie im Vergleich zu der Kirche gar nichts sind. Und wenn man so läuft, entdeckt man das nicht so und sieht das auch nicht so, hat auch nicht den Eindruck, dass es erdrückt. Es ist ja schon ein Wahnsinnskoloss.“⁴⁰⁷

Sie erlebt das Münster einerseits als erdrückend, was sie an der Masse des Gebäudes und seiner Unverhältnismäßigkeit zu den umgebenden Gebäuden festmacht, andererseits empfindet sie eine gewisse Leichtigkeit, die sie vor allem auf die Bewegtheit des Gehens zurückführt. Dass das Münster dennoch als etwas Erdrückendes in den Raum ausgreift, zeigt diese Interviewpassage: „Aber je grauer der Nebel hier bei uns, der kann schon schwer auf’s Gemüt schlagen. Besonders dann mit dem Münster, wo ja Dominanz hat, wenn man am Münsterplatz ist.“⁴⁰⁸

Beeindruckend

Höhe, Masse und Bedeutung sind die Eigenschaften des Münsters, die als erdrückend beschrieben werden. Dieselben Eigenschaften jedoch sind es auch, die als beeindruckend empfunden werden: Assoziiert werden historische und kulturelle Bedeutung als innewohnende Machtgeste sowie erbrachte Planungs-, Konstruktions-, Bau- und Gestaltungsleistungen. Dabei lassen sich der durch Höhe und Masse entstehende leibliche Eindruck und die Gewissheit historischer und kultureller Bedeutsamkeit des Bauwerks nicht trennen. Türme fungieren als Machtgeste⁴⁰⁹, Ausdruck von ökonomischer und gesellschaftlicher Geltung, die eine Beziehung zwischen unten und oben herstellen und dazu den einfachen Menschen im Stadtraum

⁴⁰⁷Ebd., Zeile 365-375.

⁴⁰⁸Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 561-563.

⁴⁰⁹Die Intention eines Turmes als Machtgeste zieht nicht automatisch eine entsprechende Rezeption bei NutzerInnen nach sich. Die Aussagen von Gebäuden können auch anders oder umgedeutet werden. Vgl. 4.2.2 Praktiken der Betrachtung des Münsters und des Stadthauses, S. 177.

als ‚unten‘ benötigen.⁴¹⁰ Die Imagination der baulichen und künstlerischen Leistung bezeichnet ein Interviewpartner gar als *Ereignis*, das er persönlich bewundert:

„Ich find’s halt immer nur ein Wahnsinns-bauliches Ereignis (...), weil ich kann mir eigentlich überhaupt gar nicht vorstellen: Das hier haben Leute vor 700, 800 Jahren sich ausdenken können! (...) Eigentlich verrückt, aber es ist einfach schön.“⁴¹¹

Die Betonung der heute unvorstellbaren Konstruktions- und Bauleistungen verweist auf ein Geschichtsverständnis, das Absolutheit verbunden mit Religiosität impliziert. Von der vermuteten Motivation, *das schönste Ding zu bauen*, und dem damit verbundene Aufwand ist der zitierte Interviewpartner zutiefst beeindruckt:

„Und weil das [Münster, M.K.] letztendlich für den Gott, an den ich glaub, auch gebaut wurde. (...) Weil das freut mich einfach, dass.. . Weil ich mein, Gott ist es scheißegal, ob der ’ne Kirche hat oder nicht, der wohnt ja nicht da drin. Aber trotzdem find’ ich’s schön, dass die sich so viel Mühe gegeben haben, um zu sagen: Für unser’n Gott wollen wir das schönste Ding. Und es is’ eben ein beeindruckender Kasten.“⁴¹²

Es sind also erneut verschiedene Bezugsrahmen, die das Erleben des Bauwerks prägen.⁴¹³ Dieser Befund verweist vor allem auf die historische Gerahmtheit des Erlebens.

Neben der Höhe und Masse des Gebäudes verschafft sich dieses auch durch sein Glockengeläut akustische Geltung in der Umgebung. Dieses ist sehr laut und voll, das Zwölf-Uhr-Geläut übertönt für Minuten Unterhaltungen, wie ich im Interview selbst feststellen musste. Die Allgegenwart und Unausweichlichkeit, die dem Münster eigen ist, zeigt sich auch in der akustischen Wirksamkeit der Glocken. So berichtet eine ältere Interviewpartnerin über die Einbindung in ihre Lebenswelt:

„Also ich finde sie schon imposant. Jetzt haben wir sie ja so lange nicht

410Vgl. Werner Bischoff: ‚Das ist ja wohl die Höhe‘. Höhe als Dimension der Geographie und Architektur. In: Jürgen Hasse (Hg.): *Subjektivität in der Stadtforschung*. Frankfurt am Main 2002, S. 115-148.

411Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 48-52.

412Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 904-908.

413Vgl. 4.1.3 Kontextualisierung des Gegensatzpaares Verweilen/Passieren (Rahmungen des Erlebens), S. 158.

gehört, ein paar Jahre, wo sie beim restaurieren waren. Und wo sie dann das erste mal wieder geläutet haben, da sind mir schon die Tränen kommen, muss ich ehrlich sagen.“⁴¹⁴

Entscheidend ist hierbei, dass nicht das Wissen um die Wiederinbetriebnahme der Glocken oder die Vorfreude Auslöser waren, sondern allein die leiblich-sinnliche Wahrnehmung des Klangs. Die Rolle der Glocken knüpft an eine orientierende Funktion an, die den BewohnerInnen bestimmte Ereignisse in der Stadt anzeigten:

„Also meine Mutter zum Beispiel, als sie vor zwei, drei Jahren sehr krank war und nur noch so im Bett lag, war das gerade die Zeit, als beim Münster die Glocken abgestellt waren. Und das hat ihr so gefehlt, dass sie immer gesagt hat: Oh, ich hör keine Glocken mehr, ich hör keine Glocken mehr, was los sei. Und diese Glocken, die passen so ins Leben, auch in den Lebensrhythmus hinein, das glaubt man heute gar nicht, dass man noch auf Glocken hört. Aber diese Münsterglocken, die sind so besonders. Und die haben auch so bestimmte Dinge, wo man einfach weiß, wenn die jetzt *so und so* läuten, dann ist *das*... Es gehört zum Leben irgendwie dazu. Das ist wirklich ein Bezug, den man dann zum Münster über die Glocken eigentlich dann entwickelt.“⁴¹⁵

Das Glockengeläut als akustischer Eindruck geht weit über die visuelle Präsenz des Münsters hinaus. Seine Selbstverständlichkeit und Alltäglichkeit macht ihn nicht unwichtig, sondern umso bedeutender für das Alltagserleben der NutzerInnen.

Mysteriös

Das Ulmer Münster greift als etwas Beeindruckendes und gleichzeitig Erdrückendes in die Stimmung des Platzes aus. In den folgenden beiden Interviewpassagen jedoch werden die Raumqualitäten des Münsters thematisiert. Dass das Münster selbst dabei gar nicht explizit erwähnt wird, zeigt, wie selbstverständlich es die Stimmung des Platzes prägt:

„Und nachts ist er [der Münsterplatz, M.K.] vielleicht etwas – wie könnte

414Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 166-168.

415Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 492-500.

man das sagen? – etwas mysteriöser, nicht im Sinne von komisch, aber ich wüsste jetzt nicht, wie ich's beschreiben soll. Es hat einfach nochmal was großartigeres, weil's dann wirklich ziemlich leer ist, da läuft dann im Prinzip auch niemand mehr drüber. Und dann noch, was wir schon vorher hatten mit den Steinen, das Wärme ist dann irgendwo weg, aber es ist dann einfach nur noch beeindruckend, noch mehr beeindruckend halt, also mehr so mysteriös.⁴¹⁶

Ein wichtiger Punkt für eine beeindruckende Stimmung ist die Abwesenheit von Menschen, deren Bewegung sowie von der Wärme des Tages:

„Also abends sind dann der Abt und die ganzen Gebäude auch ein bisschen beleuchtet und das gibt so 'ne ganz andere Stimmung her, und das ist so wie ein kleines Museum, so ganz still sein. Normalerweise ist es immer so, wenn du Menschen triffst, die laufen immer ganz nah an dir vorbei, begutachten dich auch, aber nachts guckt immer irgendwie jeder weg. Grad hier auf dem Münsterplatz. Hirschstraße is' wieder anders. Und das find' ich so ein bisschen spannend, dass hier nicht viel passiert, was das betrifft, also, dass da nachts gar keine Begegnung stattfindet. Und das ist dieses majestätische, so das Museum Ulms vielleicht.“⁴¹⁷

3.3 Der Vorplatz

Die Raumqualitäten der Freifläche des Münstervorplatzes folgen zwei Ausrichtungen, die von unterschiedlichen Nutzungs- und Bewertungsperspektiven der InterviewpartnerInnen zeugen. So erleben einige InterviewpartnerInnen den Platz als ungemütlich und kahl und somit als unattraktiv für einen Aufenthalt. Diese InterviewpartnerInnen legen Gemütlichkeit als Maßstab für soziale und gesellschaftliche Handlungspotenziale an. Gemütlichkeit ist dabei, so Brigitta Schmidt-Lauber, als gesellschaftlich kodierte Emotion zu verstehen, die sowohl als Empfindung als auch als Attribut zu Tage tritt.⁴¹⁸ Individuelle Ausprägungen einer Vorstellung von Gemütlichkeit sind zu sehen, die übergreifende Linie folgt jedoch einer gesellschaftlichen Prägung. So gibt es niemanden, der oder die den Vorplatz

416Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 708-714.

417Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 699-707.

418Vgl. Schmidt-Lauber 2003.

gemütlich findet. Ungemütlichkeit setzen die InterviewpartnerInnen hingegen vor allem mit Kahlheit gleich. Andere erleben den Platz als weit und ruhig und empfinden ihn aus ihrem Blickwinkel als angenehm und attraktiv. In dieser Perspektive steht keine Erwartungshaltung der Gemütlichkeit im Vordergrund, die Nutzungsweise ist nicht auf soziale Kontakte ausgerichtet, sondern auf ein kontemplatives, explizites Erleben einer als ästhetisch empfundenen Umwelt.

Ungemütlichkeit, Kahlheit

Die Verwendung des Attributs *ungemütlich* impliziert eine gesellschaftlich gerahmte Bandbreite von Merkmalen, die subjektive Ausgestaltungen erfahren. Damit sind für eine Interviewpartnerin Merkmale der Kahlheit verbunden:

„IP: Vielleicht ist es einfach nur dieses Graue in Grau. Es ist einfach diese Platten, es gibt dann zwar hier noch einen Brunnen, aber der ist auch ein bisschen lieblos, klein. und die Bänke außen rum, einfach auch nicht sehr einladend.

I: Inwiefern?

IP: Es ist alles sehr kahl. Das lädt nicht ein. Ja. Da gibt's wirklich andere Plätze in Ulm.

I: Was müsste der Platz haben, damit Du ihn einladend finden würdest?

IP: Der Platz ist ja eine große weite Fläche. Vielleicht auch einfach mehr Sträucher, bisschen mehr Natur oder gemütlichere Ecken. Aber so finde ich ihn einfach ungemütlich. Es ist einfach ein grauer Platz und es ist einfach immer windig. [lacht] (...) Also ich glaube, ich würde mich jetzt einfach nie mit jemandem hier so verabreden, um sich einen gemütlichen Nachmittag zu machen.“⁴¹⁹

Materialien, Steinplatten, die Farbe *grau*, die weite Fläche des Platzes und das vom Wind geprägte Mikroklima verdichten sich zu Ungemütlichkeit. Diese bezieht sich jedoch nicht nur auf materielle Rahmenbedingungen, sondern auch auf gesellschaftliche und soziale. Subjektive Handlungspotenziale werden hier nicht an objektiv vorhandenen oder fehlenden Gegenständen oder Angeboten gemessen, sondern an den Raumqualitäten. Dass diese weichen Qualitäten grundlegend für die

⁴¹⁹Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 251-279.

Entscheidung über einen Aufenthalt sind, bringt ein anderer Interviewpartner sehr deutlich zum Ausdruck:

„Also für mich ist der Münsterplatz kein warmer Ort, wo ich gern bin. (...) Münster ist für mich nicht so lebendig. Das liegt an vielen Faktoren, aber irgendwie ist das für mich auch zu zugig. Kann ich Dir nicht sagen, warum, das ist einfach nicht mein Platz.“⁴²⁰

Die Größe der Fläche wird mit einer umfassenden Abwesenheit assoziiert: „(...) und auf dem Münsterplatz ist halt generell nichts.“⁴²¹ Im folgenden Interviewzitat wird dieses *Nichts* des Münsterplatzes durch die Beschreibung eines gegensätzlichen ‚Etwas‘, das man in den Gassen finden könne, klarer:

„Die [Gassen, M.K.] sind intimer [als der Platz, M.K.]. Du fühlst dich irgendwie geborgener, sag ich jetzt mal. Es ist überschaubar, es gibt viele verschiedene Sachen zum Gucken, es gibt viele verschiedene Häuser, viele Baustile, es gibt andere Beläge, es gibt andere Menschen, die man da sehen kann. Ich finde es interessanter, abwechslungsreicher. Der Platz ist ein Platz. Er hat das Münster natürlich, aber es ist [in den Gassen, M.K.] einfach unterhaltsamer.“⁴²²

Die thematisierte Abwesenheit wird auch als Abwesenheit von Menschen, als Leere, empfunden:

„Erstaunlicherweise ist in dem Moment, wo es Nacht oder Abend ist, wo die Geschäfte schließen, der Münsterplatz wie ausgestorben. Obwohl man jetzt denkt, das ist der Münsterplatz, und das ist mitten in der Stadt und ist der pulsierende Ort. Wenn die Geschäfte schließen, verlagert sich das ganze Leben in die Altstadt. Also jedes Lokal in der Altstadt ist knallevoll und am Münsterplatz ist gähnende Leere.“⁴²³

Mit Ungemütlichkeit und Kahlheit geht subjektiv empfundene Bedeutungslosigkeit einher, die auch an der Abwesenheit naturhafter Elemente und Farben festgemacht wird. Für eine Interviewpartnerin liegt diese vor allem im Fehlen eines ihr vertrauten Baums: „Natur, das ist hier ja gar nicht, es ist halt platt betonierte. Also ich finde, es

420Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 114-119.

421Interview Joschua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 1001.

422Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 687-692.

423Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 665-670.

gibt nichts Wichtiges. Also der Baum war wichtig, aber der ist ja weg, wie gesagt.“⁴²⁴ Eine emotionale Verbindung zu dem *platt betonierten* Platz scheint für die Interviewpartnerin unmöglich, wohingegen ein besonderer Baum als lebendiges Objekt für sie Bedeutung besitzt. Auch das Fehlen von Gegenständen wird als Grund für subjektive Bedeutungslosigkeit genannt: „Das hat für uns keine so wirkliche Bedeutung. Das ist halt ein Platz, wo nichts drauf ist.“⁴²⁵

Weite, Ruhe

Die Fläche des Vorplatzes und ihr Bezug auf die Dimensionen des Münsters sind auch Grundlage für das Erleben räumlicher Weite. Eine Interviewpartnerin mag „das Münster und die Weite. Also einfach die Größe von all dem.“⁴²⁶ Die Höhe des Münsters korrespondiert hier mit der *Größe* des Platzes. Die Wirkung räumlicher Weite wird durch den Gegensatz zur Platzrandbebauung aus der Nachkriegszeit, die von einer Baumreihe verdeckt ist, noch verstärkt:

„Das ist vielleicht auch ein Grund, dass ich immer zum Münster guck, weil irgendwie mit den Bäumen, da wird's auf einmal wieder so eng, weißt du? Und das Stadthaus, obwohl's stilistisch vielleicht nicht reinpasst, passt's vielleicht irgendwo doch rein, weil ich es zum einen gewohnt bin und weil's irgendwie nicht so eng ist, einfach vom Baustil. Alles ist weiß, das hat irgendwie auch so 'ne Weite und so 'nen Raum.“⁴²⁷

Von einer Position am Platzrand aus wird die Ausrichtung auf Münster und Vorplatz als Moment der Weite erfahren, wohingegen die Ausrichtung auf die Platzrandbebauung im Nordwesten mit den schmalen, giebelständigen Fachwerkbauten und der davor befindlichen Baumreihe ein Gefühl der *Enge* hervorruft.

Die Qualität der Weite und Ruhe bedeutet auch akustische und kybernetische Ruhe. Für die älteren InterviewpartnerInnen steht diese stets mit der Neugestaltung des Münsterplatzes und der damit verbundenen Auslagerung des motorisierten Verkehrs

424Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 495-497.

425Interview Joshua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 79f.

426Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 1066f.

427Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 484-490.

in Zusammenhang:

„Das war hier nämlich ein Riesen-Parkplatz. Und die Autos, die sind da fleißig immer rumgefahren und haben da natürlich nach einem Parkplatz gesucht. Und durch diese Neugestaltung des Münsterplatzes ist natürlich eine unheimliche Ruhe eingekehrt.“⁴²⁸

Durch den fehlenden motorisierten Verkehr treten heute andere Merkmale des Platzes hervor, wie beispielsweise das Plätschern des Brunnenwassers auf dem Vorplatz:

„Ach ja, da ist, da [am Brunnen, M.K.] ist es auch nicht ganz so zugig. Hier das ist also so quer rüber, das ist also eine bisschen windgeschütztere Stelle. (...) Und es ist halt irgendwie das Plätschern und so, das ist irgendwie beruhigend.“⁴²⁹

Auch individuelle Bewegungsfreiheit und damit verbundene Koordinationsleistungen werden als kybernetische Ruhe empfunden, die die Weite und Großflächigkeit des Platzes ermöglichen: „[D]er Platz ist eigentlich riesig und man hat eigentlich nie das Gefühl, dass man jetzt jemanden stören würde oder jemandem im Weg wäre.“⁴³⁰ Vor allem nach als beengend empfundenen Phasen ist die Ruhe des Platzes besonderes spürbar:

„Also ich finde es immer sehr wohltuend, wenn der Weihnachtsmarkt aufgeräumt wird oder weg ist und dann steht hier nur noch eine ganz große schöne Tanne. (...) Dann ist es auf dem Platz leer und es ist relative Ruhe im Gegensatz zu dem ganzen anderen Getümmel da vorher.“⁴³¹

Die Qualität der Ruhe wird auch als Handlungspotenzial erlebt:

„Das ist einfach ein großer Platz, wo man Leute beobachten kann, die da vorbei laufen und man kann dann hinsitzen und einfach in die Weite gucken. Weil meistens in der Stadt hab ich nicht so 'nen weiten Blick wie über den Münsterplatz. Da kann man dann einfach seine Ruhe haben.“⁴³²

Derselbe Interviewpartner sieht die Ruhe auch als Aufforderung für Handlungen:

428Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 190-192.

429Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 148-150.

430Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 610-612.

431Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 861-865.

432Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 6-9.

„Also ich hock’ dann auch manchmal dran und bete dann beispielsweise auf dem Münsterplatz. (...) Einfach so die Ruhe, das verleitet einen manchmal dazu.“⁴³³

3.4 Der Wind

Aus einer Perspektive, die sich mit dem Erleben von Stadträumen beschäftigt, sind alle Präsenzen als gleichbedeutend zu behandeln. Dass es leichter fällt, die semiotischen und leiblichen Wirkungen von Gebäuden zu interpretieren, liegt in den wissenschaftlichen Diskursen begründet. So kann bei der Interpretation eines Bauwerks auf eine kunstgeschichtliche wie architektursoziologische Tradition und deren Literatur zurückgegriffen werden. Wind und Wetter sind bis dato vor allem als rein meteorologische Phänomene bekannt. Dabei liegt die Verbindung von Wetter und räumlichen wie individuellen Stimmungen sehr nahe: Es sind die gleichen Attribute, die jeweils für ihre Beschreibung benutzt werden: trüb, heiter, strahlend etc.⁴³⁴ Diese Analogie zwischen Wetter und Raumqualitäten erfordert eine Interpretationsperspektive, die Wetterereignisse nicht als meteorologische Tatbestände betrachtet, sondern vor allem als leiblich-sinnlich erfahrene wie kulturell gerahmte, raumwirksame Merkmale. Zentral für diese ist, dass sie

„(...) dabei gerade nicht einfach als Fakten beziehungsweise als objektive Qualitäten angesehen werden, sondern in ihrem ekstatischen Charakter erfahren. So werden [sic!] der Wind als Partner leiblicher Kommunikation, der einen angreift, gegen den man sich stemmen muss, der einen aufregt oder unruhig macht. So wird die Sonne als mild oder stechend oder als strahlend erfahren.“⁴³⁵

Zur leiblich-sinnlichen Präsenz kommt die semiotische Dimension, welche im kollektiven Wissen um den Wind und seinen Deutungen besteht.

433Ebd., Zeile 449-453.

434Vgl. Böhme 2011.

435Ebd., S. 165.

Zugige Kälte als Alleinstellungsmerkmal

Die InterviewpartnerInnen thematisieren den Wind einerseits als Temperatureindruck, andererseits als Wahrnehmung eines Luftzuges:

„Im Winter ist es richtig widerlich hier. Also wir sind viel unterwegs, haben auch so nen kleinen Klappstand, vergleichbar mit so nem Obststand auf dem Markt. Und da haben wir eine Heizbombe drin. Wir haben am Anfang mal hier [nördlicher Münsterplatz, M.K.] nen Stand aufgemacht, die ganze Kundschaft natürlich da, aber das zieht richtig. Und wenn du dann acht Stunden rumstehst oder sieben, das ist schon bitterkalt. Und das ist weiter unten dann wesentlich besser.“⁴³⁶

Der zitierte Interviewpartner betont gleichzeitig, dass diese Witterung vor allem auf dem Münsterplatz besonders intensiv sei. Das Erleben von zugiger Kälte spitzt sich im städtischen Kontext auf dem Münsterplatz zu; als kollektiver Wissensbestand:

„Das ist auf der anderen Seite also auch 'ne Sache, die jeder Ulmer weiß, wenn man also jetzt es besonders kalt möchte in der kalten Jahreszeit, dann stellt man sich auf den Münsterplatz, weil hier zieht's eigentlich immer.“⁴³⁷

Diese Aussage scheint klar und unfehlbar zu sein. Der Wind wird als alleiniges Merkmal des Platzes in Abgrenzung zu umgebenden Stadträumen herausgestellt: „Und hier [auf dem Münsterplatz, M.K.] windet's oft sehr stark einfach, also das finde ich krass. Also wenn's nirgends irgendwie arg windet, windet's hier halt wie die Sau.“⁴³⁸ Die InterviewpartnerInnen betrachten den Wind als Distinktionsmerkmal zu anderen Stadträumen.

Das Gros der mit der Kälte des Windes thematisierten Befindlichkeiten ist negativ:

„Das Einzige, was definitiv immer extrem ätzend ist, ist dass es hier immer extrem zieht. Also wenn mal Wind ist, dann zieht's hier immer.

436Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 746-751.

437Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 270-272.

438Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 159f.

Und er [Münsterplatz, M.K.] bietet halt auch [keinen Schutz, M.K.].⁴³⁹

Eine solche oder ähnliche Haltung zeigt fast die Hälfte der InterviewpartnerInnen, die als Antwort auf die Interviewfrage, was ihnen am Platz nicht gefalle, den Wind nannte:

„I: Und jetzt vielleicht nochmal abschließend: Was mögen Sie am Münsterplatz und was mögen Sie nicht am Münsterplatz?

IP: Den Wind mag ich nicht. Die Tauben mag ich nicht.⁴⁴⁰

Intensivierend

Wind tritt im Interviewmaterial als Verstärker von Qualitäten des Raumerlebens, emotionalen Ortsbindungen, subjektiven Befindlichkeiten und sinnlichen Eindrücken auf. So wird beispielsweise die Kälte des Windes vor allem mit ohnehin schon kühlen Temperaturen in Zusammenhang gebracht. Auch olfaktorische Aspekte des Erlebens werden intensiviert, indem der Wind für ihre Verbreitung verantwortlich gemacht wird: „Riecht so nach Wasserfrische, so, immer wenn der Wind weht.“⁴⁴¹ Das Wehen des Windes als bewegte Luft bedeutet ein intensiviertes Erleben von Gerüchen:

„IP: Du riechst von morgens bis abends nur noch Zwiebel, Bratwurst, Sauerkraut, also was das mit dem Weihnachtsmarkt zu tun hat, das weiß ich auch nicht, aber das finde ich schon sehr unangenehm.

I: Das riecht man bis zu Ihnen da hinter?

IP: Teilweise ja. Morgens, wenn dann noch Wind geht sowieso.⁴⁴²

Nicht nur Gerüche, auch subjektive Befindlichkeiten sind es, die die InterviewpartnerInnen stets mit dem Wind kontextualisieren. Das Interviewmaterial zeigt Korrelationen zwischen Schwäche oder Ausbleiben des Windes und positiven Ortsbindungen, wie Geborgenheit. Gefühle der Fremdheit gegenüber dem Stadthaus gehen mit einer angenommenen Verstärkung der Windintensität einher: „Als das Stadthaus noch nicht da war, war’s [der Wind, M.K.] nicht ganz so schlimm, heißt’s.

439Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 115-118.

440Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 924-927.

441Interview Joshua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 232.

442Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 196-201.

Das sind die alten Ulmer, die kennen sich hier aus.“⁴⁴³ So betonen die InterviewpartnerInnen umgekehrt bei der Beschreibung emotional positiv bewerteter Stellen auf dem Platz die Schwäche des Windes: „Schön find’ ich dann doch wiederum diese Ecken hier (...) An was das liegt, warum ich das gerne hab, weiß ich nicht, hier zieht’s auf jeden Fall nicht. [lacht] Das ist das wichtigste.“⁴⁴⁴ Auch eine andere Interviewpartnerin schreibt einer Stelle, an der sie sich gerne aufhält, zu, windgeschützt zu sein:

„Irgendwie sitzt es sich auf Treppen immer ganz gut, also gibt’s ja eigentlich keinen so einen richtigen Grund dafür. Und man hat irgendwie so einmal alles im Blick. [lacht] Und manchmal ist es hier ein bisschen windstill, also wenn’s nicht zu brutal ist. Genau.“⁴⁴⁵

Allgegenwart

Im Erleben der InterviewpartnerInnen ist der Wind ein ubiquitäres Merkmal des gesamten Platzareals. Sie empfinden ihn als Qualität der Allgegenwart:

„Man baut schon eine Beziehung auf zum Platz, ich habe schon viel miterlebt. Und wenn’s dann recht stürmisch ist... oder recht heiß, dann sind wir froh, dass ein Lüftle geht. Weil ein Wind geht ja immer auf dem Platz, und wenn es bloß ein kleiner ist.“⁴⁴⁶

Die Allgegenwart des Windes wird hier in allen Nuancen beschrieben. Als Alleinstellungsmerkmal des Platzes, als allgegenwärtiges Phänomen, wird der Wind zu einem alle Bereiche des Platzes verbindenden Element. Darüber hinaus dient er als Metapher der Intensivierung für emotionale Befindlichkeiten. Der Wind wird trotz seiner Immaterialität leiblich-sinnlich gespürt, ist selbst jedoch nicht materiell präsent.

443Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 207f.

444Ebd., Zeile 155-159.

445Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 383-385.

446Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 168-171.

3.5 Das Stadthaus

Das 1993 errichtete Stadthaus ist das Ergebnis einer langen Diskussion über die Bebauung des Münsterplatzes nach dem Abriss des Barfüßerklosters 1879. Neben der intendierten städtebaulichen Funktion beinhaltet das Stadthaus unter anderem Ausstellungs- und Veranstaltungsräume, ein Caférestaurant und die Touristeninformation. Wie auch das Münster ist es vor allem von außen für den umgebenden Stadtraum wirksam, was unter anderem in seiner städtebaulichen Funktion gründet. Die Nutzung der Innenräume durch die InterviewpartnerInnen ist sehr unterschiedlich: Manche gehen nie hinein, andere frequentieren das Caférestaurant oder die Ausstellungsräume häufig. Durch die Transparenz der Gebäudeaußenhaut und die Möglichkeiten unter dem Gebäude hindurchzugehen⁴⁴⁷, ist der Innenraum des Stadthauses im öffentlichen Raum auch dann präsent, wenn die NutzerInnen das Gebäude nicht betreten. Darin unterscheidet es sich maßgeblich vom Münster. Die städtebauliche Funktion des Gebäudes als gliedernde Bauskulptur und die Idee des Stadthauses als Treffpunkt der Stadtgesellschaft widersprechen sich aus der Perspektive einer Interviewpartnerin:

„Es ist viel umbauter Raum, aber wenig Nutzung innerhalb möglich. (...) Es sieht riesig groß aus, aber auf der einen Seite ist die Wirtschaft [das Caférestaurant, M.K.], auf der anderen Seite ist in dem Riesenteil von Bau ein kleiner Veranstaltungsraum drin. Und das finde ich einfach schade, man hätte da vielleicht doch mehr Nutzen machen können, aber... das ist die Moderne vielleicht. [lacht]“⁴⁴⁸

Das Stadthaus ist trotz seiner Auffälligkeit als Bauskulptur kein Aufmerksamkeitsfokus des Platzes, so, wird es doch in den Interviews meist als nebensächlich beschrieben oder nur auf Nachfrage erwähnt. Es wird qualitativ nicht als stark oder beeindruckend wahrgenommen wie das Münster:

„Also da find’ ich das Stadthaus irgendwo noch schön. Das ist irgendwo schön und trotzdem schlicht, weil’s einfach nur weiß ist und irgendwo auch ruhig, Also, blöd gesagt, das hält einfach den Mund und steht da

447Vgl. 2.1 Der Ulmer Münsterplatz – eine Situationsbeschreibung, S. 19.

448Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 808-816.

blöd rum.“⁴⁴⁹

Die hier attestierte Zurückhaltung ist vor allem in Relation zum sehr dominanten Münster zu sehen.

Fremdheit, Kälte, Ahistorizität

Die GegnerInnen des Stadthauses propagierten bereits während der Entscheidungsphase die Fremdheit des Bauwerks, das sie „Gasometer“ oder „Waschschüssel Gottes“⁴⁵⁰ nannten. Aber auch vielen InterviewpartnerInnen, die heute eine neutrale oder positive Haltung zum Stadthaus einnehmen, erscheint es als Fremdkörper:

„Es sieht wie ein Boot aus. Es gibt diese terrassenartigen Übergänge im zweiten Stock und die Leute laufen dort herum. Es sieht aus wie ein Boot: Man sieht nur die Brücke und die gehenden Leute.“⁴⁵¹

Neben Fremdheit wird auch Kälte als Qualität thematisiert: „Das Stadthaus ist auch eher mit der neuen Architektur eher ’ne kalte Geschichte, vom Empfinden her.“⁴⁵² Auch ein anderer Interviewpartner beurteilt das Stadthaus als fremd und kalt:

„Mich stört nicht, dass es architektonisch hier nicht reinpasst. Es ist einfach ein kaltes Gebäude. Das hätte man bestimmt farbenfroher machen können. Optisch find ich’s gut gemacht, ob es jetzt neben dem Münster stehen muss ist die andere Frage. Es stört mich jetzt an sich nicht, aber es unterstreicht natürlich die Kühllheit der Stadt oder des Platzes. (...) Aber ansonsten ist es jetzt nichts so, wo sich jemand wohlfühlt, im Gebäude. Ich weiß nicht, ob da ein Fachwerk hin müsste. Wenn’s ganz weg wär’, wär’s auch schade.“⁴⁵³

Hier zeigt sich auch, dass die Bewertung des Stadthauses als fremd und kalt sehr stark in Abgrenzung zum Fachwerk als dem vermeintlich traditionellen Gestaltungsmuster

449Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 911-915.

450Dieses und das vorhergehende Zitat: Manfred Sack: Bleibt Ulm Ulm? Seit Hundert Jahren versucht die Stadt, dem Münsterplatz eine würdige Fassung zu geben. DIE ZEIT, 18.9.1987, Nr. 39.

451Interview Martti Korhonen vom 31.5.2010, Zeile 180-183.

452Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 148f.

453Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 362-372.

der Stadt gesehen wird, das die Messlatte bildet. Der Kontrast zwischen den beiden Baustilen wird weniger als Bereicherung wahrgenommen denn als Störung des traditionellen Stils durch den zeitgenössischen.

Mit dem Stadthaus verbinden die InterviewpartnerInnen Befindlichkeiten der Fremdheit, die sich in der Empfindung von Kälte, mangelndem subjektiven Wohlgefühl, aber auch in Weite und Klarheit zeigen. Verbunden damit tritt eine Unsicherheit hervor, die die InterviewpartnerInnen oft kein eindeutiges ästhetisches Urteil zum Stadthaus abgeben lässt:

„Also ich fand es [das Stadthaus, M.K.] erst komisch, will nicht sagen, scheußlich, aber ich fand es sehr seltsam. Inzwischen finde ich es richtig und gut. Was mich ein bisschen stört, sind die gewächshausmäßigen Aufbauten da oben. [lacht] (...) Ich finde, sie wären entbehrlich, das hätte man anders gestalten können. Aber gut, ich bin kein Architekt, die haben besondere ästhetische Betrachtungen.“⁴⁵⁴

Die Interviewpartnerin fällt kein eigenes Urteil, sondern überlässt dies den ArchitektInnen, die sie für ExpertInnen dieses Feldes hält, deren Urteile für sie eher fremd und wenig nachvollziehbar sind. Auch ein anderer Interviewpartner erläutert einen Wandel seiner ästhetischen Wahrnehmung des Bauwerks. Er berichtet, wie sich seine Bewertung des Gebäudes zu einer neuen Perspektive verschob, die er sich durch die Aneignung von Wissen erschlossen hat:

„Ich bin nicht unvoreingenommen, ich [habe, M.K.] mir viel angelesen über den Platz und die Gestaltung und die Architektur. Zum Beispiel stellt der Bodenbelag eine Verbindung zwischen Stadthaus und Münster her und das Rötliche im Granit korrespondiert mit den roten Steinen des Münsters. Viele frotzeln immer so rum, und sagen, dass man das da einfach so hingebaut hätte, aber das ergibt jetzt alles Sinn und deswegen gefällt es mir.“⁴⁵⁵

In der Eingangsäußerung des Interviewpartners, er sei *nicht unvoreingenommen*, zeigt sich die verbreitete Vorstellung, dass ästhetisches Erleben einen Charakter der Vorerfahrung hat, also gleichsam als direkte Betroffenheit stattfinden könne. Dies

454Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 773-780.

455Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 11-16.

widerlegt der Interviewpartner jedoch mit seiner Aussage selbst. Er beschreibt, wie sich sein ästhetisches Empfinden für das Stadthaus mit der Aneignung von kognitivem Wissen veränderte. Auch die Entwicklung gleichgültiger Haltungen zum Stadthaus, die als Gewöhnung beschrieben werden, weisen auf die kognitive Rahmung ästhetischer Bewertung hin:

„Ich habe immer ganz lange das Stadthaus als hässlich empfunden, aber sonst ist es mir mehr oder weniger egal. (...) Das hat mich eigentlich immer gestört und jetzt steht es halt einfach da. Da habe ich mir eigentlich nie wieder Gedanken drüber gemacht.“⁴⁵⁶

Eine andere Interviewpartnerin drückt es so aus: „Ja, ja, jetzt hab ich meinen Frieden mit dem Stadthaus geschlossen.“⁴⁵⁷ Diese Gleichgültigkeit, die sich aus einer Abneigung entwickelte, verweist sehr stark auf den zeitlichen Kontext des Diskussionsprozesses. Wenn Personen gegen den Bau des Stadthauses sind, lehnen sie es auch ästhetisch ab. Je mehr die Brisanz dieser Diskussion verblasst, lässt auch die ästhetische Abneigung nach. Sowohl die heutige Akzeptanz und ästhetische Zustimmung als auch die damalige Ablehnung sind stark an kognitive Prozesse gebunden. Auch an diesem Beispiel zeigt sich, wie die Wahrnehmung und ästhetische Einschätzung eines Gebäudes von kulturellen Rahmenbedingungen abhängig ist, die kognitiv erworben werden können.⁴⁵⁸ Pierre Bourdieus Kontextualisierung von Geschmack und Milieu⁴⁵⁹, die in der heutigen Lebensstilforschung fortgeführt wird, ist für den Bereich der Architektur virulent, wird hier jedoch nicht mit Milieu, sondern Berufsstand verbunden.⁴⁶⁰ Bemerkenswert ist hier die Auffassung von Architektur als „professioneller Ästhetik“, die einem „Laiengeschmack“⁴⁶¹ gegenüber gestellt wird.

456Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 50-55.

457Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 1039.

458Vgl. 4.1.3 Kontextualisierung des Gegensatzpaares Verweilen/Passieren (Rahmungen des Erlebens), S. 158.

459Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1987 (original 1979).

460Vgl. z.B. Riklef Rambow: Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur. Münster/New York 2000.

461Dieses und das vorhergehende Zitat: Wulf Tassin: Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack. Wiesbaden 2008.

3.6 Die Anwesenden

Im Folgenden sind alle Raumqualitäten beschrieben, die sich auf die Anwesenheit anderer Menschen im Stadtraum beziehen. Diese Qualitäten lassen sich zunächst in zwei Kategorien unterscheiden: erstens das Erleben der Anwesenheit anderer Menschen als bloße Umgebung, als Dynamik oder Dichte, die noch nicht auf Formen der sozialen Interaktion verweisen, sondern eher physisch-räumlicher Art sind; zweitens das Erleben der Anwesenheit Anderer als potenzieller InteraktionspartnerInnen, das als passiver Kontakt stattfindet. Sehen und Gesehen werden als Anonymität und Möglichkeit gegenseitiger Aufmerksamkeit stehen hier im Fokus. Der Mensch selbst oszilliert somit zwischen einem Status als Umweltobjekt und dem eines sozial und leiblich bedeutsamen Kommunikationspartners, zwischen „Mitmensch und Dingmensch“⁴⁶².

Dichte, Dynamik

Die Qualität der Dichte beschreibt das Erleben der Anwesenheit anderer Menschen bzw. auch der Intensität dieser Anwesenheit. Die Menschen werden dabei nicht als Individuen, sondern als (homogene) Masse wahrgenommen: „Das Phänomen, das man halt hier ganz massiv sieht, wenn’s Wetter gut ist (...), dass halt auf einmal die Leute wirklich raus strömen, aber das dann wirklich geballt.“⁴⁶³ Eine Menschenmenge wird jedoch nicht nur als kalkulierbar und durch Ereignisse gesteuert betrachtet, sondern auch als unberechenbar und überraschend:

„Man kann nie sagen, es ist nichts los. Wenn ich jetzt nachher hochgehe, kann der ganze Münsterplatz leer sein. Das bedeutet überhaupt nicht, dass nichts mehr los ist heute. Das sagen die alle in den Geschäften: Das geht von einer Minute auf die andere, und alles ist voll. Keine Ahnung, wo die herkommen. Das sind aber nicht immer nur Touristen.“⁴⁶⁴

462Jürgen Funke-Wieneke: Sich Bewegen in der Stadt. Eine Besichtigung mit Maurice Merleau-Ponty. In: Ders./Gabriele Klein (Hg.): Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2008, S. 75-98, hier S. 84.

463Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 874-877.

464Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 520-524.

In vielen Interviewzitate(n) wird eine lockere Dichte und die damit verbundenen Handlungsmöglichkeiten als positiv beschrieben. Wird die gefühlte Intensität der Menschenmenge zu hoch, so kann dies auch störend werden. Eine zu hohe Dichte wird als „zu voll“⁴⁶⁵ und „zu stressig“⁴⁶⁶ beschrieben: „Die sind dann halt zu viele. Es ist zu laut, es ist ungemütlich, es ist zu viel Bewegung. Da will man nicht wirklich bleiben.“⁴⁶⁷

Die bereits beschriebene Dichte einer Menge von Menschen hat auch eine kybernetische Dimension. Ein Interviewpartner beschreibt eine solche Dynamik, die durch die Anwesenheit vieler Menschen entsteht: „Das ist einfach so. Hier [nördlicher Münsterplatz, M.K.] pulsiert auch eher das Leben, (...) da sind viele Punkte, die den Platz einfach wiederum (...) noch spannender machen.“⁴⁶⁸ Eine andere Nuance der Dynamik ist die Koordination der Körper als soziale Kontextualisierung:

„Begegnung hast du viel, du hast viele Leute, die sich hier treffen, dann hast du viele Armumschlingungen, wie im Bahnhof im Prinzip. Vielleicht ist das Münster auch ein Bahnhof und man hat’s noch nicht entdeckt. Also ich glaub das ist wirklich der Treffpunkt schlechthin, wenn man irgendwohin möchte, aber nicht der Verweil-Platz.“⁴⁶⁹

Über den Gegensatz zum Verweil-Platz kommt eine Negativierung der Bewegung zustande. Bezeichnungen des Platzes als *Bahnhof*, „Verkehrsknotenpunkt“⁴⁷⁰, „Fußgängerüberführung“⁴⁷¹ oder „begehbare Kreuzung“⁴⁷² werden in diesem Zusammenhang oft genannt. Sie reduzieren Dynamik auf eine funktionale Dimension, der die Möglichkeit ästhetischen Erlebens und des damit verbundenen Verweilens abgesprochen wird.

465Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 608.

466Ebd., Zeile 680.

467Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 1072f.

468Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 128-130.

469Ebd., Zeile 770-773.

470Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 818.

471Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 570.

472Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 731.

Anonymität, gegenseitige Aufmerksamkeit

Das Erleben der Anwesenheit von Menschen als potenzielle InteraktionspartnerInnen geht mit dem Empfinden einher, als Subjekt Teil der Menge (unbekannter Menschen) zu sein. Diese Qualität der Anonymität impliziert, dass andere Menschen anwesend sind, zu denen passiver Kontakt besteht, der als das ausschlaggebende Merkmal öffentlicher Räume gesehen wird.⁴⁷³ Im öffentlichen Raum haben Individuen die Möglichkeit, Menschen, die persönlich, sozial oder kulturell fremd sind, aus der Distanz zu betrachten und sich so über sie zu informieren:

„Wenn jemand ein bisschen Leben verspüren will oder sich einsam fühlt und ein bisschen unter Menschen sein möchte, dann ist das hier der einfachste Platz, weil man hier relativ unauffällig sitzen kann, relativ anonym ist und trotzdem unter Menschen. Da gibt es wahrscheinlich einige Plätze, aber auch auf dem Münsterplatz, dass man eigentlich am Leben teilnehmen kann.“⁴⁷⁴

Anonymität bietet also eine unverbindliche Form der Kontaktaufnahme, die das Individuum vor zu großer, eventuell ungewollter Nähe schützt. Sie wird dabei auch als typische Qualität eines Platzes betrachtet:

„Das gehört schon dazu. Dass da einfach Leute sind, dass sich was bewegt und trotzdem ist man alleine. Das ist ja das tolle irgendwo an großen Plätzen: Man ist mittendrin und keiner kennt dich und du bist trotzdem anonym.“⁴⁷⁵

Wird der Platz als voll von Menschen beschrieben, korrespondiert auch hier eine innere mit einer äußeren Anonymität. Diese Anonymität ermöglicht die gemeinsame Anwesenheit einander Unbekannter.

Aufmerksamkeit bedeutet, dass potenziell jedeR Anwesende sowohl ZuschauerIn als auch DarstellerIn sein kann. Das Sehen und Gesehen werden wird dabei bereits in seiner Möglichkeit raumwirksam. Eine Interviewpartnerin, beschreibt die Perspektive der Zuschauerin:

473Jan Gehl: *Life Between Buildings. Using Public Space*. Kopenhagen 2010, S. 15.

474Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 308-314.

475Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 737-739.

„Also es sind ja wirklich immer so Dinge, die hier wahrgenommen werden können, also gerade dass hier irgendwelche Straßenmusikanten sitzen (...) Und selbst solche Dinge wie jetzt so ein Bagger, was ja eigentlich stört prinzipiell, ist aber trotzdem Leben hier. Hier ist immer... Hier pulsiert wirklich das Leben! Es ist immer irgendwas los und hier sind auch manchmal so ganz ausgeflippte Leute [lacht]. Und wieder dann Familien, die sich hier mit ihren Kindern vor's Münster stellen und sich einfach fasziniert umschauen. Irgendwas findet hier immer statt und dadurch ist es auch immer unterhaltend. Es kann laut sein, aber es kann auch einfach interessant sein. Also es passiert einfach was, was es nie langweilig macht, hier auf dem Platz zu stehen.“⁴⁷⁶

Bei den beschriebenen Ereignissen handelt es sich nicht um organisierte Unterhaltung im Sinne von Veranstaltungen, sondern um zufälliges, alltägliches Geschehen, das nicht explizit der Unterhaltung dient. Die Art der Ereignisse kann dabei sehr unterschiedlich sein. Ein anderer Interviewpartner erläutert, was für ihn beim Zuschauen zentral ist:

„Der eine ein bisschen dicker, der andere ein bisschen komisch angezogen... Und ich hock da auch oftmals hier und denke mir halt: Okay, was könnte das jetzt für ein Typ sein? Wieso zieht der sich so an? Wieso läuft der so komisch rum?“⁴⁷⁷

Es werden Gemeinsamkeiten und Abgrenzungen zur eigenen Person oder Gruppe vorgenommen oder beobachtete Ausdrucksformen auf die Verwendbarkeit für die eigene Lebenswelt geprüft.

Aktivitäten und deren Attraktivität werden als Qualitätsmerkmal öffentlicher Räume beschrieben.⁴⁷⁸ Dabei wird auch davon ausgegangen, dass Aktivitäten bzw. das Vorhandensein eines Publikums einen Kreislauf in Gang setzen, der zu einer Zunahme von Menschen und passiver Kommunikation führt. Dies zeigt sich auch für den Münsterplatz: „Man [geht, M.K.] da gerne, da ist Leben.“⁴⁷⁹ Die zitierte Interviewpartnerin bevorzugt den Weg über den Platz, weil er lebendig und unterhaltsam ist, und trägt somit wieder zu mehr Lebendigkeit und Attraktivität für

⁴⁷⁶Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 146-157.

⁴⁷⁷Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 367-369.

⁴⁷⁸Vgl. Gehl 2010, S. 31-38.

⁴⁷⁹Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 217.

Andere bei. Ein anderer Interviewpartner beschreibt diese:

„Ich empfinde es eigentlich als angenehm und – wie soll ich sagen? – aufregend wäre jetzt vielleicht ein bisschen übertrieben, aber schon irgendwie spannend auch. Gerade weil ich eben auch wahnsinnig gerne Menschen beobachte und mit ihnen zusammen bin, deswegen ist es eigentlich schon ein spannender Platz, die ganzen verschiedenen Menschen zu sehen hier.“⁴⁸⁰

Die Anwesenheit anderer stellt ein großes Potenzial öffentlicher Räume dar, ist eine Motivation, den Münsterplatz aufzusuchen: „Tagsüber ist er [der Platz, M.K.] irgendwie halt voll oft überlaufen und man trinkt hier vielleicht mal irgendwie 'nen Kaffee oder isst ein Eis, aber eher so um andere Menschen zu beobachten.“⁴⁸¹ Die Praxis des Zuschauens ist auch dadurch geprägt, dass sie nebenbei, also parallel zu anderen Tätigkeiten erfolgt:

„Ich würde jetzt niemals hier alleine auf den Münsterplatz gehen, mich hinsetzen und Menschen beobachten. Also das macht man halt vorher, wenn man vielleicht auf jemanden wartet, um sich abzulenken oder sich zu beschäftigen oder wenn noch jemand anders hier ist und du quatschst dann. Aber jetzt hier auf den Münsterplatz zu gehen, nur um Menschen zu gucken, ich glaub, das wäre ein bisschen strange. Das würde ich nicht machen.“⁴⁸²

Der passive Kontakt in Situationen gemeinsamer Anwesenheit einander fremder Menschen findet in einer Spannung aus Nähe und Distanz statt. Der oder die Beobachtende möchte fremden Menschen nahe sein, um Einblicke in Situationen und persönliche Sphären zu bekommen. Gleichzeitig wird auch die angemessene Distanz im öffentlichen Raum gewahrt, nicht zuletzt, um nicht selbst zum Objekt der Beobachtung zu werden:

„Also ich will irgendwie, wenn ich hier sitze irgendwo auf dem Platz, will ich schon allein da sitzen. Ich mag das einfach nicht, wenn irgendwelche komischen Leute so dicht irgendwie auf mir drauf sitzen, wenn ich gerade ein bisschen Ruhe haben will. Wenn ich in Ruhe mit jemandem reden

480Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 362-366.

481Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 143-145.

482Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 395-401.

möchte und wir haben uns entschieden, hier zu sitzen, dann muss das [Gespräch, M.K.] nicht unbedingt ernst sein, das kann auch witzig sein, aber das geht die [anderen, M.K.] einfach gar nichts an. Also das ist schon manchmal witzig, wenn irgendwelche Touris die Stühle ganz nah zu dir hin schieben, dann einfach zuzuhören ohne mit deinem Begleiter zu reden ist auch voll geil. [lacht]⁴⁸³

Nicht nur Sehen, sondern auch Gesehen werden gehört zum Wechselspiel gegenseitiger Aufmerksamkeit. So stellen beispielsweise nicht-kommerzielle oder spontane Unplugged-Konzerte auf dem Münsterplatz eine Praxis dar, mit der die AkteurInnen explizit Aufmerksamkeit bekommen möchten. Der öffentliche Auftritt bekommt Reaktionen von den ZuschauerInnen, durch die sich diese zum Dargebotenen in Beziehung setzen:

„Aber es sind auch Leute da, die dann sehen, dass da irgendwas is’ und dann bleiben die ’ne zeitlang da stehen. Natürlich jetzt nicht nur ’ne neutrale Message sozusagen. Das heißt, es gibt natürlich Leute, die finden’s interessant, es gibt Leute, die stehen da und heulen, weil sie berührt sind und es gibt Leute, die sagen: Verrückte. Und das hängt dann einfach mit den Leuten zusammen.“⁴⁸⁴

Durch diese Möglichkeit von Zuschauen und Zeigen sind die Kontaktchancen im öffentlichen Raum vielfältig. Ein türkischer Verein beispielsweise plant, ein traditionelles Fest auf dem Münsterplatz auszurichten, weil die eigenen Räumlichkeiten zu klein sind:

„Deshalb war es dann auch möglich, dass man die Veranstaltung hier [auf dem Münsterplatz, M.K.] macht. Also nicht schlecht, wenn man dann die Erlaubnis erteilt und dann sagt, ‚Okay, könnt ihr auch mal hier was machen‘, dass man dann nicht nur für seine eigenen Landsleute was anbietet, sondern auch für alle. Weil es ist ja meistens so, die Leute die möchten gerne hin, aber die wissen nicht, was wird überhaupt passieren. Wenn man aber hier ist, auf einem offenen Platz, dann wäre man vielleicht akzeptiert oder angenommen.“⁴⁸⁵

483Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 419-437.

484Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 352-357.

485Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010, Zeile 289-295.



Abb. 42: Ein Konzert und seine ZuschauerInnen
(Quelle: Melanie Keding)



Abb. 43: Eine Radfahrerin wird spontan
Zuschauerin einer Demonstration (Quelle:
Melanie Keding)

Der Münsterplatz als symbolischer Mittelpunkt der Stadt, stadträumlich und gesellschaftlich öffentlicher Raum, bietet hier die Möglichkeit der Begegnung im passiven Kontakt, die als Grundlage für andere Kontaktformen gilt. Das Sehen und Gesehen werden ist so zum einen zwischenmenschliche soziale Interaktion, zum anderen aber auch Sinnbild einer heterogenen Gesellschaft, in der verschiedene Milieus und Gruppen aufeinander treffen und in eben jenen distanzierten, passiven Kontakt zu treten gezwungen sind.

3.7 Zusammenfassung

Die von den InterviewpartnerInnen beschriebenen Raumqualitäten bündeln sich in fünf Präsenzen. Im Erleben lassen sich diese der objektiven Seite zuordnen, obschon jedes Erleben immer auch subjektiv ist. Die Präsenzen selbst sind wie Stadthaus und Münster materiell, wie der Wind immateriell, oder wie der Vorplatz und die Anwesenden beiden Bereichen zuzuordnen. Die subjektiv erlebten Raumqualitäten verdichten sich in den Präsenzen, die somit als kollektiv gültige Eigenschaftenbündel wirken. Eine Eigenschaft wird in dieser Untersuchung als Raumqualität bezeichnet, wenn sie subjektiv relevant ist und damit der oder die Erlebende seine/ihre Aufmerksamkeit auf sie richtet. Darüber hinaus müssen die Attribute einer Raumqualität sowohl subjektiv und gefühlsmäßig als auch objektiv und gestalterisch verankert sein. Dies zeigt sich in der Einheit des Wahrnehmungsraums, der verschiedene sinnliche, leibliche und bedeutungshafte Eindrücke homogenisiert und zum jeweiligen situativ-subjektiven Erleben zusammenführt. Die Multi-Dimensionalität des Erlebens realisiert sich damit in jeder einzelnen Raumqualität. Für den Münsterplatz zeigen sich fünf verschiedene Präsenzen als raumwirksam. Diese werden je nach Situation, Subjekt und Kontext jeweils verschieden gewichtet und angeordnet. Zentral ist jedoch, dass genau diese fünf Präsenzen von allen InterviewpartnerInnen als den Platz charakterisierende Kategorien angesprochen werden und somit kollektive Gültigkeit besitzen.

Eine zentrale Präsenz ist das Münster. Es wird als beschützend, genauso jedoch als unausweichlich und mächtig erlebt. Die Raumqualität der Stärke zeigt sich also ambivalent – als Sicherheit und als Kontrolle. Diese Zweideutigkeit setzt sich in der Qualität des Eindrucks fort. So changiert das Erleben des Münsters durch das Subjekt zwischen beeindruckend und erdrückend. Dabei wird klar, dass beide Eigenschaften nahe zusammen liegen. So ist das, was das Individuum als erdrückend erlebt, gleichzeitig ein beeindruckendes Artefakt der Gesellschaft, der es angehört, womit es selbst nicht nur BewunderndeR, sondern auch BewunderteR ist:

„Bezeichnend ist auch hier wieder, wie durch eine bestimmte Konfiguration ein Bedeutungsfeld eröffnet wird – in diesem Fall durch

den allgemeinen und darum noch relativ abstrakten Charakter der Mächtigkeit – das dann in der Akzeptanz als Erhabenes (und damit zugleich auch Erhebendes) oder abgrenzend auch als Niederdrückendes eine konkrete Erscheinungsform annimmt.⁴⁸⁶

Durch die Zugänglichkeit des Münsterturms kennen die NutzerInnen auch die Perspektive auf die Stadt und verspüren eine „Herausgehobenheit“⁴⁸⁷, die die Höhe des Gebäudes nicht nur als leibliches Gefühl des Erdrücktwerdens, sondern auch als eines der Erhabenheit vermittelt.⁴⁸⁸ Auch in der Raumqualität der Mysteriosität entfaltet sich die beschriebene Ambivalenz zwischen Furcht und Bewunderung. Die Kapitel 4.2.1, ‚Der Münsterplatz als strukturierter Raum‘, und 4.2.2, ‚Praktiken der Betrachtung des Münsters und des Stadthauses‘, setzen sich genauer mit dem Erleben des Münsters in verschiedenen Kontexten auseinander.

Den Vorplatz, dem die Schauseite des Münsters zugeordnet ist, lösen die InterviewpartnerInnen in ihren Beschreibungen oft vom Münster los. Als separate Präsenz wirkt er auf sie vor allem ungemütlich: grau, kahl, nicht lebendig und nicht einladend. Dies sind sowohl Merkmale, die im Bereich sinnlichen und leiblichen Erlebens liegen als auch Handlungspotenziale und emotionale Bedeutsamkeit betreffen. Dass InterviewpartnerInnen den Platz als ungemütlich erleben, hängt vor allem mit Erwartungen zusammen, die bezüglich der Nutzungsweisen entstehen, die sozial ausgerichtet sind oder Geborgenheit erfordern. Ruhe und Weite erleben andere, die eher Kontemplation suchen. Sie empfinden Qualitäten der Weite und Ruhe, die räumlich, akustisch und kybernetisch (in Form von Bewegungsfreiheit) wirken. Die mit dem Vorplatz verbundenen Qualitäten sind stärker als bei anderen Präsenzen ein Zusammenspiel verschiedener räumlicher Faktoren: Der Vorplatz als Freifläche wird in gewissem Maße als Negativfolie zur umgebenden baulichen Umwelt wahrgenommen.

Eine Präsenz, die ebenfalls einen verbindenden Charakter hat, ist der Wind. Die ihm zugeschriebene Qualität der zugigen Kälte wird von den InterviewpartnerInnen als Alleinstellungsmerkmal des Münsterplatzes im Gegensatz zu anderen Stadträumen

486Hauskeller 1995, S. 151.

487Bischoff 2002, S. 143.

488Vgl. Bischoff 2002.

der Ulmer Innenstadt beschrieben. Diese Abgrenzung nach außen stärkt gleichzeitig die Verbindung zwischen den einzelnen Bereichen des Münsterplatzes. Die Präsenz des Windes empfinden die InterviewpartnerInnen darüber hinaus als intensivierendes Moment. Besonders Emotionen der Ortsbindung werden verstärkt, indem ihnen das Merkmal des Windes zu- oder abgesprochen wird – dabei ist der Wind fast ausschließlich negativ, seine temporäre Abwesenheit positiv assoziiert. Die Präsenz des Windes kennzeichnet nicht nur die Qualität der Kälte, Allgegenwart und Intensivierung von Gefühlen. Auch seine Allgegenwart, die zusammen mit seinem unkontrollierbaren Erscheinen, entwickelt ein Gefühl, der Natur ausgeliefert zu sein. Die Reaktion der InterviewpartnerInnen darauf liegt im Erdulden, ebenfalls ein Verweis auf das Gefühl der Unbeeinflussbarkeit von der Natur zugerechneten Vorgängen. Eine über die Feststellung der Raumqualitäten hinaus gehende Interpretation des Windes erfolgt in Kapitel 4.3.3, ‚Ambivalenz von Stabilität und Unsicherheit‘. Mit der Präsenz des Windes kommt die Bedeutung des immateriellen Luftraumes im Gegensatz zur eher materiellen Erde zur Sprache. Die Immaterialität des Windes ist dabei eine andere als die Immaterialität beispielsweise von Erinnerung. So wird er auch in seinem Einfluss auf gebaute und andere Umweltfaktoren materiell sichtbar.⁴⁸⁹

Die Raumqualitäten des Stadthauses befinden sich in einem ähnlichen Spektrum wie die des Windes. Das Erleben von Fremdheit, Kälte und Ahistorizität signalisiert emotionale Distanz zu diesem Bauwerk. Deutlich wird hier allerdings, dass die im Erleben gespürte gefühlsmäßige Haltung durch kognitive Prozesse veränderlich ist. Die Raumqualitäten sind also nur in ihrem historischen und kulturellen Kontext als Eigenschaften eines Bauwerks zu verstehen. Ein beachtlicher Teil der Wirkung des Stadthauses kommt durch die Rezeption der NutzerInnen zustande. Durchaus möglich ist also, dass sich mit den Jahren die Haltung und damit auch das ästhetische Erleben des Stadthauses verändern – je mehr seine Entstehungsgeschichte in Vergessenheit gerät. Diese lagert dem Bauwerk als Erinnerung an und macht es somit zu einer Präsenz, die vor allem als lokales Symbol raumwirksam ist, weniger durch seine gestalterische Originalität. Dies wird im Kapitel 4.2.3, ‚Das Stadthaus als

⁴⁸⁹Vgl. in Kapitel 4.3.3 Der Wind als wirkmächtige Präsenz, S. 211.

lokales Symbol und Erinnerungsanker', näher ausgeführt.

Als materiell-immaterielle Präsenz ist die Anwesenheit von Menschen im Stadtraum nicht zu vernachlässigen. Sie bringt dabei verschiedene Qualitäten hervor: Dichte und Dynamik etwa ergeben sich aus der Anwesenheit anderer Menschen, wenn diese nicht als soziale InteraktionspartnerInnen, sondern als materielle Umwelt wahrgenommen werden. Sie gelten als typisch für städtischen öffentlichen Raum, dessen Funktionieren oft an der Dichte von Gebäuden, Menschen und Ereignissen gemessen wird. Anonymität und gegenseitige Aufmerksamkeit hingegen beziehen sich auf das Wechselspiel von Sehen und Gesehen werden, bei dem die Anwesenden InteraktionspartnerInnen sind.

4 Verdichtungen eines städtischen Raums

Die Analyse stadträumlichen Erlebens am Ulmer Münsterplatz bündelt sich in drei thematischen Schwerpunkten. Diese inhaltlichen Schwerpunkte fassen die Befunde aus der Auswertung des Interviewmaterials in einer theoretischen Reflexion zusammen, spitzen sie zu und treffen damit Aussagen über das Erleben von Stadtraum. Die Themenkomplexe ‚Bewegung‘, ‚Gebaute Umwelt‘ und ‚Stadtraum als emotionale Ressource‘ spiegeln das Spektrum stadträumlichen Erlebens. Dieses Großkapitel 4, in dem allgemeingültige Muster herausgearbeitet werden, ist als Überblendung zu Kapitel 3 zu lesen, in dem mit den ‚Präsenzen eines städtischen Raums‘ vor allem auf den atmosphärischen Ausdruck einzelner Phänomene rekurriert wird. Die beiden Kapitel bilden das Vexierbild eines Stadtplatzes, das zum einen aus einer eher objektiven Perspektive die materielle und immaterielle Umwelt als Präsenzen beschreibt, zum anderen aus einer eher subjektiven Perspektive die Erlebens- und Umgangsweisen als ‚Verdichtungen eines städtischen Raums‘. Beide Zugangsweisen gehen vom Erleben als Begegnung zwischen Mensch und Welt aus, die *zwischen* diesen verortet ist.

4.1 Bewegung

Bewegung als Modus stadträumlichen Erlebens bezieht sich auf zwei ineinander verschränkte Aspekte. Zum einen ist sie Merkmal subjektiver Praktiken und damit auch Bedingung stadträumlichen Erlebens: „Bewegungen sind das Medium, in dem die gegenständliche Existenz der Welt erfasst wird.“⁴⁹⁰ Zum anderen wird Bewegung damit auch zum Merkmal eines Ortes oder Raums. Bewegung und stadträumliches Erleben stehen also in einer reziproken Beziehung zueinander, die das Grundgerüst der folgenden Überlegungen bildet. Die InterviewpartnerInnen kontrastieren die Konzepte *Passieren* und *Verweilen* als unterschiedliche Prinzipien stadträumlicher Bewegung; dabei verstehen sie *Passieren* als zweckgerichtete *Fortbewegung* und *Verweilen* als unpragmatischen Zustand mit der Möglichkeit ästhetischen Erlebens. Diese Auffassungen überschneiden sich mit den von den NutzerInnen aktualisierten

⁴⁹⁰Gunter Gebauer: Bewegung. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Weinheim/Basel 1997, S. 501–516, hier S. 501.

Praktiken sowie Diskursen und Werten. Die Prägung des Erlebens durch historische und kulturelle Rahmungen wird hier am Beispiel der Bewegung gezeigt. So erläutere ich das Gegensatzpaar von Passieren und Verweilen in seiner praktischen, erlebten und diskursiven Erscheinung, um es dann in historische und kulturelle Kontexte einzuordnen und somit seine Rahmungen zu zeigen.

4.1.1 Bewegung als Modus stadträumlichen Erlebens

Im konkreten Stadtraum heißt Bewegung, dass NutzerInnen gehen, stehen oder sitzen. Stehen und Sitzen werden dabei nicht als statische Praktiken betrachtet, weil sie im öffentlichen Raum stets in einen größeren Zusammenhang der Bewegung eingebettet sind. So kommt beispielsweise jemand auf den Platz, setzt sich für 15 Minuten, geht ein Stück weiter, hält inne und bleibt stehen, verlässt den Platz und läuft danach weiter durch die Stadt. Der Grundmodus einer solchen Abfolge von Praktiken ist das Gehen, welches auch temporäres Sitzen oder Stehenbleiben einschließen kann.

Bewegung ist ein strukturelles Element stadträumlicher Praktiken und zeigt sich so als Grundoperation des Städtischen. Johanna Rolshoven bezeichnet sie gar als „die Ideologie der Stadt, die Aufenthaltsberechtigung der Menschen in der Stadt“⁴⁹¹. Dabei stellt Rolshoven die Bedeutung der Bewegung über die des Ortes, der erst durch die Bewegung eines Subjekts erschlossen, benutzt und somit zum Stadtraum wird:

„Aus der Perspektive der Menschen, die die Orte im Stadtraum nutzen – und dies ist die (einzig) legitime ethnologische Perspektive – erhalten die Orte ihren Sinn erst durch die Ortsveränderung, durch den Raum zwischen zwei Orten, den Übergang oder Zwischenraum.“⁴⁹²

Durch Bewegung zwischen Orten gewinnt die Perspektive der NutzerInnen zusätzliche wissenschaftliche Relevanz. Bewegung ist damit eine praktische Strategie oder Grundlage des Raumerlebens:

„[P]erception through walking nurtures senses of place. Senses of place

491 Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und 'sozialer Bewegung'. In: Thomas Hengartner/Waltraud Kokot/Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin 2000, S. 107-122, hier S. 118.

492 Ebd., S. 109.

emerge and are sustained by bodily sensual and socially meaningful experiences originating from the perception of the environment whilst in motion. It is from this perception-in-motion that an ‚everyday aesthetics‘ emerges.⁴⁹³

Bewegung als Praxis und Bewegung als Ortsmerkmal verschränken sich im Erleben, was sich am Münsterplatz zeigt, an dem Menschen sich treffen, den sie wieder verlassen und auf ihren alltäglichen Wegen überqueren. Im Erleben von Bewegung werden die sich bewegenden Menschen nicht als Interaktions- oder KommunikationspartnerInnen, sondern als zur räumlichen Umwelt gehörig wahrgenommen. Die zentrale Lage des Münsterplatzes im Wegenetz der Stadt macht ihn für die InterviewpartnerInnen zu einem dynamischen Knotenpunkt. Dies hat einen hohen Stellenwert im Erleben, so dass der Münsterplatz gar als der „am meisten frequentierte Fleck in ganz Ulm“⁴⁹⁴ beschrieben wird: „Es ist halt der Mittelpunkt der Stadt und von daher queren die Leute ihn halt regelmäßig.“⁴⁹⁵ Deutlich zeigt sich hier der Zusammenhang zwischen der Eigenschaft des Platzes als (symbolischem) *Mittelpunkt der Stadt* und der Folgerung, dass die BewohnerInnen ihn *regelmäßig queren*. In anderen Aussagen wird der Platz gar als *Dreh- und Angelpunkt* beschrieben: „Er [der Münsterplatz, M.K.] ist sozusagen der Dreh- und Angelpunkt. Wenn man auf der einen Seite ist und auf die andere will, dann muss man nur über den Münsterplatz.“⁴⁹⁶ Dabei zeigt sich ein beinahe deterministischer Charakter seiner Zentralität, der auch die folgende Interviewaussage prägt: „Aber jedes Mal, wenn man in die Stadt rein ist, ist man immer am Münsterplatz gelandet. Irgendwie wegen irgendwas immer.“⁴⁹⁷

Die gefühlte Zentralität des Platzes lässt ihn für die InterviewpartnerInnen als Treff- und Knotenpunkt fungieren, was wiederum für Bewegung der Anwesenden und Dynamik des Ortes sorgt:

„I: Und welche Rolle spielt der Platz für die Stadt, also für die Bürger der

493Filipa Matos Wunderlich: Walking and Rhythmicity. Sensing Urban Space. In: Journal of Urban Design, 13. Jg. 2008, H. 1, S. 125-139, hier S. 130.

494Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 427f.

495Ebd., Zeile 171f.

496Interview Joschua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 936f.

497Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 203f.

Stadt?

IP: Ich glaub, ne ganz wichtige, möcht ich also sagen. Weil es, oft wenn man mit irgendjemandem was ausmacht – Wo treffen wir uns? – Und da ist egal ob der jetzt von Wiblingen kommt oder sonst was: Ja, komm auf den Münsterplatz.⁴⁹⁸

Aber nicht nur BewohnerInnen der Stadt, sondern auch BesucherInnen und neu Zugezogene können den Münsterplatz leicht finden und ihn damit gut als Treffpunkt nutzen:

„Früher waren wir hier schon viel öfter, am Anfang als ich hier gewohnt hab. (...) Weil es hier, also es ist einfach zu finden, ist sehr zentral und irgendwie wenn man neu in so einer Stadt ist, finde ich, dann geht man immer erst die großen Wege. Also man geht durch die Hirschstraße hier her und irgendwie findet halt die kleinen Wege noch nicht. Und ist dann irgendwie drauf angewiesen.“⁴⁹⁹

Obschon Verabredungen und Treffen für die InterviewpartnerInnen eine zentrale Funktion des Münsterplatzes darstellen, betonen die meisten explizit, dass man sich nicht treffe, um zu bleiben, sondern um den Platz gemeinsam wieder zu verlassen. Warum der Münsterplatz ein geeigneter Ort sei, um sich zu verabreden, wird unterschiedlich begründet. Zum einen sei er so zentral und seine Lage so eindeutig, dass man sich im Vorfeld nicht mit Wegbeschreibungen aufhalten müsse und genauso schnell wieder zu anderen Orten gelangen könne. Zum anderen stelle der Münsterplatz auch deshalb einen angenehmen Treffpunkt dar, weil man seine Wartezeit individuell gestalten könne:

„Wenn ich auf meine Freunde gewartet habe, als ich direkt am Münsterplatz wohnte, saß ich manchmal hier auf dem Platz. Manchmal kamen sie rüber ins Zentrum und dann habe ich immer zu ihnen gesagt: Ah ja, ich warte hier, ich werde hier in der Sonne sitzen. [lacht]“⁵⁰⁰

Der Münsterplatz als Ort ist also einerseits Mittelpunkt der Stadt, eine stabile und definierte Größe. Genau diese Eigenschaften der Stabilität und Bedeutsamkeit

498Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 971-975.

499Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 405-413.

500Interview Martti Korhonen vom 31.5.2010, Zeile 195-198.

machen ihn zu einem viel frequentierten Ort, der damit andererseits als sehr dynamisch wahrgenommen wird und von den InterviewpartnerInnen stark als transitorischer Ort konstruiert wird.

4.1.2 Verweilen und Passieren

Passieren: Gehen als zweckdienliche Art der Fortbewegung

Der Befund des bewegten und zugleich stabilen Münsterplatzes geht mit Aussagen über eigene Bewegungspraktiken einher, die als zweckdienlich beschrieben werden. Wege müssen zurückgelegt werden, um von A nach B zu kommen, wobei der praktischste oder kürzeste Weg dabei über den Münsterplatz führe, weil dieser so zentral sei. Solche oder ähnliche Argumentationen benutzen die InterviewpartnerInnen, wenn sie über Bewegung als Passieren sprechen:

„Natürlich ist es eben einfach der Platz, wo man am ehesten durchfährt. Wo man dann durchläuft, weil hier ist halt die Fußgängerzone, und du gehst halt, wenn du von einem Teil von Ulm zum anderen kommen willst, dann fährst du eben oft hier durch. Und weil es halt Einkaufsmöglichkeiten hat.“⁵⁰¹

Eine andere Interviewpartnerin sieht die Bedeutung der Wege in der Sequenz der Möglichkeiten für alltägliche Erledigungen:

„Also so für mich ist eigentlich wichtig, so meine zentralen Wege, die ich da halt gehe. Da ist ein Kiosk, da kann man Tabak kaufen. (...) Und da gibt's auch gute Möglichkeiten das Fahrrad abzustellen, da übernachtet's auch manchmal [lacht].“⁵⁰²

Diese von einigen InterviewpartnerInnen konstatierte Zweckorientierung lässt den Platz zur „Verkehrsachse“⁵⁰³ oder „Durchgangsstation“⁵⁰⁴ werden. Diesen Wegecharakter untermalt ein Interviewpartner mit der Beschreibung des Szenarios, das nach starkem Schneefall zu beobachten sei:

501Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 352-356.

502Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 33-39.

503Ebd., Zeile 177.

504Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 684.

„Wenn es so richtig schneit ist das erste, was abgeht: Den Münsterplatz machen sie immer frei. Da kommen sie richtig mit Gefährt drauf und schieben alles weg (...). Erstmal das, damit die Leute halt queren können. Das ist ja wirklich so, ja klar das Zentrum.“⁵⁰⁵



Abb. 44: Der geräumte Münsterplatz nach starkem Schneefall (Quelle: Melanie Keding)

In der erlebten Funktionalität von Bewegung ist nicht zuletzt Geschwindigkeit entscheidend. Das schnelle Vorankommen können die InterviewpartnerInnen durch die richtige Wahl ihres Weges und andere Strategien gezielt beeinflussen:

„IP: Also da hinten ist der Runway, hier.

I: Der Runway?

IP: Herrenkellergasse

I: Wo man schneller lang kommt als über den Platz?

IP: Si. Genau. Die fängt da drüben an. Die geht eher nach da weiter als nach da, da muss man einmal um's Eck biegen, so.“⁵⁰⁶

So erscheint Bewegung vielen InterviewpartnerInnen im Sinne von alltäglicher Fortbewegung als natürlich und zweckgerichtet. Bewegungspraktiken spiegeln gesellschaftliche Vorstellungen: „In der körperlichen Bewegung aktualisieren sich damit auch immer auf eine besonders wirksame, weil als natürlich erscheinende Weise, soziale Ordnungssysteme.“⁵⁰⁷ Die von den InterviewpartnerInnen angenommene Funktionalität von Bewegung zeigt sich nicht nur im Alltagsdiskurs. Auch die stadtethnografische Perspektive stufte Bewegung lange Zeit im Vergleich

⁵⁰⁵Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 414-427.

⁵⁰⁶Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 694-703.

⁵⁰⁷Gabriele Klein: Bewegung denken. Ein soziologischer Entwurf. In: Dies. (Hg.): Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte. Bielefeld 2004, S. 131-154, hier S. 147.

zum stabilen Ort „in Begriffen der Flüchtigkeit“⁵⁰⁸ als minderwertig ein. Diese wird dabei mit oberflächlichen menschlichen Beziehungen gleichgesetzt. So zählt „Flüchtigkeit als die sich entziehende Bewegung immer noch und durchgängig zu den dominanten Stadtdiskurselementen“⁵⁰⁹, so Johanna Rolshoven, die die positiven Momente von Bewegung für den Einzelnen wie etwa erhöhtes Kontakt- und Kommunikationspotenzial betont.

Passieren: Gehen als ästhetische Praxis

Trotz der implizierten Funktionalität der Bewegung und der damit verbundenen, angenommenen Gegensätzlichkeit zu ästhetischem Erleben, beschreiben InterviewpartnerInnen, wie sie in ihren alltäglichen – durchaus zweckgerichteten – Bewegungspraktiken ästhetisch erleben: „Und ich fahre morgens hier zur Arbeit über diesen Platz. Das finde ich auch ganz cool, weil ich das Münster auch wahnsinnig gern mag und wahnsinnig gern anschau.“⁵¹⁰ Als fest an Bewegungspraktiken gebunden scheint auch die Betrachtung der Münsterseiten: „Ich lauf auch unglaublich gern an den Seiten vom Münster entlang um diese ganzen Figuren und so zu sehen.“⁵¹¹ Dabei handelt es sich um eine ästhetische Betrachtung, die während des Zurücklegens alltäglicher Wege *nebenbei* geschieht. Ein Interviewpartner führt die Aspekte Bewegung und Ästhetik situativ zusammen:

„Ich sage mal, das von A nach B kommen ist eher ’ne gänzlich unemotionale Sache an sich. Also, ob ich jetzt da unter den Arkaden lauf oder über den Münsterplatz, ist letztendlich wetterabhängig. Aber der Blick zum Münster, der ist eigentlich schon immer noch da und das ist eigentlich schon immer ’ne ganz gute Sache, der gefällt mir.“⁵¹²

In diesem Beispiel zeigt sich ein Muster, demnach funktionaler Bewegung, die Ästhetik abgesprochen wird, sie sei *gänzlich unemotional*. Der *Blick zum Münster*, der *gefällt*, findet jedoch genau während dieser Bewegungspraxis statt. Es zeigt sich,

508Rolshoven 2000, S. 119.

509Ebd.

510Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 46-48.

511Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 906f.

512Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 103-107.

dass eine Auffassung von der unästhetischen Bewegung diskursiv konstruiert und platziert wird, jedoch im Erleben nicht so zu finden ist.

Verweilen: Exponieren des Selbst im Kontext gesellschaftlicher Werte

Diese Vorstellungen wiederum spiegeln sich in Praktiken. Eine Interviewpartnerin fasst ihre Wahrnehmung des öffentlichen Raums mit einem autobiografischen Rückgriff so zusammen:

„Den öffentlichen Raum zu nutzen, zum Aufenthalt, nicht bloß zum Durchgehen, (...) das gehörte sich nicht, so was. Das ist eigentlich doof, das ist richtig doof. Ich finde es eigentlich auch schade. Ich kann ja auch nicht richtig was dazu sagen, weil ich ja selber genauso bin, ich gehe auch nicht so viel raus.“⁵¹³

Aus der heutigen Perspektive bewertet sie eine Einstellung, die den Aufenthalt im öffentlichen Raum nicht vorsieht, negativ. Obwohl sich das Denken der heute 67-jährigen Interviewpartnerin mit den heutigen Leitbildern verändert hat, prägen die Normen der 1960er und 1970er Jahre ihr Praxis- und Erfahrungswissen. Weiter beschreibt sie, wie sich aus ihrer Sicht Praktiken und Verhaltensnormen von den 1960ern bis heute verändert haben:

„Ich denk mir, es hängt vielleicht auch damit zusammen, (...) die Ulmer sind keine so Ausgeh-Menschen. Da könnte man ja zeigen, das man sich das leisten könnte: Je mehr Geld man hat, desto weniger darf man das zeigen. (...) Das hat sich aber in den letzten Jahren auch gewandelt muss ich sagen. Früher wär das undenkbar gewesen, dass ich hier in einem Café sitze, wo mich jeder sieht. Da haben alle die Außenbewirtungen hinten drin gehabt. (...) Die Gewohnheiten haben sich geändert. Die Leute sitzen heute ja mitten an richtig verkehrsreichen Straßen, was ich überhaupt nicht verstehe, ich mein, wenn es dir da die Abgase in die Kaffeetasse bläst. Aber, naja. So sind sie halt und es ändert sich halt einfach. Ich glaube, dass man heute schon einmal so ist: Sehen, aber auch gesehen werden. Das ist ja eigentlich auch nicht verkehrt. Das ist ja

⁵¹³Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 664-682.

vielleicht auch besser als dieses sich immer Zurückziehen.“⁵¹⁴

Normative Einstellungen haben sich gewandelt; damit sind auch kollektive Praktiken verbunden, wie das heute so selbstverständliche Zeigen der eigenen Person in der Öffentlichkeit.

Gesellschaftliche Konventionen, Gefühle und Bewertungskategorien überlagern sich in „biographisch persönlichen wie (sub-)kulturell gemeinsamen (qua Vergesellschaftung oft ‚ideologisch‘ formatierten) Empfindungen“⁵¹⁵. Dieser Zusammenhang zeigt sich jedoch nicht aus der subjektiven Perspektive der NutzerInnen. Aus dieser erscheinen die eigenen, über lange Jahre eingeübten Praktiken existentiell. Die Selbstverständlichkeit des Praxiswissens zeigt sich auch im bereits zitierten Interview, das wir am Platzrand auf Stühlen sitzend führten:

„Ich kenne den [Platz, M.K.] jetzt 67 Jahre und ich sitz’ gerade hier zum ersten Mal mit Ihnen hier. Ich käme gar nicht auf die Idee, dass ich da hersitze. Komischerweise. (...) Auf die Idee komm ich gar nicht.“⁵¹⁶

Verweilen: Exponieren des Selbst und Inbesitznahme des Raums

Nutzungspraktiken öffentlicher Räume und die damit verbundenen Haltungen zum Stadtraum haben sich seit den 1980er Jahren verändert: Wo man vormals zurückgezogen im von der Straße abgewandten Außenbereich eines Cafés saß, suchen NutzerInnen heute eine gewisse Öffentlichkeit, die mit einer positiven Bewertung von Sehen und Gesehen werden einhergeht. Zudem weitet sich die Bandbreite von im öffentlichen Raum erlaubten Praktiken deutlich aus: essen, trinken, telefonieren und verschiedene Freizeitaktivitäten sind heute selbstverständlich. Das Praxiswissen, welches sich in der Nutzung öffentlicher Räume aktualisiert, unterscheidet sich beispielsweise nach Alter oder kultureller Prägung der AkteurInnen. Ein Interviewpartner und eine Interviewpartnerin unterschiedlichen Alters beschreiben unabhängig voneinander, dass sie die Nutzungspraktiken als generationenabhängig

514Ebd., Zeile 575-582.

515Hasse 2008a, S. 225.

516Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 753-759.

verstehen: „Der große Unterschied ist sicher zwischen Alt und Jung“⁵¹⁷, konstatiert eine über 60-Jährige. Ein Interviewpartner mit Ende 20 sagt:

„Über den Platz laufen machen wahrscheinlich viele, machen wahrscheinlich alle, aber aktiv hier Zeit verbringen und ein bisschen länger zu verweilen, das sind dann eigentlich doch eher die jüngeren Leute, die am Münsterplatz sind. Also gerade so jugendliche Leute, die sich halt da treffen und da sammeln und die Alten eigentlich eher weniger.“⁵¹⁸

Verweilende und raumaneignende Praktiken schreiben meine InterviewpartnerInnen eindeutig jüngeren NutzerInnen zu, den älteren hingegen attestieren sie explizit keine aktiven Nutzungsformen. So berichtet eine ältere Frau, dass es ihr unangenehm sei, in der Mitte des Platzes „auf dem Präsentierteller“ zu sitzen, wo man sich „so ungeschützt“⁵¹⁹ vorkomme. Ein 18-Jähriger hingegen erzählt, dass es für ihn selbstverständlich sei, sich, wenn er vorbeikommt, mitten auf den Platz zu setzen: „Also ich hock’ da jetzt nicht jeden Tag drauf oder so, aber wenn ich hier drüber lauf, dann hock’ ich mich hin, dann hock’ ich mich in die Mitte.“⁵²⁰



Abb. 45 und 46: Jüngere NutzerInnen sitzen auf dem Boden in der Mitte des Platzes Quelle: Melanie Keding)

517Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 538.

518Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 649-653.

519Dieses und das vorhergehende Zitat: Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 290f.

520Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 163f.



Abb. 47 und 48: Ältere NutzerInnen sitzen auf Stühlen und einer Bank am Platzrand⁵²¹

Nicht nur Alter, auch kulturelle Prägung zeigt sich als entscheidender Faktor für die Haltung zum und Praktiken im öffentlichen Raum. Ein Ulmer, der vor über 40 Jahren aus der Türkei nach Deutschland migrierte, berichtet, „wenn Kinder dabei sind, macht man Picknick“⁵²². Weiter erläutert er ihm vertraute Nutzungsweisen des Platzes: „Man kann sich natürlich hier sonnen, den Stuhl holen und ab und zu auch, wenn man die Gelegenheit hat, vielleicht mal die Decke auslegen.“⁵²³ Ein solches Verweilen, das das Auslegen einer eigenen Decke einschließt, löst(e) vor Ort Irritationen aus, wurde in den 1950ern und 1960ern gar als illegitime Inbesitznahme gedeutet. Heute werden die damals ungewöhnlichen Praktiken:

„Wie sich viele bei uns immer aufgeregt haben, also zu Anfang, als die Gastarbeiter kamen, die nehmen – und das machen sie heute noch teilweise – die nehmen so einen Platz in Besitz, dann essen die dort, die reden dort, die machen was, dann regen sich die anderen drüber auf.“⁵²⁴

So zeigt sich, dass die Rahmungen des Erlebens und mit ihnen die der Praktiken und ihrer Bewertungen im öffentlichen Raum vor allem anhand zweier Fragen in den Fokus rücken: Wie sehr darf und möchte man sich selbst zeigen und zur Schau stellen? In welchem Maße und durch welche Praktiken darf man öffentlichen Raum in Besitz nehmen? Diese Rahmungen lassen sich beispielsweise generationell und kulturell zuordnen.

521Ebd.

522Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010, Zeile 30.

523Ebd., Zeile 23-25.

524Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 670-673.

4.1.3 Kontextualisierung des Gegensatzpaares Verweilen/Passieren (Rahmungen des Erlebens)

Das Erleben von Stadtraum findet sowohl in Dimensionen von Sinn und Bedeutung als auch leiblich-sinnlich statt: „Die Praxis des Lebens, aus der heraus wir unsere Sinne gebrauchen, ist nur innerhalb kulturell und historisch schon hergestellter Grenzen individuell noch zu gestalten.“⁵²⁵ Alle Eindrücke und Elemente des Erlebens – Gefühle, Sinneswahrnehmungen, die leibliche Empfindung von Weite oder Enge – sind in kulturelle und historische Rahmungen gebettet. Gerade jedoch in der Verbindung von leiblichem Erleben und kultureller Disposition, die sich in der Analyse von Raumerleben darbietet, liegt besonderes Erkenntnispotenzial. Dieses lässt sich in einer Perspektive nutzen, die die materielle Ebene des Erlebens mit der gesellschaftlichen Diskursebene verbindet, was ich im Folgenden zeigen werde: Gesellschaftliche Entwicklungen, das städtebauliche Leitbild, bauliche Gestaltung und Erleben wie Ausführung stadträumlicher Praktiken überlagern und bedingen sich gegenseitig.

Leitbildentwicklung und gesellschaftliche Werte

Wie die InterviewpartnerInnen die Bewegtheit des Ulmer Münsterplatzes erleben, ist sehr unterschiedlich. Das Spiel von Bewegung und Ruhe, passierenden und verweilenden Menschen sowie dem passierenden oder verweilenden Selbst variiert bezüglich der Befindlichkeiten, Praktiken und der leiblich-sinnlichen Wahrnehmung. Diese Unterschiede im Erleben weisen deutliche Parallelen zu sich wandelnden paradigmatischen Vorstellungen von öffentlichem Raum in Stadtzentren auf.⁵²⁶ Das städtebauliche Ideal der *gegliederten, aufgelockerten Stadt* der 1950er, das sich in dem der *autogerechten Stadt* in den 1960ern und 1970ern fortsetzte, veränderte sich ab den späten 1970ern hin zu einem Paradigma der *kompakten Stadt*, das die Verdichtung und Verflechtung der Stadtstruktur zum Ziel hatte.⁵²⁷ „Urbanität durch Dichte“ lautete die Losung, von der man sich eine neue soziale und kulturelle

⁵²⁵Hasse 2005, S. 33.

⁵²⁶Vgl. Jörn Düwel/Niels Gutschow: Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart/Leipzig/Wiesbaden 2001.

⁵²⁷Vgl. Gerd Albers: Die kompakte Stadt – im Wandel der Leitbilder. In: Martin Wentz (Hg.): Die kompakte Stadt. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 23-29.

Ausrichtung des städtischen Lebens erhoffte. In diesem Zuge sollten öffentliche Räume in der Innenstadt aufgewertet und belebt werden, was auch bedeutete, den motorisierten Verkehr auszulagern. Der Urbanitätsbegriff hat dabei eine bedeutende legitimatorische Funktion in Politik und Stadtplanung:

„Für die stadtplanerische Praxis stellt Urbanität insofern ein Leitbild dar: Wenn dort von Urbanität die Rede ist, dann schwingen normative Erwartungen und utopische Zielvorstellungen mit, die der städtischen Planungspraxis eine Zielrichtung verleihen und Eingriffe in den Stadtraum als wünschenswert erscheinen lassen. Der Begriff ist mit seinem normativen und utopischen Gehalt zu den ‚moving metaphors‘ zu zählen, durch die stadtpolitischen Maßnahmen Plausibilität verliehen und Menschen und Dinge ‚in Bewegung‘ gesetzt werden.“⁵²⁸

Jedes Leitbild schließt natürlich jeweils bestimmte Nutzungsweisen ein. So können gestalterische Maßnahmen nur dann erfolgreich sein, wenn es NutzerInnen gibt, die Motive und Möglichkeiten haben oder finden, diese umzusetzen. Die autogerechte Stadt rechnet mit NutzerInnen, die sich ganz im Geist der Zeit motorisiert und fortschrittlich fortbewegen und Erholung im Privaten (sei es in Innen- oder begrünten Außenräumen) suchen. Aufenthalt im öffentlichen Raum, zu Fuß und mit der Erwartung an attraktive, ästhetische Stadträume, wie er heute – ebenfalls ganz im Geist der Zeit – praktiziert wird, stellte sich damals nicht als Option dar. Leitbilder, stadträumliche Gestaltung, Nutzungspraktiken und -wünsche hängen also eng zusammen, lassen sich jedoch nicht kausal verknüpfen. So wurde wohl in den 1970ern noch vielerorts – sicherlich nicht nur in Tübingen⁵²⁹ – die Idee, verkehrsfreie Zonen in den Innenstädten einzurichten und andere Nutzungen zu etablieren, eher leidenschaftslos aufgenommen. Das Bedürfnis, den öffentlichen Raum als Fußgänger mit ästhetischen Ansprüchen zu nutzen, war in der breiten Masse nicht verankert. Zudem konnte man sich entsprechende Nutzungen kaum vorstellen: „Ein Straßencafé! In unserem Klima? Niemals!“⁵³⁰, prophezeite wohl der damalige

528Beate Binder: Urbanität als ‚Moving Metaphor‘ – Aspekte der Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren. In: Adelheid von Saldern (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten. Wiesbaden 2006, S. 45-63, hier S. 45.

529Vgl. Frank Rumpel: Die Altstadt wieder bewohnbar gemacht. Vor 40 Jahren mussten die Autos nach und nach weichen, der Grundstein für die heutige Fußgängerzone wurde gelegt. In: Schwäbisches Tagblatt, 29. Dezember 2011, S. 22.

530Ebd., S. 22.

Tübinger Bürgermeister Hans Gmelin. Die heutige Realität zeigt das Gegenteil, wenn man sich die immer mehr werdenden Straßencafés betrachtet, die mittlerweile nicht nur bei angenehmen Witterungsverhältnissen genutzt werden, sondern mit Fleece-Decken und Heizpilzen die Möglichkeit bieten, auch bei niedrigen Temperaturen draußen zu sitzen. Der Aufenthalt im öffentlichen Raum ist seit den 1980ern selbstverständlicher und legerer geworden. So trinken, essen und telefonieren wir heute und gehen Tätigkeiten nach, die als privat eingestuft werden. Dieses Umdenken schlägt sich in den Praktiken des Verweilens nieder, die mittlerweile ein breites Repertoire der Nutzung öffentlicher Räume bereitstellen, das deutlich über den Cafébesuch hinausgeht und auch Praktiken der Exposition des Subjekts einschließt, die in den 1970ern noch nicht möglich erschienen und wiederum mit den der gesellschaftlichen Entwicklung entsprechenden Normen und Werten einhergehen. Das aktuell gängige Leitbild und somit eine verbreitete Haltung zu städtischem Raum findet sich im Alltagsdiskurs oftmals unter dem recht unscharfen Label der *Urbanität*⁵³¹ wieder:

„Der Grad an Urbanität einer Stadt oder eines Stadtteils wird an der Belebtheit öffentlicher Straßen und Plätze gemessen. (...) Urbanität wird hier als ästhetische Kategorie verstanden und bezieht sich auf eine besondere Wahrnehmungssituation, die von einer Dichte von Eindrücken geprägt ist.“⁵³²

Belebtheit und Wahrnehmungsdichte gehen hier mit einer positiv konnotierten Anonymität einher. Diese speist sich aus der Vorstellung eines Stadtbürgers, dem die Stadt und somit der Stadtraum Heimat sind. Urbanität und Ortsverbundenheit widersprechen sich nicht.⁵³³ Obschon in den Ulmer Interviews fast nie der Begriff der Urbanität fällt, so entspricht das von den InterviewpartnerInnen thematisierte Ideal belebter öffentlicher Räume in der Innenstadt jedoch genau diesem Konzept. Diese Vorstellung ist kein vom gesellschaftlichen Denken abgekoppeltes Planungsziel, sondern steht mit den Normen und Werten in einer engen Wechselwirkung und ist

531 Explizit möchte ich hier nicht auf die politischen, stadtplanerischen, architekturtheoretischen oder begriffshistorischen Dimensionen von Urbanität eingehen. Weiterführend dazu vgl. z.B. Susanne Hauser/Christa Kamleithner: *Ästhetik Der Agglomeration*. Wuppertal 2006; vgl. z.B. Thomas Wüst: *Urbanität. Ein Mythos und sein Potential*. Wiesbaden 2004; vgl. z.B. Lindner 2004b.

532 Hauser/Kamleithner 2006, S. 123.

533 Vgl. ebd., S. 123f.

somit auch mit dem subjektiven Erleben verbunden. Dies zeigen im Folgenden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung.

Die Konstruktion des Gegensatzes von Verweilen und Passieren

Die InterviewpartnerInnen thematisieren die stadträumliche Beschaffenheit des Münsterplatzes in Form der Konstruktion eines normativen Gegensatzes von Verweilen und Passieren. Die darin liegenden Wertungen, die das Verweilen auf- und das Passieren abwerten, kommen auch stark durch Tonfall und begleitende Gestik zum Ausdruck. So stellen die InterviewpartnerInnen oft fest, dass der Münsterplatz nicht zum Aufenthalt genutzt werde:

„IP: Ja, aufhalten tut man sich da auch nicht länger.

I: Was macht man da, wenn man hier ist?

IP: Durchlaufen. [Schulterzucken]“⁵³⁴

Dabei wird das Passieren und Vorbeigehen der Möglichkeit dem Verweilen entgegengesetzt: „Es ist nicht ein Platz, der so zum Verweilen genutzt wird. (...) Ich habe den Eindruck, dass es eher eine Verkehrsfläche ist, als dass es Aufenthaltsqualität besitzt.“⁵³⁵ In dieser Aussage wird der Gegensatz zwischen *Verkehrsfläche* und *Aufenthaltsqualität*⁵³⁶ aufgebaut. Die folgende Diagnose macht dies ebenfalls deutlich:

„Wenn du dich mit Freunden triffst, triffst du dich auch öfters hier am Münsterplatz, weil es eben ein zentraler Platz ist. Dann stehst du hier halt ein bisschen rum, trinkst noch ein bisschen was und dann ziehste weiter. (...) Man geht wieder. Also dass du jetzt hier mehrere Stunden verbringst, wenn hier nichts los oder organisiert ist, macht man eigentlich nicht.“⁵³⁷

Sich zu treffen, ohne zu bleiben, wird hierbei als zweifaches Zeugnis für eine

534Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 240-244.

535Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 308-314.

536Dass gerade der Begriff der Aufenthalts- oder auch Verweilqualität gewählt wird, mag auch an seiner inflationären Verwendung in den Legitimations- und Kommunikationsstrategien der kommunalen Verwaltungen zu tun haben. Dieser ist (angenknüpft an das Paradigma der Urbanität) meines Erachtens in der Kommunikation nach außen ein utopischer Begriff, der somit im Vergleich mit der Realität unerfüllbar bleibt.

537Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 331-339.

mangelnde Attraktivität des Platzes gesehen.

Verweilen und der Urbanitätsdiskurs

In den Beschreibungen der InterviewpartnerInnen ist der Münsterplatz als Ort, der ein Verweilen nicht ermöglicht oder unterstützt, eher negativ konnotiert. Die Abwertung von Bewegung und die damit verbundene Aufwertung von Verweilen durch die InterviewpartnerInnen sind mit deren eigenen Befindlichkeiten, Erleben und Praktiken der Nutzung des öffentlichen Raums verbunden. Eine Interviewpartnerin beispielsweise empört sich über eine Kluft zwischen einer den gesellschaftlichen Vorstellungen entsprechenden Nutzung des Verweilens und der tatsächlich beobachteten:

„Ich habe auch immer gedacht, es muss doch eigentlich schön sein, wenn man abends in so ein Café geht und vielleicht noch einen Kaffee trinkt oder ein Glas Wein und dann hat man den schönen Blick. [lauter] Aber, nichts, nein, nichts! Wird nicht gewünscht.“⁵³⁸

Die Bewertungsmaßstäbe des urbanen Ideals, die zu dieser Einschätzung führen, legt dieselbe Interviewpartnerin auch bei sich selbst an:

„Das Schlimme ist nur, dass man selber immer sagt, das findet man schön, und jedes mal sagen wir: Da gehen wir mal hin, da nehmen wir uns ein Brot mit oder eine Flasche Wein und setzen uns da hin. Man macht es nicht, *wir* machen's nicht. Ich finde es schade. Aber dann kriegt man nicht den Drive. Das ist aber seltsam, weil ich weiß auch gar nicht, warum. Das ist ja völlig... ein unnormales Verhalten eigentlich.“⁵³⁹

Die Interviewpartnerin stellt die Vorstellung verweilender Nutzung normativ über ihr eigenes Verhalten, das dem nicht entspricht. Hier kommen Erleben, eigene und beobachtete Praktiken und die durch das städtebauliche Ideal geprägten Verhaltensnormen in einen Konflikt. Dies zeigt, wie stark auch städtebauliche Leitbilder im Erleben verankert sind und als Befindlichkeiten Gestalt gewinnen. Dieser empirische Befund geht mit Susanne Hausers Einschätzung der normativen

538Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 565-568.

539Ebd., Zeile 662-667.

Kraft des verbreiteten stadträumlichen Ideals einher: „Das Attribut ‚urban‘ (...) ist normativ und bündelt Vorstellungen, wie Städte bzw. Städter und Städterinnen sein sollten.“⁵⁴⁰

4.2 Gebaute Umwelt

Die Beziehung zwischen Architektur und Mensch bzw. Gesellschaft wird herkömmlich in zwei Richtungen gedacht:⁵⁴¹ Die Sozialwissenschaften, deren Begriffe sich auf Immaterielles beziehen, gehen davon aus, dass Architektur ein Ausdruck oder Spiegel von Gesellschaft sei, die damit als vorgängig gedacht wird. Die Architektur- und Planungswissenschaften hingegen betrachten Architektur als materielles Produkt, welches sich auf Mensch und Gesellschaft auswirkt. Die Architektursoziologin Heike Delitz plädiert für eine dazwischen liegende Sichtweise, Architektur nicht „als einen nachrangigen Ausdruck und nicht als ein Objekt, sondern als aktives Medium des Sozialen zu verstehen“⁵⁴². So werden im folgenden verschiedene architektonisch-menschliche Konstellationen beleuchtet: Beziehungen zwischen Menschen und einem oder mehreren Bauwerken oder anderen stadträumlichen Objekten.

Eine zentrale Konstellation der Untersuchung ist der stadträumliche Zusammenhang des Münsterplatzes. Münster, Stadthaus und Vorplatz wirken nicht jeweils für sich, sondern entfalten ein räumlich deutlich strukturiertes Ensemble. Dessen Wahrnehmung bestimmt zunächst die subjektiven Definitionen des Münsterplatzes, die Charakteristika des Vorplatzes, der sich als Einheit aus Münster und Vorplatz oder als Spannungsfeld zwischen Mitte und Rand präsentiert. Betrachtungs- und Zugangsweisen von Gebäuden sowie Sicht- und Kommunikationsbeziehungen bilden ein komplexes Zusammenspiel.

Die Relation zwischen Mensch und Gebäude wird in Anlehnung an Michel Foucaults Analysen des Panoptikums⁵⁴³ oftmals als Machtbeziehung gedeutet, in der Bauwerke Subjekte disziplinieren. Dieser Annahme folge ich prinzipiell, sehe die Ausgestaltung

540Hauser/Kamleithner 2006, S. 122.

541Vgl. Delitz 2009, S. 163-194.

542Ebd., S. 164.

543Vgl. Foucault 1976.

der Machtbeziehungen jedoch flexibler: Diese sind nicht starr, sondern subjektiv auslegungsfähig, wie sich an den Betrachtungspraktiken des Münsterturms zeigt. So ist davon auszugehen, dass das Ulmer Münster mit seinem höchsten Kirchturm der Welt eine Botschaft der Macht impliziert. Diese Macht benötigt den Menschen als Gegenüber. Betrachtungspraktiken des Münsterturms aus dem Interviewmaterial zeigen komplexere Beziehungspotenziale und eine aktive Rolle des Betrachtenden auf.

Architektur ist jedoch nicht nur im leiblich-sinnlichen Erleben Trägerin von Nachrichten. So kann sie auch im Erleben Symbol für geschehene Ereignisse und damit Impuls für Erinnerung sein: Bauwerken lagern aufgrund ihrer Planungs- und Entstehungsgeschichte Narrationen an. Diese Erzählungen sind im lokalen Diskurs virulent und werden in diesem Rahmen weitergegeben. So besitzt nur eine lokale Gruppe Zugang zu ihnen. In der Fallstudie ist es vor allem das Stadthaus, das über Narrationen erlebt wird. Es wird von den InterviewpartnerInnen, die alle den lokalen Diskurs kennen, weniger in seinem Ausdruck und seiner leiblichen Erfahrbarkeit bewertet, als vielmehr über die anlagernden Erzählungen. Diese prägen wiederum, wie bereits gezeigt wurde⁵⁴⁴, die emotionale Haltung zum Gebäude selbst, lassen sich also nicht trennen: Schön finden und Befürworten des Stadthauses, also die Seite des ästhetischen Erlebens einerseits und die der Kognition und politischen Meinung andererseits, hängen eng zusammen. Es zeigt sich wieder die Rahmung von Erleben.

Die Bedeutung mobiler stadträumlicher Objekte wird schließlich am Beispiel der Stühle näher erläutert. Diese sind prägendes Gestaltungselement des Vorplatzes und ihr Gebrauch bzw. ihre Präsenz im Stadtraum implizieren vielfältige Aussagen über die Beziehungen zu den NutzerInnen. So können die Stühle je nach Motivation und Interpretation auffordernden oder verunsichernden Charakter haben sowie als Spuren sozialen Geschehens gelesen werden.

⁵⁴⁴Vgl. 3.5 Das Stadthaus, S. 132.

4.2.1 Der Münsterplatz als strukturierter Raum

Bei der Beschäftigung mit dem Münsterplatz liegt eine erste Herausforderung darin, herauszufinden, was die InterviewpartnerInnen jeweils unter der Bezeichnung Münsterplatz verstehen und wie sie dies begründen. Dabei zeigt sich vor allem, dass Vorplatz und Münsterplatz nicht gleichgesetzt werden können: In den Formulierungen der Autorin meint Vorplatz oder Münstervorplatz stets den runden Platz vor dem Münster, der zusammen mit dem Stadthausbau neu gestaltet wurde. Münsterplatz oder Münsterplatz-Areal hingegen bezeichnet die gesamte Umgebung des Münsters, also neben dem Vorplatz auch den nördlichen und südlichen Münsterplatz sowie den Bereich hinter dem Münster. Die Vorstellungen der InterviewpartnerInnen unterscheiden sich in den Definitionen und Benennungen des Münsterplatzes. Augenscheinlich wird jedoch, dass das Münster beherrschendes Organisationsprinzip des gesamten Münsterplatzes ist.

Ein besonderes Augenmerk liegt von Seiten der InterviewpartnerInnen auf dem Münstervorplatz, der städtebaulich und architektonisch zentral und bedeutsam ist. Dieser lässt sich über zwei Zugänge beschreiben: Erstens ist er als Spannung zwischen Zentrum und Peripherie zu begreifen, die sich topologisch in Praktiken, Verhaltensnormen und Qualitäten entwickelt und festigt. Diese Spannung ist allgemein auf Plätze übertragbar. Zweitens formiert sich der Vorplatz in seiner Relation zu Münster und Stadthaus. Vorplatz, Münster und Stadthaus bilden ein städtebauliches Ensemble, fungiert doch dieses als totale Perspektive des Platzes, jenes als Platzrand.

Definitionsweisen des Münsterplatzes

In den Versuchen, den Münsterplatz zu definieren, kommen die InterviewpartnerInnen zu unterschiedlichen Ergebnissen, die sich in ihren Bewertungskategorien begründen. So bestätigen viele, dass es offiziell keine klare Definition gebe, benannten dann jedoch die beiden möglichen Extreme einer Definition: der ganze Bereich um das Münster oder nur der Vorplatz. Alle subjektiven Auffassungen bewegen sich innerhalb dieser Bandbreite.

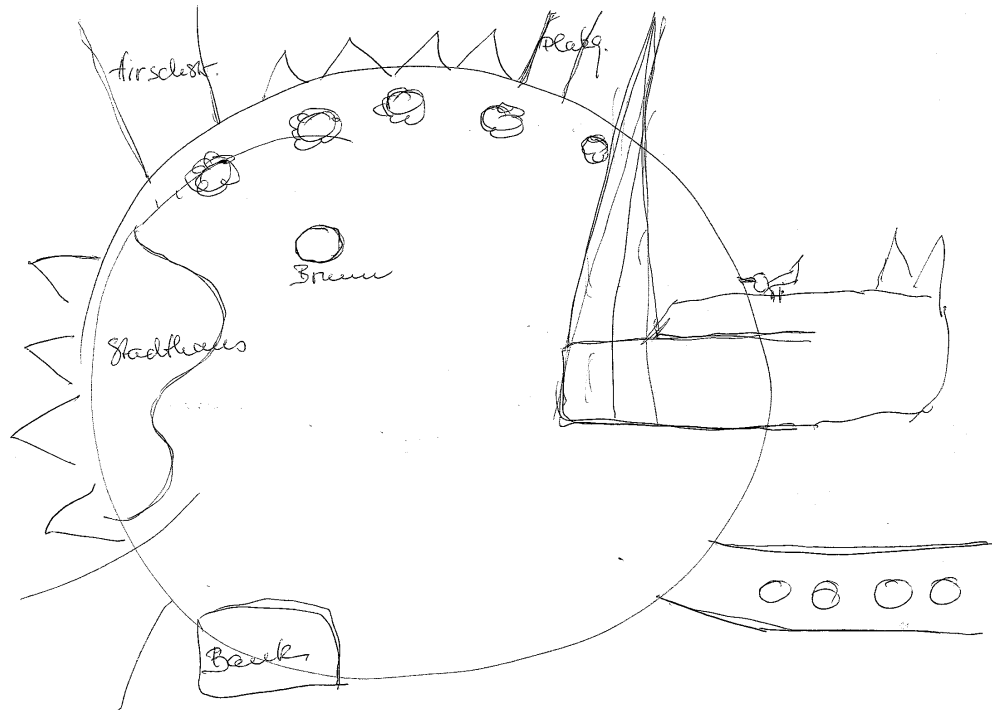


Abb. 49: Mental Map: Vorplatz als Münsterplatz (Quelle: Interview G. Neumann vom 14.5.2010.)

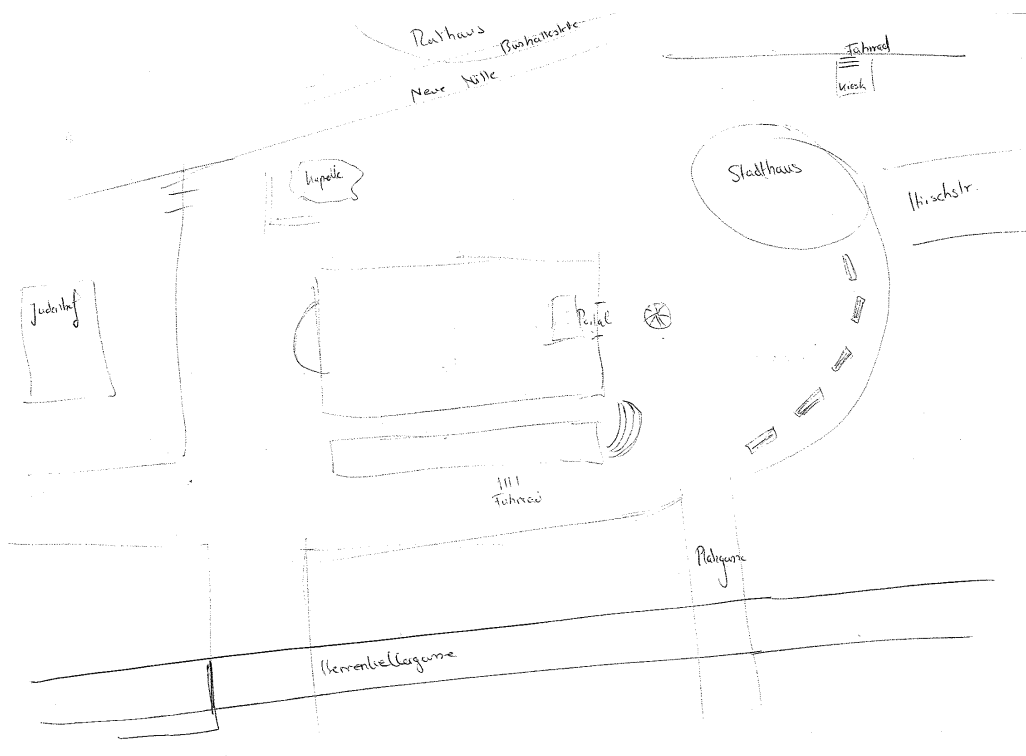


Abb. 50: Mental Map: gesamtes Münsterplatz-Areal als Münsterplatz (Quelle: Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010.)

Ambivalent sind die InterviewpartnerInnen stets, weil sie sehr reflektiert zwischen einem weiten, ‚offiziellen‘ und einem eng gefassten lebensweltlichen Verständnis vom Münsterplatz unterscheiden:

„Ich weiß natürlich, dass es außer dem Münsterplatz noch einen nördlichen und einen südlichen Münsterplatz gibt und dass es auch östlich des Münsters noch ein kleines bisschen Platz gibt. Also trotzdem ist für die Ulmer und für mich, wenn ich jetzt als Privatperson hier bin, oder auch wenn wir als Treffpunkt eine Stelle vereinbaren, und wir sagen, am Münsterplatz, dann meinen wir also wirklich hier im Prinzip, am westlichen Münsterplatz. Und das ist aber der Münsterplatz schlechthin, denn alle anderen Stellen vom Münsterplatz sind ja auch viel kleiner.“⁵⁴⁵

Die Interviewpartnerin unterscheidet zwischen einer rational-offiziellen Definition, die den gesamten Stadtraum rund um das Münster einschließt und einer alltagsweltlichen Definition, *die der UlmerInnen*, welche den Vorplatz als Münsterplatz *schlechthin* bestimmt. Die InterviewpartnerInnen rekurrieren bei einer eng gefassten Definition des Münsterplatzes auch auf formale Merkmale, Leere und Größe des Vorplatzes: „Dieser runde Platz“⁵⁴⁶, eine „Einheit ohne Unterteilung“⁵⁴⁷ oder „die offene Fläche einfach“⁵⁴⁸. In einem weiteren Verständnis werden alle Zonen des Münsterplatz-Areals einbezogen:

„Der Münsterplatz ist alles das, was ums Münster ’rum is. Und dann von Häusern eingerahmt ist quasi. Nämlich rundum ist er irgendwo von Häusern eingeschlossen. Und das, was da ums Münster ’rum ist, ist für mich der Münsterplatz. Das ist nicht nur dieser Platz hier [Vorplatz, M.K.], sondern das ganze Umfeld.“⁵⁴⁹

Auch gibt es InterviewpartnerInnen, die zwar die anderen Bereiche des Münsterplatzes in ihre Überlegungen einbeziehen, jedoch den Vorplatz dennoch als eigentlichen Münsterplatz bestimmen:

„Das [nördlicher Münsterplatz und hinter dem Münster, M.K.] ist für

545Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 13-20.

546Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 92.

547Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 113f.

548Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 10.

549Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 4-7.

mich einfach eine Straße ums Münster oder ein Fußgängerweg. Und drüben [südlicher Münsterplatz, M.K.] ist so die Chill-Out-Arena, wo nichts passiert. (...) Aber für mich ist der Münsterplatz schon dieses Fleckchen hier [Vorplatz, M.K.].⁵⁵⁰

Dass es mehrere gültige Auffassungen der Platzdefinition gibt, beschreibt auch ein anderer Interviewpartner:

„Ich weiß es aber nicht richtig, ob jetzt... Eigentlich gehört das [südlicher Münsterplatz, M.K.] auch zum Münsterplatz dazu. Das Komische ist, ich weiß es von den Stadthaus-Führungen. Aber von meinem Empfinden gehört es wieder nicht dazu. Das ist ja das Komische.“⁵⁵¹

Kognitiv angeeignetes Informationswissen und aus dem Erleben gewonnenes Erfahrungswissen zeichnen sich als die beiden unterschiedlichen Bewertungsmaßstäbe für den Platz ab, deren Widersprüchlichkeit als unpassend und *komisch* thematisiert wird.

In den bisher gezeigten subjektiven Vorstellungen lässt sich keine eindeutige Definition des erlebten Platzes feststellen. Legen InterviewpartnerInnen das Kriterium von Belebtheit zur Bestimmung des Platzes an, dann werden – je nachdem – nördlicher oder südlicher Münsterplatz ebenfalls als zum Vorplatz gehörig betrachtet:

„Das ist einfach so. Hier [nördlicher Münsterplatz, M.K.] pulsiert auch eher das Leben (...) da sind viele Punkte, die den Platz einfach wiederum – wenn das jetzt noch ein Platz wäre – noch spannender machen.“⁵⁵²

Der Interviewpartner begreift den nördlichen Münsterplatz als Platz, weil dort Geschäftigkeit herrscht. Seine subjektive Definition relativiert er gleich wieder, da sie nur gelten würde, wenn der nördliche Münsterplatz *ein Platz wäre*. So könnte man diesen Seitenplatz nämlich nicht nennen, da ihm in formaler Hinsicht Eigenschaften eines Platzes fehlen, er ähnele eher einer „ganz normale[n] Fußgängerzone“⁵⁵³.

550Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 75-78.

551Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 266-268.

552Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 128-130.

553Ebd., Zeile 135.



Abb. 51: Mental Map: Vorplatz und nördlicher Münsterplatz als Münsterplatz (Quelle: Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010.)

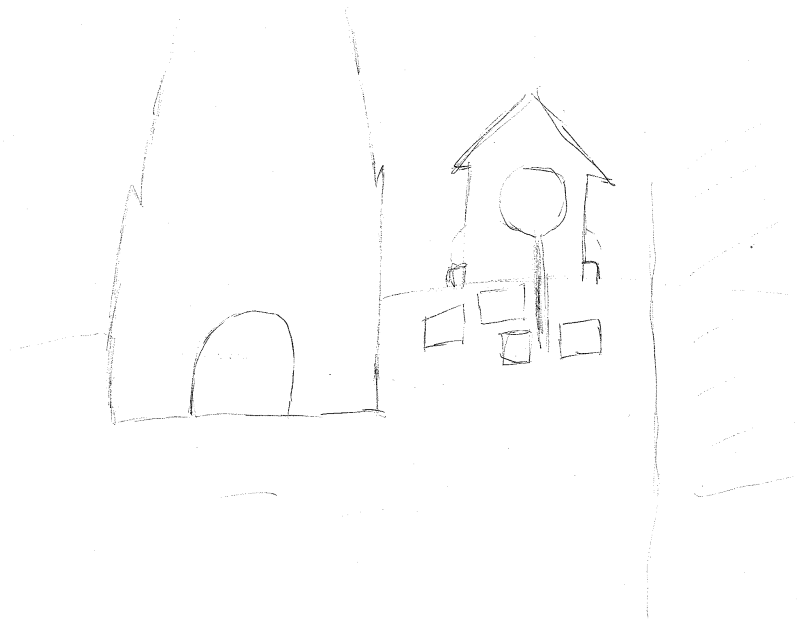


Abb. 52: Mental Map Vorplatz und südlicher Münsterplatz als Münsterplatz (Quelle: Interview Joshua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010.)

Wird das Stattfinden öffentlicher Veranstaltungen als Belebtheit und damit als Merkmal eines Platzes begriffen, gehört der südliche Münsterplatz zum Vorplatz dazu:

„Also es ist intuitiv, aber vielleicht auch, weil hier auch hinter dem Münster [südlicher Münsterplatz, M.K.] auch Veranstaltungen oft sind, die sich dann auch nicht nur auf diesen Platz [Münstervorplatz, M.K.] begrenzen sondern auch hier [südlicher Münsterplatz, M.K.] stattfinden.“⁵⁵⁴

Schließlich lässt sich feststellen, dass allein die subjektiven Definitionsweisen viele Aussagen über die Idealvorstellung des Raumtyps Platz enthalten. So wird zwischen offiziellen und inoffiziellen Bezeichnungen unterschieden. Auch werden verschiedene Kategorien als Erwartungen an einen Platz definiert: geschäftige Atmosphäre, Form und Größe oder das Stattfinden offizieller Veranstaltungen.

Das Münster als Ordnungsprinzip

Richtet man den Blick nun auf das gesamte Münsterplatz-Areal, stellt sich heraus, dass und vor allem wie das Münster den umgebenden Stadtraum topologisch dominiert. Er weist eine alltagspraktische Strukturierung auf, die sich am Münsterbau beziehungsweise an seinen Polen *vorne* und *hinten* ausrichtet:

„Ich beziehe den Münsterplatz eigentlich nur auf die Vorderseite vom Münster. Es gibt zwar den hinteren Münsterplatz, aber der ist lang nicht so im Zentrum, obwohl er nur quasi 100, 200 Meter getrennt [entfernt, M.K.] ist. Das vorne finde ich eigentlich den Schwerpunkt des Münsterplatzes.“⁵⁵⁵

Die topologische Strukturierung des Münsterplatz-Areals entspricht der des Münsterbaus:

„Also manchmal muss man das [den Treffpunkt, M.K.] dann genauer erklären und dann ... [lacht] wird man mit den Wörtern irgendwie nicht mehr so nett. Also da gibt's dann halt das Vorderteil und den Hintern vom

554Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 51-53.

555Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 8-11.

Münster.⁵⁵⁶

Vorne und hinten, zunächst Lagebestimmungen, erhalten wertende Zuschreibungen. Diese Wertungen finden auch Ausdruck in den räumliche Qualitäten, die bestimmten Bereichen des Platzes zugeordnet sind: Der Bereich hinter dem Münster wird eher mit Unordnung und Unachtsamkeit verbunden, der vor dem Münster mit Sauberkeit, Regulierung und Repräsentation. Die Bewertungen der Lagepositionen vorne und hinten werden schließlich mit den Praktiken der anderen NutzerInnen in Beziehung gesetzt:

„IP: Ich glaub, die Rückseite ist ein bisschen unbeachteter einfach. Der Vorderseite vom Münster wird alle Aufmerksamkeit zugeteilt.

I: Von wem?

IP: Ja, von der Stadt. Also alle, die vorbei laufen, gucken sich das Münster auch von vorne an, nicht von hinten. Und hinten geht's auch schlecht, da sind diese Renovierungszäune.⁵⁵⁷

So schlägt sich auch in den Praktiken die Unterscheidung in vorne und hinten nieder. Ein Interviewpartner, der gelegentlich an musikalischen Aufführungen auf dem Platz beteiligt ist, erläutert, vorne zu spielen, bedeute, dass die Bereitschaft der Menschen zum Zuhören größer sei.⁵⁵⁸ Hier kämen die Leute nämlich von der Fußgängerzone auf den Platz. Würde man sich nach hinten „verkriechen“⁵⁵⁹, wäre dieses Potenzial der Aufmerksamkeit nicht mehr gegeben.

Auch der Aufbau des Weihnachtsmarktes als besondere Veranstaltung reproduziert die eingeschriebene topologische Struktur:

„Hier [südlicher Münsterplatz, M.K.] zieht sich jetzt auch seit drei Jahren immer auch der Weihnachtsmarkt entlang, im Endeffekt hier bis zum Platzen. Und hier ist quasi so ein kleineres Dorf aufgebaut, ein bisschen feiner gemacht und ein bisschen großzügiger als vorne, da sind nur die Buden dicht an dicht und hier sind eben, hier gibt's auch ein kleines Kinderkarussell und ein bisschen mehr für die Kinder eben hier.“⁵⁶⁰

556Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 225-227.

557Interview Joshua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 784-791.

558Vgl. Interview Lukas Herzig vom 1.4.2010, Zeile 191-201.

559Ebd. vom 1.4.2010, Zeile 193.

560Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 207-211.

Wieder lässt sich die Polarität von vorne und hinten feststellen. Ein Interviewpartner setzt sie zur Distinktion ein, indem er bewusst die Bewertungen des hegemonialen Diskurses umkehrt:

„Ich glaube, ein Tourist findet das vorne unglaublich schön. Vielleicht liegt das auch daran, dass man sich davon abgrenzt, weiß ich nicht. Schön find’ ich dann doch wiederum diesen Ecken hier [hinter dem Münster, M.K.].“⁵⁶¹

Der Bereich hinter dem Münster wird im Vergleich zum Vorplatz eher als vernachlässigt erlebt:

„Also besonders hässlich finde ich das Stück da hinten, also hinter der Ladenzeile. Obwohl das eine schöne Seite vom Münster ist, aber, dass da dauernd die Autos stehen und das so einen Hinterhofcharakter gekriegt hat, finde ich nicht schön.“⁵⁶²

Ein anderer Interviewpartner fügt hinzu, dass der Bereich hinter dem Münster immer *im Schatten* sei: „Ich weiß nicht. Das hier [Bereich hinter dem Münster, M.K.] liegt irgendwie im Schatten, obwohl sogar die Kapelle hier ist. Vielleicht ist es, weil sie hier immer den Bauzaun und die Gerüste haben.“⁵⁶³

Die Definitionen des Münsterplatzes unterscheiden sich einerseits dahingehend, dass den InterviewpartnerInnen bewusst ist, dass es eine offizielle Version und eine lebensweltliche Version gibt, die sie je nach Verwendungszweck und Kommunikationszusammenhang auch benutzen. Andererseits werden unterschiedliche Maßstäbe für die Einstufung räumlicher Bereiche als ‚Platz‘ angelegt.

Der Vorplatz als Spannungsfeld zwischen Mitte und Rand

Der Vorplatz wird in der Spannung zwischen Platzmitte und Platzrand erlebt: „Also ich denke mal *auf* dem Platz an sich [ist, M.K.] eine entspanntere Atmosphäre als *um*

561Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 153-156.

562Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 273-276.

563Interview Martti Korhonen vom 31.5.2010, Zeile 137-139.

den Münsterplatz.⁵⁶⁴ Eine weniger entspannte Stimmung am Rand rühre von einer Enge der Nutzungen her:

„Also da [Platzrand mit Arkaden, M.K.] laufe ich ja meistens, weil es windgeschützter ist, aber da ist es dann natürlich auch sehr voll. (...) Also man rempelt sich auch etwas an. Viele Leute kommen aus den Läden und beachten gar nicht, dass andere Leute geradeaus laufen. (...) Man bekommt das ein oder andere Gespräch mit, wenn die Leute vor den Geschäften sich unterhalten. Oder auch gerade, wenn sie hier im Café sitzen. Dann trifft man halt zufällig Leute.“⁵⁶⁵

Die unterschiedlichen Qualitäten und Potenziale von Rand und Mitte lassen sich parallel zu den dort verorteten Praktiken lesen. So wird Bewegung eher der Mitte zugeschrieben, Verweilen oder Sich-Treffen mehr dem Platzrand:

„Eigentlich ist der Münsterplatz leer, aber es laufen Leute über den Münsterplatz. Aber dass sich jetzt Leute treffen...vielleicht so ein bisschen *um* den Münsterplatz. Aber *auf* dem Münsterplatz laufen die Leute *über* den Münsterplatz.“⁵⁶⁶

Eine Korrelation von Rand oder Mitte als Lageposition und Praktiken wird auch von einer anderen Interviewpartnerin thematisiert:

„Die Leute sitzen auch immer alle außen rum. Also direkt, da sitzt man dann so auf dem Präsentierteller, ich glaub das mag auch niemand, man kommt sich so ungeschützt vor. Junge Leute machen es schon manchmal, also Besucher, die dann auf dem Boden sitzen. Aber die Ulmer selber... also mich würde es auch nicht dahin ziehen.“⁵⁶⁷

Diese Interviewpartnerin empfindet die Mitte des Platzes als eine ungeschützte Stelle. In den beobachteten Nutzungen sieht sie ihre These bestätigt, dass die Mitte des Platzes nicht zum Verweilen nutzbar ist. Die ihr unverständliche Handlung, sich in der Mitte des Platzes aufzuhalten oder gar niederzulassen, wird den BesucherInnen zugeschrieben. Anders verhält es sich mit der Platzmitte bei als öffentlich angelegten Praktiken, die expliziter Aufmerksamkeit bedürfen:

564Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 177f.

565Ebd., Zeile 127-142.

566Ebd., Zeile 467-469.

567Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 289-294.

„Capoeira, das find’ ich auch cool. Sobald es vom Wetter her gut ist, kommen sie, das heißt, die platzieren sich auch immer relativ mittig, weil sie ja sich zeigen wollen, weil der Platz auch sich ganz gut eignet eigentlich, weil du einen schönen Kreis drum ’rum machen kannst.“⁵⁶⁸

Die Nutzung der Platzmitte als Bühne findet aber auch in Kontexten statt, die weniger bewusst ostentativ sind als Aufführungen und im wörtlichen Sinne en passant geschehen. Sich zu zeigen tritt oftmals als Haltung oder Stil in anderen Praktiken zu Tage:

„Wenn [der Münsterplatz, M.K.] viel besetzt ist, laufen manche hier schon drüber, als wär’s ein Laufsteg. Ich weiß, wenn ich mich da hinbeck, dann guck ich ein bisschen die Leute an. Und die Leute wissen wahrscheinlich eventuell auch, dass sie jetzt grad angeguckt werden. Das kann schon mal sein, dass da Leute auch drüber stolzieren. Irgendwelche Mädels, die den ganzen Münsterplatz – Blick nach vorne, mit starrem Blick und hüfteschwingend – durchstolzieren. Oder irgendwelche Gangster, die da drüber macken. Also ich glaub die Leute sind sich teilweise bewusst, dass, wenn die da so drüber gehen, dass die eventuell beobachtet werden. Es könnte sein, dass die dann auch so auftreten.“⁵⁶⁹

Mitte und Rand produzieren in dieser Opposition ein Spannung, die den Charakter des Platzes prägt. Diese Zusammengehörigkeit zeigt sich auch daran, dass Mitte und Rand in den Interviews nur gemeinsam und in gegenseitiger Abgrenzung beschrieben werden. Entsprechende Praktiken sind bereits in gewissem Maße materiell eingeschrieben: Die Bänke und oft auch die mobilen Stühle, auf die man sich setzen und von denen aus man beobachten kann, stehen am Rand. Die Platzmitte wird als Bühne für Handlungen genutzt, die bewusst oder unbewusst Publikum benötigen. Die über das Topologische hinausgehende Spannung von Mitte und Rand bestätigt sich in den Gebrauchsweisen und Praktiken.

568Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 765-768.

569Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 788-795.

Einheit von Münster und Vorplatz

Nicht nur Mitte und Rand, auch das Münster und die Fläche des Vorplatzes bilden ein Spannungsverhältnis. So ist die Bezugnahme von Platzfläche und Münster planerisch angelegt, wie die Benennung *Münstervorplatz* bereits aussagt. Spätestens seit dem Abriss des Barfüßerklosters ist der Vorplatz auch der Betrachtung des Münsters aus der Distanz gewidmet. Die InterviewpartnerInnen erleben diese Einheit von Vorplatz und Münster in gewisser Weise als Gegensatz: das dominante Münster und der zurückhaltende Platz. Ein wichtiges Argument ist hierbei die Abstimmung von der Höhe des Münsterturms mit der Platzfläche, welche nur so die nötige Distanz zur Betrachtung bereit stellen könne:

„Durch die Größe braucht das [Münster, M.K.] auch einen Platz. Weil, wenn das jetzt so dicht... In Freiburg den Münsterplatz kenne ich jetzt auch: Der ist viel kleiner und dadurch wirkt das Münster auch kleiner, möchte ich jetzt sagen. Ich denk, es braucht den Platz schon. (...) Dass man auch wirklich mit Abstand davorstehen und das Münster anschauen kann. [Besser, M.K.], wie wenn man so dicht draufsteht.“⁵⁷⁰

In dieser Vorstellung ist der Platz Instrument zur Inszenierung des Münsters und ermöglicht ein „Herausstellen des Münsters und das Freimachen des Blicks auf das Münster“, so dass dieses „noch viel besser zur Geltung kommt“⁵⁷¹. Diese Auffassung schließt an die Argumentation im 19. Jahrhundert an, die zum Abriss des Barfüßerklosters führte, das aus damaliger Sicht ebenfalls der Betrachtung des Münsters im Weg stand.⁵⁷²

Platz und Münster sind wiederum durch das Stadthaus, das als Aussichtswarte auf beide zusammen fungiert, verbunden. Aus dem Inneren des großflächig verglasten Stadthauses werden Platz und Münster zu einer Art Landschaft, die gleichsam „in das Innere gezogen“⁵⁷³ wird, wie eine Theaterkulisse, die den Außenraum nach Innen holt. Dieses Prinzip ist in der Rundumverglasung der klassischen Moderne angelegt,

⁵⁷⁰Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 999-1007.

⁵⁷¹Dieses und das vorhergehende Zitat: Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 882-883.

⁵⁷²Vgl. in Kapitel 2.1 Der Ulmer Münsterplatz – eine Situationsbeschreibung, S. 26-34.

⁵⁷³Wolfgang Meisenheimer: Das Denken des Leibes und der architektonische Raum. Köln 2004, S. 93.

die damit eine Korrespondenz zwischen architektonischer Kunstlandschaft im Inneren und außen gelegenen Natur- oder Stadtlandschaften schafft.⁵⁷⁴ Diese Perspektive auf eine Stadtlandschaft aus dem Inneren des Stadthauses erlebt auch ein Interviewpartner:

„Es gibt so viele Winkel, wo man hier so rausschauen kann und dann siehst du den Platz immer wieder auch anders und auch das Münster. Und das finde ich auch nach so einigen Jahren schon faszinierend. Das ist halt nicht jeden Tag. Aber es gibt schon so Highlights oder Momente, das kann jemand sein, der unten irgendwie jongliert, jemand mit Fackeln und du stehst grad da oben (...) und siehst das halt, das ist schon genial.“⁵⁷⁵

Die Vielfalt der Perspektiven ermöglicht den NutzerInnen dabei eigene Handlungs- und Entscheidungsspielräume und gibt damit kein festes Motiv vor. Auch ist der Abstand vom Stadthaus zum Bodenniveau so gering, dass die Betrachtenden dort stattfindende Interaktionen in ihren Details noch gut genug wahrnehmen, um aus der Distanz daran teilnehmen können. Dies wäre beim Münster als Aussichtswarte unmöglich. So schaut ein Interviewpartner gerne vom Stadthaus herunter, wenn Veranstaltungen auf dem Platz sind: „Toll find’ ich’s, oben drauf zu stehen. (...) Und das ist dann wiederum wirklich schön, den erhabenen Platz zu haben.“⁵⁷⁶ Durch diese Nähe zwischen der Ebene des Münsterplatzes und den Stadthausbalkonen besteht die Möglichkeit zur distanzierten, also öffentlichen Interaktion:

„IP: Sobald draußen auf dem Platz was los ist, kommen die Leute ins Haus, um von oben zu gucken. Also das ist natürlich die Terrasse mit dem Blick und so.

I: Und wissen das die Leute, dass sie da hoch können?

IP: Ja, also die Ulmer wissen’s. Und wiederum die, die ’s nicht wissen, die sehen, dass auf einmal da Leute stehen. Und dann kommen sie rein: Wie kommt man da hoch? Das geht ganz schnell.“⁵⁷⁷

Das Stadthaus scheint durch seine Funktionen, seine Transparenz und Durchlässigkeit und vor allem durch die Nähe zur Platzfläche, im Gegensatz zum Münster, als

574Vgl. ebd., S. 93f.

575Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 262-268.

576Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 368-371.

577Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 554-563.

Aussichtswarte eine gute Kommunikation mit dem Vorplatz zu ermöglichen; der Abstand zwischen Platzgeschehen und NutzerInnen im Stadthaus ist gering genug, um zu interagieren. Beim Münster wird das Hinauf- und Hinunterschauen zu einer abstrakten Situation, weil der Abstand zwischen den Ebenen auch keine öffentliche Interaktion mehr zwischen den NutzerInnen erlaubt. Die Sicht vom Münster gleicht mehr der Vogelperspektive, die vom Stadthaus ist näher an der Froschperspektive.

4.2.2 Praktiken der Betrachtung des Münsters und des Stadthauses

Münster und Subjekt stehen im situativen Erleben in einer Beziehung zueinander, in der sich Machtverhältnisse zwischen Bauwerk und Mensch zeigen. Wie diese Machtbeziehungen geformt sind, hängt stark von den Praktiken der Rezeption und des Betrachtens ab. Dabei entsprechen die im Erleben ausgeformten Verhältnisse manchmal den (vermuteten) Intentionen des Bauwerks, manchmal werden sie aber auch umgedeutet und verkehrt.⁵⁷⁸

Aufschauen zum Münsterturm

Die Höhe des Turms und seine Inszenierung durch den Vorplatz sind die für die InterviewpartnerInnen dominierenden Merkmale des Platzerlebens:

„Außerdem ist es natürlich schön, wenn man dann direkt zum Münster gucken kann und der Westturm des Münsters ist halt einfach das Gewaltige. Also da sieht das Ganze natürlich schon mal anders aus, als wenn man von der anderen Seite guckt. Das wirkt hier einfach...gewaltig und schön.“⁵⁷⁹

Anknüpfend an die Ambivalenz der Raumqualitäten des Münsters, die zwischen Beeindrucken und Erdrücken liegen, spricht die Interviewpartnerin eine Stimmung an, die zwischen Bedrohung und Bewunderung schwankt. Ein anderer Interviewpartner ordnet sich selbst bewusst in die gebauten Größendimensionen ein. Dabei spielt nicht nur der Turm eine Rolle, sondern vor allem auch das Erleben von Weite, welches sich durch Turmhöhe, Himmel und Platzfläche einstellt:

⁵⁷⁸Vgl. in Kapitel 2.2.1 Raumtheoretische Verankerung, S. 45-48.

⁵⁷⁹Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 135-138.

„Da ist ein Riesenplatz, ein Riesenhaus und dann auch noch ein ewig weiter Himmel und das kann ein bisschen so die Relation und die Prioritäten so zurecht rücken, indem man merkt, man is’ gar nicht der einzige und man is’ auch nicht so der Große, der über allem steht und das Wichtigste im Universum.“⁵⁸⁰

Das Betrachten des Westturms in seiner ganzen Höhe wie auch das Fotografieren des selbigen implizieren Körperhaltungen und Gesten der Unterordnung. Das sakrale Bauwerk weist dem betrachtenden Individuum seine Stellung zu: „Kriechen – besonders die Vorführung der Leiber im Angesicht der Herrschenden oder der Götter, – wurde seit Beginn der frühen Hochkulturen in architektonischen Gesten szenisch vorweggenommen.“⁵⁸¹ So beschreiben InterviewpartnerInnen, dass man sich an einer bestimmten Stelle aufhalten und den Kopf in den Nacken legen müsse, um den Turm in voller Höhe betrachten zu können:

„Wenn ich jetzt Besuch habe, dann setzen wir uns auch einmal auf die Bank, denn man hat einen sehr schönen Blick hier auf’s Münster. Natürlich immer von unten und das Münster ist immer sehr hoch und man muss da immer, finde ich, den Kopf in den Nacken legen, damit man es sieht.“⁵⁸²

Das Fotografieren des Münsterturms erfordert teilweise, dass sich die Fotografierenden vor das Münster auf den Boden legen, wie eine Interviewpartnerin erzählt: „Es gibt viele, die fotografieren das und legen sich dann auf den Boden, das mache ich jetzt aber nicht. Da kriegt man nämlich wahrscheinlich die Gesamtproportionen drauf.“⁵⁸³ (Vgl. Abb. 53 und 54) In den Fotografien der InterviewpartnerInnen zeigt sich beim Motiv des Münsters ein Streben nach Vollständigkeit, um den Turm in seiner vollen Höhe abzubilden. (Vgl. Abb. 55 und 56)

580Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 445-449.

581Meisenheimer 2004, S. 59.

582Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 642-645.

583Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 381f.



Abb. 53 und 54: Fotografie des Münsters in zwei Bildern (Quelle: Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010.)

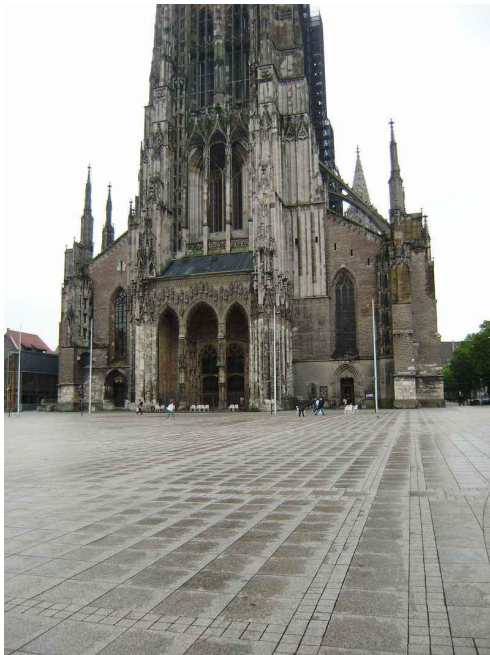


Abb. 55 und 56: Zwei aufeinander folgende Fotografien des Münsters (Quelle: Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010.)

Der Westturm des Münsters führt den Blick an der sich verjüngenden Vertikalen entlang und schließlich zur Turmspitze als Endpunkt. So ist davon auszugehen, dass die Vollständigkeit im Betrachten und fotografischen Abbilden des Turmes ihm implizit ist. Diese Praxis des Betrachtens ermöglicht erst die Fläche des Vorplatzes, indem sie die nötige Distanz zwischen BetrachterIn und Münster schafft. So „gehört zu den Grundregeln der Komposition, Höhepunkte durch Gesten des Staunens vorzubereiten. Das Staunen wird erzwungen durch den Abstand“⁵⁸⁴. Der Betrachter wird durch den Akt des Betrachtens diszipliniert. Er muss, um die Spitze des Turms sehen zu können, eine unterwürfige Körperhaltung einnehmen: Dies bedeutet im Stehen, Sitzen oder auf dem Boden liegend den Kopf in den Nacken zu legen, was zudem weitere Beweglichkeit einschränkt.

Abweichende Praktiken der Betrachtung

Im Interviewmaterial erscheinen auch Praktiken des Aufschauens zum Münsterturm, bei denen die NutzerInnen sich nicht gestisch unterwerfen. So beschreibt eine Interviewpartnerin, dass sie sich gerne nachts, wenn sie über den Münsterplatz nach Hause geht, auf dem Rücken auf den Boden legt und nach oben schaut:

„Und dann legt man sich da hin, das ist schon so eine ganz andere Position, wie man sie tagsüber einnimmt, weil man da ja nur sitzt. Und dadurch irgendwie verändert sich das total, also durch diesen anderen Blickwinkel. Und das bekommt so etwas richtig Unheimliches, Gespenstisches, Mächtiges, dieses Münster dann. Also das ist einfach beeindruckend, das mag ich gern. (...) Man sieht eigentlich nicht mehr viel. Weil, kommt drauf an, wo man sich hinlegt. Wenn man sich recht mittig hinlegt, dann ist ja alles andere weg und nur das Münster ist groß genug.“⁵⁸⁵

In dieser Praxis liegt eine bewusste Übertreibung, die den Machtgestus des Münsterturms ironisiert. Fordert dieser im Alltagserleben das ehrfürchtige Aufschauen ein, gibt ihm die Interviewpartnerin hier ‚widerstandslos‘ diese Aufmerksamkeit und legt sich dazu sogar freiwillig auf den Boden. Kein

584Meisenheimer 2004, S. 61.

585Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 743-755.

Sachargument, wie bei der Praxis des Fotografierens, erzwingt es, dass sie dies tut. Eine andere Interviewpartnerin berichtet von einer optischen Täuschung:

„Und dann gibt ’s da noch so einen komischen Eindruck, das ist so eine richtige Täuschung. Also wenn die Wolken richtig ziehen, und man da hoch schaut, dann hat man den Eindruck, der Turm kommt auf dich runter, der bewegt sich. Also, die Wolken müssen aber schon direkt am Turm sein, und dann guckt man direkt hoch, dann bewegt der sich. Aber das ist eine richtige Wahrnehmungstäuschung [lacht].“⁵⁸⁶

Auch diese Praxis gibt dem Münsterturm nicht die Bewunderung und Ehrfurcht, die er einzufordern scheint. Die minutiöse Beobachtung, die Freude über die Entdeckung und die Verbalisierung der These passen eher zu einem wissbegierigen Experiment. Dass der Münsterturm als Handlungspartner in eine solch spielerische Praxis involviert ist, muss als subversiv gedeutet werden, auch wenn dies nicht die Intention der Interviewpartnerin ist. Auch lassen sich Praktiken finden, die das Münster in ein Spiel des Suchens und Findens integrieren:

„Das ist praktisch eine neue Form, die die Ulmer Geo-Cacher gefunden haben, um das Münster mehr hervorzuheben, das is ganz nett. Es gibt auch eine Reihe – Blicke aufs Münster – von skurrilen Plätzen, wo du sonst nicht hinkommst.“⁵⁸⁷

Derselbe Interviewpartner berichtet von einer anderen Praxis, die ebenfalls den Münsterturm zum Gegenstand von Freizeitvergnügen macht:

„Und das ist auch immer so ein Ziel, von vielen von meinen Freunden, die irgendwo hinziehen hier im Umfeld, das Münster zu sehen, das ist toll. Ein Freund, der hat die Badewanne, wenn du da drin liegst, siehst du das Münster. Das ist natürlich geil. Das ist glaub das, was die Ulmer so verbindet, dieses Allgegenwärtige.“⁵⁸⁸

Ironisierende Übertreibung, Experiment und Spiel sind Praktiken, in denen den AkteurInnen nicht die Rolle der sich unterwerfenden Stauenden zukommt. Sie sind insofern als subversiv zu beurteilen, als sie eine Umdeutung des Machtausdrucks des

586Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 222-226.

587Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 919-921.

588Ebd., Zeile 594-598.

Münsterturms vornehmen. Alle Praktiken der Betrachtung, die bestätigenden wie die subversiven, gehen hierbei nicht bewusst Machtbeziehungen ein oder lösen diese. Vielmehr sind sie den Praktiken und dem Praxiswissen immanent. Die Wirkmacht, die der Architektur oftmals zugeschrieben wird, wird damit erklärt, dass sie in ihrer Gestalt gewisse Zeichen oder Nachrichten, die von den NutzerInnen rezipiert und gemäß der Intention des Gebauten bzw. des planenden Architekten gedeutet werden würden. Diese Konzentration auf die Senderseite einer Nachricht war lange Zeit fest in Stadtplanung und Architektur verankert, die sich kaum für die tatsächliche Rezeption ihrer Produkte interessier(t)en. Vor allem aus der kulturwissenschaftlichen Medienforschung der Cultural Studies gibt es jedoch reichhaltige Erkenntnisse über die Kreativität der Rezeption.⁵⁸⁹ RezipientInnen von Medienangeboten, Musik oder eben Architektur und Stadtraum sind demnach keineswegs an Deutungen und implizite Anweisungen der ProduzentInnen gebunden. Jede Rezeption unterliegt einer Pluralität von Deutungen. Mit Umdeutungen einher gehen neue und andere, vielleicht subversive Umgangsweisen und Nutzungspraktiken. Dies gilt auch für architektonische Nachrichten.

Die Betrachtung des Münsters mit der Perspektive aus dem Stadthaus heraus⁵⁹⁰, die der Planung entsprechend neue Blicke auf das Münster ermöglichen soll, wird von den InterviewpartnerInnen nicht angesprochen. Auch eine Betrachtung des Stadthauses selbst thematisierten diese kaum, Betrachtungs- und Wahrnehmungsmuster des Münsterturms hingegen intensiv. Dies stärkt die These, dass das Stadthaus in seiner stadträumlichen Präsenz vor allem ein Mittel ist, welches benutzt wird, aber selbst wenig Aufmerksamkeit fordert oder bekommt. Es bestätigt die dominante Stellung des Münsters und findet seine Aufgabe vielmehr in seinem Kommentar oder seiner Begleitung.

⁵⁸⁹Vgl. Oliver Marchart: Cultural Studies. Stuttgart 2008, S. 143-156.

⁵⁹⁰Vgl. Abb. 31: Sichtverbindungen Stadthaus Münster (Quelle: Holland/Strassel 1996, S. 75.), S. 33.

4.2.3 Das Stadthaus als lokales Symbol und Erinnerungsanker

In den Beschreibungen über das Erleben des Stadthauses rekurrieren die InterviewpartnerInnen meist auf den Prozess der Neugestaltung. Ihre emotionale Beziehung zum Stadthaus speist sich aus der Bedeutung des Stadthauses im lokalen Kontext, die sich in zweifacher Hinsicht zeigt. Erstens ist es Metapher für die Neugestaltung des Platzes, weil es hier die prägnanteste und auch umstrittenste Maßnahmen darstellt. Die Neugestaltung wiederum markiert einen Wendepunkt in der Stadtentwicklung, die Ulm als Wissenschaftsstadt aufbaut. Somit ist die Neugestaltung des Münsterplatzes politisches Signal der Zukunftsorientierung. Zweitens ist das Stadthaus aus der Sicht der NutzerInnen Symbol für den Konflikt zwischen BürgerInnen, die das Stadthaus ablehnen und der Stadtverwaltung, der bei der Entscheidung über die Bebauung des Platzes ein rigides bzw. undemokratisches Vorgehen vorgeworfen wird.

Lokales Symbol: Neugestaltung und Wendepunkt

Das Stadthaus ist Bedeutungsträger für die Entwicklung der Stadt zu einem zukunftsorientierten Dienstleistungsstandort. Sein Standort, der geschichts- und symbolträchtige Münsterplatz, erhebt einen starken Geltungsanspruch, liegt so die Zukunft der Stadt doch direkt neben der reichsstädtischen Vergangenheit. Das politische Signal dieser architektonisch und topologisch wirkenden Maßnahme ist klar: Ulm sei eine Stadt mit einer erfolgreichen Vergangenheit, die der Zukunft zugewandt sei und darin ebenso reüssiere. Die Bedeutungszuschreibungen, die der Bau des Stadthauses impliziert – Vereinbarkeit von Vergangenheit und Zukunft – besitzen eine hohe kollektive Gültigkeit. So finden sich Aussagen wie die folgende im Interviewmaterial öfter:

„I: Und dieses architektonische Duo von Stadthaus und Münster, wie findest Du das?

IP: Da war ich am Anfang ein bisschen skeptisch, aber ich finde, es passt eigentlich gut. Weil es ist halt klar, Ulm ist halt eine superalte Stadt mit einer wahnsinnigen Geschichte, ja, aber es ist natürlich auch irgendwie eine moderne Stadt, weil die haben eben hier Hochschulen, Universität,

Fachhochschule und auch viele moderne Firmen hier, wo die Forschungszentren sind. Und ich finde das als ein Sinnbild von Kultur und Geschichte zu Moderne eigentlich relativ gelungen.“⁵⁹¹

Mit dieser Kommunikationsstrategie im Hintergrund hätte es bei den Entscheidungen über den Bau des Stadthauses wenig Verhandlungsspielraum von Seiten der Stadtverwaltung gegeben, so eine Interviewpartnerin:

„Warum sie sich [so, M.K.] entschieden haben, weiß ich nicht. Aber ich denk, es hat viel der moderne Bau dazu beigetragen. Die wollten unbedingt die Moderne da auf den Münsterplatz bringen.“⁵⁹²

Damit einhergehend erhält der Neubau auch seine Bedeutung als Impulsgeber für eine neue städtebauliche Linie, die auf moderne Architektur im historischen Bestand setzt: „Diese Neugestaltung damals, das ist schon absolut der ausschlaggebende Punkt find’ ich. Das andere waren ja nur noch Folgen letztendlich.“⁵⁹³ Dem Stadthaus folgten beispielsweise die Stadtbibliothek und die Neue Mitte. Das Stadthaus gilt auch heute noch als Impuls der städtebaulichen Veränderung. Auch die der Neugestaltung des Münsterplatzes nachfolgenden lokalen Debatten um postmoderne Architektur in der Stadt waren stets auf das Stadthaus bezogen:

„Und über Jahre hinweg diesen Streit um dieses Stadthaus, wo immer wieder Leserbriefe auftauchen. Wo ich denke, das müsst ja mal gut sein. Das ist gebaut worden in den 90ern, oder? (...) Und dann, als die Neue Mitte gebaut wurde, ging das gleiche wieder los. Und zwar immer in Bezug auf dieses Stadthaus. Die Ulmer hassen ihr Stadthaus. Ich kenne keinen Ulmer, der hierherkommt und das wirklich mag. Das ist so skurril, weil das sind jetzt halt auch schon 15, 16 Jahre, wo man langsam sagen muss, das gehört jetzt eigentlich so zum Stadtbild.“⁵⁹⁴

Die Neugestaltung wird dabei nicht als fließender Prozess, sondern als abrupter Einschnitt erinnert: „Da war ich schon mal ab und zu regelmäßig in Ulm und habe

591Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 787-795.

592Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 800-802.

593Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 444-447.

594Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 496-507.

dann das Stadthaus schon als einschneidendes Erlebnis in Ulm mitgekriegt.“⁵⁹⁵ Wird das Stadthaus hier als *einschneidendes Erlebnis* wahrgenommen, beschreibt eine andere Interviewpartnerin abrupte Veränderungsprozesse als *Umwälzung*:

„Also ein wichtiges Ereignis war die Umbauphase. (...) Ja, dann kam das Stadthaus. Früher war ja hier in dem Gebiet [Vorplatz, M.K.] Parkplatz und hier war ein Kiosk und das ist halt alles umgewälzt worden.“⁵⁹⁶

Dass die Neugestaltung als kurzer und intensiver Prozess der Veränderung wahrgenommen wird, zeigt sich darin, dass der Platz seit Beendigung der Maßnahmen bis heute als unverändert beschrieben wird:

„I: Hat sich der Platz verändert?

IP: Nein, das ist ein sehr stabiler Platz, verändert haben sich vielleicht einzelne Geschäfte, aber nichts Wesentliches. Verändert hat sich vor allem die Neue Mitte, Stadtbibliothek etc.“⁵⁹⁷

Erinnerung: Umsetzung und Legitimation durch die Stadtverwaltung

Die vom Stadthaus angestoßenen Erzählungen rufen nicht nur die Neugestaltung des Platzes auf, sondern vor allem auch den Konflikt darum. Auf der einen Seite befand sich die Stadtverwaltung und andere BefürworterInnen des Stadthauses, auf der anderen der Verein Alt-Ulm und andere GegnerInnen. Erinnerung wird die Härte des Konflikts und aus BürgerInnensicht vor allem das Vorgehen der Stadtverwaltung. Alle InterviewpartnerInnen, UnterstützerInnen wie KritikerInnen, beschreiben dieses in der gesamten Planungs- und Konfliktphase hierbei als wenig kompromissbereit und wenig partizipatorisch. Die Ereignisse liegen zum Zeitpunkt meiner Interviews bereits mehr als 20 Jahre zurück. Eine damalige Gegnerin des Entwurfs von Richard Meier kritisiert das Vorgehen der Stadtverwaltung vor allem hinsichtlich mangelnder Beteiligungs- und Entscheidungsmöglichkeiten für die BürgerInnen:

„Ich find’, wir Ulmer Bürger sind verarscht worden. Und hat’s geheißen, entweder diesen Plan oder gar nichts. Es waren wunderschöne Pläne da,

⁵⁹⁵Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 428f.

⁵⁹⁶Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 491-494.

⁵⁹⁷Interview Martti Korhonen vom 31.5.2010, Zeile 382-386.

wo viele Bürger gesagt haben, so wär's toll... Und das fand ich einfach unfair. Man kann nicht sagen, entweder das oder gar nichts.⁵⁹⁸

So sei der Wille zur Neugestaltung des Platzes gesamtstädtischer Konsens gewesen, über die Bebauung des Platzes allerdings gab es konträre Ansichten. Auch eine neutral eingestellte Interviewpartnerin übt Kritik am Vorgehen der Stadtverwaltung:

„IP: Und ich glaube, dass heute kein Mensch mehr sich vorstellen kann, dass hier ein Parkplatz ist. Also ich glaube, jetzt würde wahrscheinlich der Protest anders herum aufflammen. Also manchmal muss man anscheinend die Menschen auch dazu zwingen und man kann nicht immer nur demokratisch entscheiden.

I: Und es wurde nicht so demokratisch vorgegangen damals?

IP: Doch, es hat sehr viele Diskussionen gegeben, aber die Stadt hat dann einfach gesagt und im Gemeinderat beschlossen, das machen wir jetzt. Und es gab viel Widerstand, wie gesagt, aber es gab auch viele Leute, die gesagt haben, es ist dringend notwendig.⁵⁹⁹

Auch in der folgenden Interviewpassage räumt eine Befürworterin die Problematik der damaligen Entscheidungssituation ein, in der eine *positive Entwicklung nicht sicher* gewesen sei.

„Also ich würde mal sagen, mit dem Bau des Stadthauses und der Neugestaltung des Münsterplatzes ist ein gravierender Einschnitt in Ulm passiert, von dem im ersten Moment gar nicht unbedingt sicher war, dass er sich positiv entwickelt. Aber der [heute, M.K.] nur positiv zu werten ist, also absolut, nur positiv.⁶⁰⁰

Auch hier legitimiert das aus heutiger Sicht positive Ergebnis das Vorgehen der Stadtverwaltung bei der Entscheidungsfindung. Dieses wird teilweise durch die Größenordnung des Projekts entschuldigt:

„Richard Meier hat nicht nur den Auftrag gehabt, das Stadthaus zu bauen, sondern auch, den Münsterplatz neu zu gestalten. Und dadurch hat auch dieser Belag – das ist Rosa Dante – was da so ganz geometrisch gelegt ist,

598Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 412-415.

599Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 519-529.

600Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 634-638.

hat auch er entschieden, dass das gelegt wird. Das heißt, da hat man dann freundlicherweise so getan, als hätte man der Bevölkerung noch ein Entscheidungsrecht gelassen und hat dann da so von drei, vier Sorten Steinen letztendlich aussuchen lassen und dann aber doch entschieden, welche Steine kommen sollen, weil die anderen sich dann eben nicht geeignet haben.“⁶⁰¹

Die beschriebene Vorspiegelung von Partizipation wird in der Rückschau legitimiert, enttarnt jedoch gleichzeitig eine Doppelmoral der Stadtverwaltung.

Das Stadthaus symbolisiert aktuelle Machtbeziehungen und Deutungsdifferenzen im gesamtstädtischen Gefüge, die sich in den Positionierungen zum Stadthaus zeigen. Diese lassen sich mit Ausnahme der Stadtverwaltung auf der einen und des Vereins Alt-Ulm auf der anderen Seite nur schwer bestimmten gesellschaftlichen Gruppen zuordnen. Sicherlich waren auf der Seite der Stadtverwaltung mehr Experten aus Architektur und Stadtplanung zu finden, auf der Seite des Vereins Alt-Ulm eher langjährige BewohnerInnen der Stadt. Die Härte und Zähheit der Auseinandersetzungen und die gesamtstädtische Bedeutung des Stadthausbaus sind also vor allem als Streit um Deutungsmacht zu bewerten. Es geht darum, wer die Gestaltung der Stadtmitte bestimmen darf und kann, wessen Zeichen und Ideologie für eine lange Frist dort als Repräsentation der ganzen Stadt überdauern und wirken. Obschon sich die kollektiven Deutungen und Erzählungen der Medien des kulturellen Gedächtnisses in einem „steten Prozess der De- und Rekonstruktion“⁶⁰² befinden, entscheidet doch die Gestaltungsmacht über Potenziale und Wahrscheinlichkeiten der Rezeption und damit wieder über die Inhalte von Deutungen und Narrationen.⁶⁰³ In Ulm kommt die Nähe zum Münster, dem weltweit berühmten Wahrzeichen der Stadt hinzu. Dass das Stadthaus weniger in seiner Gestalt als vielmehr in den ihm anhaftenden Erzählungen wahrgenommen wird, hängt sicherlich damit zusammen, dass fast alle InterviewpartnerInnen den Entstehungskontext des Stadthaus selbst in Ulm erlebt haben bzw. so lange vor Ort sind, dass sie diesen aus Erzählungen kennen. Auch ist die Machtsituation, die das Stadthaus verkörpert, der aktuellen Lage zeitlich viel näher, liegt sie – im Vergleich zum Münster – doch erst 20 Jahre zurück.

⁶⁰¹Ebd., Zeile 627-634.

⁶⁰²Beate Binder: Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schloßplatz. Köln/Weimar/Wien 2009, S. 16f.

⁶⁰³Vgl. Binder 2009.

4.2.4 Bewegliche Objekte als Handlungspartner

In diesem Kapitel, ‚Gebaute Umwelt‘, wird gezeigt, welche Rolle genau die materiellen baulichen Umweltelemente für das Erleben von Stadtraum spielen. Ein besonderer Bereich der gebauten Umwelt sind bewegliche Objekte – in dieser Untersuchung mobile Stühle, die die Stadt von Frühling bis Herbst auf dem Münsterplatz zur Verfügung stellt. Diese Stühle sind von besonderer Bedeutung, da sie – im Gegensatz zum eher unterdeterminierten Vorplatz – sich geradezu als Handlungspartner für die NutzerInnen des Platzes aufdrängen. In ihrer Beweglichkeit, mit der sie die Aktivität und das Handeln menschlicher Praktiken herausfordern, kommt ihnen eine besondere Rolle im stadträumlichen Erleben zu, die ich hier einerseits als Affordanz, andererseits als Spur zeige. Affordanz beschreibt eine auffordernde Haltung des Objekts, in der es Impulsgeber ist oder den Fortgang der Situation in einer anderen Weise bestimmt. Spuren bezeichnen Objekte, die in ihrer Beschaffenheit oder Position verändert wurden und auf die dominierende Rolle eines beteiligten menschlichen Akteurs verweisen, in der Folge jedoch als Zeugnisse vergangenen Geschehens dienen. Diese Rollen der Objekte zeigten sich besonders stark an den beweglichen Stühlen, sind jedoch auch in anderen Bereichen zu beobachten.



Abb. 57: BMX-Fahrer nutzen die Stühle als Hindernisse (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 58: Zwei Platz-NutzerInnen sonnen sich an der Wand des Münsters (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 59: Zwei Platz-Nutzer sitzen am Stadthaus
(Quelle: Melanie Keding)

Affordanz

Die Affordanz beweglicher Objekte zeigt sich im Interviewmaterial in Varianten, die sich in der Intensität der Aufforderung sowie in ihrer Obligation unterscheiden. Die mobilen Stühle beispielsweise werden als Erscheinung empfunden, die dazu „einlädt, sich dort hinzusetzen“⁶⁰⁴, so eine Interviewpartnerin. Auch ein anderer Interviewpartner beschreibt, dass er von den Stühlen im Gegensatz zum Boden in höherem Maße zum Sitzen aufgefordert werde:

„Also ich bin sowieso nicht der, der steht ohne sich irgendwo zu halten. Also ich muss mich immer irgendwo anlehnen oder so. Und deswegen sind halt die Stühle natürlich toll. Auf dem Boden sitzen fällt einem auch schwerer, wie an einem Stuhl vorbei laufen und hinsetzen. Also von demher sind die Stühle sehr gute Gegenstände.“⁶⁰⁵

Als Sitzmöglichkeiten gibt es jedoch nicht nur die mobilen Stühle, sondern auch fest installierte Bänke:

„Also ich find die Stühle immer besser, weil die haben halt ne Rückenlehne. Bei Bänken musst du dich halt mehr anstrengen zum Sitzen und bei den Stühlen, da kannst du dich halt reinfallen lassen. Das ist der Unterschied zwischen Bank und Stuhl, der Rest wär mir egal.“⁶⁰⁶

Der Umgang mit einem Sitzmöbel fällt unterschiedlich aus: Man muss sich unter Anstrengung selbst aufrecht sitzend halten oder man kann sich hineinfallen lassen, je

604Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 491f.

605Interview Lukas Herzig vom 1.4.2010, Zeile 507-510.

606Ebd., Zeile 281-284.

nach Beschaffenheit des Objekts, das eine Rückenlehne hat oder nicht, oder je nachdem, ob das Objekt an der gewünschten Position verfügbar ist. Die Stühle beinhalten nicht nur die Aufforderung, sich zu setzen. Ihre Bereitstellung auf dem Münstervorplatz ermöglicht auch ein gleichzeitiges Betrachten des Westturms:

„Und es stehen ja dann immer auch Stühle so zwischen drin, so dass man ein bisschen näher dran ist, und das bringt auch viele Leute dazu, sich das [Münster, M.K.] einfach etwas genauer anzuschauen.“⁶⁰⁷

Spur

Objekte können auch als Zeugnisse von Praktiken und Nutzungen fungieren. Sie sind hinterlassene und zu deutende Spuren:

„Diese Stühle, die halt hier auch schon stehen, (...) finde ich ganz witzig, die wechseln immer so Standorte, je nach Sonneneinstrahlung oder wo halt was los ist. Und das ist ja, glaub, auch so angedacht gewesen, dass die halt mobil dann je nach Lust und Laune von den Besuchern halt irgendwie platziert werden.“⁶⁰⁸

Die Praktiken selbst wurden nie beobachtet, sondern vom zitierten Interviewpartner in einer subjektiven Interpretationsleistung rekonstruiert. (Vgl. Abb. 60) Die Stühle fungieren als Spuren, die von den Akteuren gelesen und interpretiert werden. Dabei verweisen sie auf Praktiken, die stattgefunden haben könnten, aber auch auf deren soziale Kontextualisierung. An der Anordnung und Position der Stühle kann man beispielsweise erkennen, in welchen Konstellationen Menschen zusammen saßen: zu zweit, zu viert, gegenüber oder nebeneinander. (Vgl. Abb. 61) Dabei ist zu bemerken, dass die jeweils aus zwei zusammen geketteten Stühlen bestehenden Stuhlpaare auf die soziale Normalität des Paares verweisen. Sitzt eine Person alleine auf einem Stuhl, ist der leere Stuhl an ihrer Seite die Spur des fehlenden Zweiten. (Vgl. Abb. 62) Unbesetzte Stühle zeigen hingegen eine generelle Abwesenheit:

„Da gibt es einfach weiße Stühle, die aneinander gekettet sind, die stehen dann oft im Herbst noch auf dem Münsterplatz, ganz verlassen. Im

607Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 646-648.

608Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 166-170.

Sommer sind da einfach so viele Leute auf diesen weißen Stühlen.“⁶⁰⁹



Abb. 60: Leere Stuhlreihe mit Ausrichtung auf das Münsterportal (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 61: Stuhlkreis (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 62: Der oder die fehlende Zweite (Quelle: Melanie Keding)



Abb. 63: Fehlende Menschen (Quelle: Melanie Keding)

Genauso sind die Stühle auch als Spuren des- oder derjenigen zu verstehen, der oder die sie bereitgestellt hat. Im alltäglichen Gebrauch werfen sie Fragen über Herkunft und Nutzungsrechte auf. Verschiedentlich ist nicht klar, wessen Eigentum die mobilen Stühle sind:

„Ich frag mich halt, wer’s besorgt und wer’s beschafft und wenn ich davon ausgehe, dass die Stadt freundlich ist, macht das die Stadt und hat jetzt kein Geld die zu reparieren, geschweige denn den Vandalismus. Aber

⁶⁰⁹Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 372-374.

das sind alles Mutmaßungen.“⁶¹⁰

Ein anderer Interviewpartner vermeidet es, die Stühle zu benutzen, weil er keineN EigentümerIn zuordnen kann und ihm somit nicht klar ist, ob er sie benutzen darf:

„Sobald man was falsch macht, dann wird man ja gleich schlecht angesprochen. Um das zu vermeiden, guck ich lieber, dass ich das, was eigentlich der Stadt oder dem Staat gehört, nehme ich dann lieber solche Bänke und da kann ich mich dann am besten hinsetzen. (...) Ich kann mir jetzt kein Bild davon machen, ich weiß ja nicht, wem die Stühle eigentlich gehören. Wenn jemand zum Beispiel vom Münster raus kommt und fragt, ‚Ja, haben Sie überhaupt gefragt, ob Sie den Stuhl da hinstellen können?‘ oder es kann natürlich jemand kommen und sagen, Sagen Sie mal, die Stühle gehören natürlich uns, wieso haben Sie die eigentlich weggenommen? Und das höre ich mir nicht gerne an.“⁶¹¹

Dieser türkisch-stämmige Interviewpartner kann die Stühle im Gegensatz zu den Bänken nicht eindeutig dem öffentlichen Platz zuordnen, identifiziert sie also nicht als der allgemeinen Benutzung verfügbar. Für die meisten InterviewpartnerInnen scheint es trotz des unbekanntes Besitzers klar, dass die Stühle frei zu benutzen sind. Dies speist sich vor allem aus der Beobachtung der Nutzung durch andere. Auch wenn also die freie Benutzung qua Gewohnheit klar ist, bleibt die Unklarheit über den Besitzer ein Rätsel, das in den Interviews sehr oft thematisiert wird. Dies weist auch darauf hin, dass die InterviewpartnerInnen es nicht gewöhnlich finden, dass mobile Möbel ohne direkte Kontrolle oder vorgegebene Funktion bereit stehen:

„Wie Du siehst, stehen einzelne weiße Stühle hier rum. Also ich weiß nicht, wem die gehören, dem Stadthaus oder keine Ahnung, die stehen auf jeden Fall rum, für jeden frei zugänglich und es gibt halt immer Leute, die sich einfach da hinsetzen, hier ein Eis essen oder einfach nur sitzen und Leute beobachten.“⁶¹²

610Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 331-334.

611Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010, Zeile 246-263.

612Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 60-64.

4.3 Stadtraum als emotionale Ressource

Der Münsterplatz wird von den AlltagsnutzerInnen, die in der Stadt wohnen, im Erleben aktiv als emotionale Ressource genutzt. Die Praktiken des Gebrauchs des Ortes durch Aufsuchen, Fotografieren oder Zeigen sind ähnlich wie touristische Praktiken als ‚Konsum‘ zu verstehen, der einen emotionalen Mehrwert verspricht.⁶¹³ In den Praktiken des Gebrauchs wird der Ort in seiner Bedeutung gleichzeitig konsumiert und stabilisiert. Kollektive Wissensbestände werden im subjektiven Erleben aktualisiert. Die kollektiven Bedeutungsdimensionen des Münsterplatzes verdichten sich in seiner Bedeutung und Wahrnehmung als historischer Ort. Dieses Erleben von Geschichtlichkeit knüpft an populäre Geschichtsverständnisse an. Der historische Ort unterliegt dabei speziellen Rezeptions- und Verwendungsformen von Vergangenen, die mehr auf Funktionen der Gegenwart als auf geschichtliche Kontextualisierung abzielen. Eine zentrale Bedeutung liegt beispielsweise in der kollektiven identitären Bindekraft, die zwischen denjenigen entsteht, die etwas als ihr gemeinsames geschichtliches Erbe betrachten.⁶¹⁴

Die Identifikation mit dem Ulmer Münsterplatz zeigt sich in verschiedenen Formen und Emotionen. Dabei vermischen sich repräsentativ-symbolische und subjektiv-alltagspraktische Ebenen. In der Dimension repräsentativ-symbolischer Bedeutung ist der Münsterplatz der repräsentative Ort der Stadt mit dem Münster als stolzem Wahrzeichen. In der subjektiv-alltagspraktischen Dimension stehen Nutzungen im Mittelpunkt, die einmalig oder wiederkehrend sein können, wie etwa die Mittagspause auf einer bestimmten Bank in der Sonne zu verbringen oder ein dort geführtes Gespräch mit einer nahestehenden Person. So kann der Münsterplatz zwar auch symbolische Bedeutung für jemanden besitzen, der vielleicht noch nie dort war, aber einen alltagspraktischen Bezug hat diese Person nicht. Dieses Vorstellungsbild eines Ortes oder einer Stadt bezeichnet Rolf Lindner als das Imaginäre⁶¹⁵, ein Bündel „historisch gesättigte[r] Vorstellungen“⁶¹⁶. Solche Imaginäre zeigen sich im Erleben

613Vgl. Bärenholdt u.a. 2004.

614Vgl. David Lowenthal: *The Heritage Crusade and the Spoils of History*. Cambridge 1998, S. 2f.

615Das Imaginäre ist nicht mit Image zu verwechseln, das geplant hergestellte und konstruierte Vorstellungen einer Stadt bezeichnet.

616Lindner 2008, S. 86.

des Münsterplatzes in Form symbolischer Bedeutungen.

Zusätzlich zu Geschichtlichkeit und Identifikation, die vor allem auf Geborgenheit und Stabilität beruhen, sind es aber auch Unsicherheit und Offenheit, die ein zentrales Merkmale öffentlicher Räume darstellen. Dafür sind die freie Zugänglichkeit und die Heterogenität der NutzerInnen sowie der Nutzungsweisen verantwortlich. Die Begegnung mit dem Fremden ist eine Grundeigenschaft öffentlicher Räume. Der Fremde ist

„(...) in einem doppelten Sinn verunsichernd: als Unbekannter und als Andersartiger. Als der unbekannte Fremde sind seine Verhaltensweisen nicht kalkulierbar. Als der andersartige Fremde ist er ärgerlich und verführerisch zugleich, denn er stellt die Routine des Alltags (...) infrage.“⁶¹⁷

Diese Verunsicherung ist gleichzeitig als attraktive Spannung zu verstehen, in der unerwartete Ereignisse und Begegnungen stattfinden können. Begegnung beschränkt sich dabei jedoch nicht auf zwischenmenschliche Dimensionen, sondern meint auch ein zufälliges Aufeinandertreffen mit Objekten und gebauter Umwelt. Die Zufälligkeit möglicher Begegnungen als Qualitätsmerkmal öffentlicher Räume wird vor allem im Diskurs um die künstlichen Umwelten der Shopping Malls thematisiert. Hier wird die „Gefährlichkeit der Straße“⁶¹⁸ aus sozialer und politischer Sicht beseitigt, die Bereinigung und Kontrolle von anderen Umweltaspekten wie Wetter, Gerüchen und Geräuschen ‚authentischer‘ öffentlicher Räume kommt hinzu. Dafür werden neue künstlich geschaffen, die den Interessen der MallbetreiberInnen dienen. Der Ulmer Münsterplatz ist in diesem Sinn als ‚authentischer‘, nicht von Privatinteressen gesteuerter öffentlicher Raum zu verstehen, dessen NutzerInnen der Zufälligkeit des Wetters, der Ereignisse und der menschlichen und nicht-menschlichen Begegnungen ausgesetzt sind.

617Norbert Gestring u.a.: Verunsicherung und Einhegung – Fremdheit in öffentlichen Räumen. In: Georg Glasze/Robert Pütz/Manfred Rolfes (Hg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Untersuchungen aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Frankfurt am Main 2005, S. 223-252., hier S. 226.

618Legnaro/Birenheide 2005, S. 15.

4.3.1 Erleben historischer Räume in der Stadt

Das Erleben von Geschichtlichkeit bezieht sich vor allem auf die historische Bedeutung des Münsters und erst in zweiter Linie auf den Platz als seinen Standort:

„Also ich habe mir schon öfters drüber Gedanken gemacht, dass es eigentlich schade ist, dass man einfach immer nur so drüber läuft und es [das Münster, M.K.] nicht beachtet. Und wenn man dann aber mal hier steht, wird einem dann schon bewusst: Hier ist wirklich das Münster, es ist eine sehr schöne Kirche, mit Geschichte. Man denkt da aber sehr selten drüber nach.“⁶¹⁹

Eine solche Geschichtlichkeit schreiben die InterviewpartnerInnen dem Münster und anderen historischen Elemente des Platzes zu. Als Gegensatz dazu erlebt ein Interviewpartner das Stadthaus⁶²⁰: „Das Stadthaus blende ich eigentlich immer aus, also es ist nicht so, dass es mich nicht interessiert oder dass ich eine Abneigung habe. Aber das ist halt ein Gebäude, wo halt keine Geschichte drin ist.“⁶²¹ Die fehlende Historizität lässt das Gebäude im Kontext des historischen Ortes Münsterplatzes zurücktreten.

Auch andere Elemente des Münsterplatzes sind für die InterviewpartnerInnen historisch bedeutsam, wie zum Beispiel die vor dem Münsterportal in den Boden eingelassene Bronzeplatte. Sie wurde 1977 zum 600-jährigen Jubiläum des Münsters gestiftet. Im Zentrum der kreisrunden Platte ist der Stadtname Ulm eingraviert. Darum herum sind Namen, Richtung und Entfernungen anderer Standorte christlicher Sakralbauten gruppiert: New York, Madrid, Straßburg, Paris, London, Köln, Amsterdam, Stockholm, Berlin, Dresden, Moskau, Prag, Warschau, Wien, Budapest, Jerusalem, Rom, Zürich, Mailand.

⁶¹⁹Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 184-188.

⁶²⁰Vgl. 3.5 Das Stadthaus, S. 132.

⁶²¹Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 903-905.



Abb. 64: Fotografie der Bronzeplatte vor dem Münster (Quelle: Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010.)

Ein Interviewpartner fotografiert mit folgendem Kommentar diese Bronzetafel:

„Ich möchte natürlich die Bronzetafel fotografieren. Ich weiß zwar nicht, wie alt die ist, aber ich weiß, dass Ulm früher im Mittelalter eine wahnsinnig wichtige Stadt war, weil es im Endeffekt die erste Stadt nach den Alpen war. Und gut, deswegen wird wahrscheinlich auch hier diese Bronzetafel eingelassen sein, weil es einfach das Haupt- oder halt ein Handelszentrum war.“⁶²²

Er verknüpft die historische Bedeutung der Stadt als Handelszentrum mit der ihm bedeutend anmutenden Bronzeplatte. Auf den Brunnen reagiert er ähnlich:

„Zu dem Brunnen kann ich jetzt eigentlich gar nichts sagen, den finde ich eigentlich ein bisschen unscheinbar, aber hat mit Sicherheit auch irgendwas auf sich: kulturell, geschichtlich, keine Ahnung.“⁶²³

Brunnen, Bodenplatte und vor allem dem Münster werden Historizität und damit kulturelle Bedeutung beigemessen. Diese ist – gerahmt durch erlernte Deutungsmuster – sinnlich und leiblich erlebbar. Gernot Böhme spricht in diesem Zusammenhang von der Existenz einer stadträumlichen Historizität im Erleben. Die Eindrücke „historischer Tiefe“ würden sich „keineswegs bloß in Zeichen manifestieren, vielmehr sind sie Anmutungsqualitäten, die gespürt werden.“⁶²⁴ Diese seien unter Umständen die gleichen Qualitäten, die auch als Zeichen gelesen werden können, manchmal aber auch ganz andere, so Böhme.

⁶²²Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 471-475.

⁶²³Ebd., Zeile 77-80.

⁶²⁴Dieses und das vorhergehende Zitat: Böhme 2006, S. 134.

Die historische Bedeutung des Münsters wird nicht nur im Gegensatz zum Stadthaus aufgebaut. Auch der Vorplatz hilft bei der Kontrastierung. So definiert eine Interviewpartnerin das Münster im Gegensatz zum Münsterplatz als einzigen historischen Bezugspunkt von Bedeutung:

„I: Und hat der [Münsterplatz, M.K.] sonst noch eine Bedeutung für die Ulmer Bürger oder Einwohner?

IP: Eine historische denk ich eher nicht, weil sich das immer wieder gewandelt hat, was auf dem Münsterplatz war. Früher ganz früher war da mal ein Kloster, da gab's auch nicht den Platz wie jetzt. Also durch das Münster ist natürlich schon ein zentrales Ding schon immer gewesen, aber er [der Münsterplatz, M.K.] ist nicht so irgendwas gewachsenes, was sich da weiter entwickelt hat.“⁶²⁵

Die Entwicklung des Münsterplatzes begreift sie als nicht-historisch. Im Gegensatz dazu setzt sie das Münster als einzigen historischen Bezugspunkt. Geschichtlich ist für sie das, was statisch überdauert hat und in eine weit entfernte Vergangenheit verweist. Dieses populäre Geschichtsverständnis ist sicherlich für viele Fälle des Erlebens von Stadtraum prägend.

Einige InterviewpartnerInnen stellen die repräsentative Bedeutung des Münster heraus, indem sie den Vorplatz als unbedeutend und unscheinbar beschreiben: „Die meisten beachten wahrscheinlich den Platz an sich gar nicht, weil das Münster davorsteht. Das ist sicher der Hauptanziehungspunkt für die ganzen Leute.“⁶²⁶ Ein anderer Interviewpartner wertet den Platz gegenüber dem Münster ab: „Das [Münster, M.K.] ist ein wunderschönes Gebäude und der Platz an sich eben nicht.“⁶²⁷ Der Münsterplatz wird im Vergleich mit dem Münster jedoch für *langweilig* gehalten: „Es ist ungefähr genau zwischen den Aussagen, der Münsterplatz ist langweilig und das Münster ist imposant. Aber der Platz ist mir in Richtung langweilig einfach egal.“⁶²⁸

625Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 988-995.

626Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 17f.

627Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 138f.

628Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 159-161.

Das Münster als Kulisse

Da das Münster historisch und damit repräsentativ und bedeutungsvoll erlebt wird, kommt die Frage auf, inwiefern das Münster auch als Hintergrund für das Platzleben fungiert:

„Also WM, das war spannend, wie viele unglaublich viele Menschen hier verweilen und die Leinwand war da, wo wir gerade sitzen und die Zuschauertribüne ums Stadthaus herum. Das heißt jeder hat irgendwie auch noch das Münster gesehen. Das war ein Grund, warum Pink auch hier gern gespielt haben und The Who, weil die Kulisse hast du halt eigentlich nirgends, das ist klar.“⁶²⁹

Nicht nur für Großveranstaltungen ist das Münster *eine Kulisse*, sondern auch für alltägliche private Tätigkeiten:

„Manchmal im Sommer sind die Leute da, die da halt was machen irgendwie. Eine Capoeira-Gruppe hab ich da mal gesehen oder halt so Feuertänzer. Und das ist schon geil mit der Kulisse [des Münsters, M.K.] halt einfach.“⁶³⁰

Ein Interviewpartner schätzt die Atmosphäre, die das Münster dem Vorplatz gibt: „Einfach hier relaxen weil es einfach eine ruhige Atmosphäre ist, vor allem abends eben – aber man ansonsten viel mitbekommt und im Hintergrund das Münster natürlich wieder, das ist echt schön.“⁶³¹ Diese Fokussierung auf das Münster als Kulisse setzt ein anderer Interviewpartner mit einer alltagspraktischen Geringschätzung des Platzes gleich:

„Und dann nach und nach mitzukriegen, wie wichtig das ganze für die Ulmer ist, das war ziemlich interessant. Obwohl sie den Platz an sich nie nutzen; ich kenn das halt von anderen Plätzen wie Tübingen oder Freiburg, wo der Platz wirklich auch was wert ist. Das ist den Ulmern der Platz nicht wert, aber das Münster komischerweise, das ist so eine Ambivalenz, wo die da haben, das wundert mich total, weil grad in Freiburg, da triffst du dich halt ums Münster oder in Tübingen, da ums

629Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 856-860.

630Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 780-782.

631Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 65-68.

Rathaus rum, sind auch die Plätze, wo eigentlich dann auch wichtig sind.“⁶³²

Hier trifft der Interviewpartner eine Unterscheidung zwischen einem Vorplatz als ‚Platz an sich‘ und ‚Platz mit Münster‘, mit der er verschiedene Nutzungen des Platzes ausdrücken möchte, die einander ausschließen: Zum einen sieht er eine alltagspraktische Nutzung des Platzes als Verweilplatz, zum anderen sieht er eine symbolische Nutzung des Platzes, die sich auf die historische Bedeutung des Münsters bezieht.

In den bisherigen Belegen zeigt sich, dass sich eine symbolische und alltagspraktische Nutzungsweise stets überschneiden. Die Fußball-Weltmeisterschaft hätten die ZuschauerInnen auch an einem anderen Ort gesehen und auch ein Abend in einer ruhigen Atmosphäre im Freien hätte ohne das Münster stattgefunden, jedoch ist es ein raumqualitativer Ergänzungspunkt für die jeweiligen NutzerInnen. „[S]obald der formale Aufwand nichts mehr auszeichnet“, könne man von Architektur als „Kulissenbau“⁶³³ sprechen, so Wolfgang Pehnt. Die Ergebnisse vom Ulmer Münsterplatz zeigen jedoch allesamt, dass das Münster nicht in diesem Sinne als Kulisse zu bezeichnen ist, denn es findet stets eine Verbindung von ästhetischem Erleben und alltagspraktischer Nutzung statt, wie sie bereits genauer beschrieben wurde. Das Münster wird im Alltag der Gegenwart als emotionale Ressource benutzt, die identitätsstiftende, vergemeinschaftende und emotionale Funktionen erfüllt. Das Erleben historischer Tiefe gehe, so Gernot Böhme, stets mit einem heimatlichen Wohlgefühl einher: „Die Dimension der historischen Tiefe bzw. die Atmosphäre einer gewachsenen Stadt ist aber für das Heimatgefühl und das Gefühl der Geborgenheit ihrer Bewohner von größter Wichtigkeit.“⁶³⁴

4.3.2 Identifikation: Verortung des Selbst

Symbolische und alltagspraktische Nutzungen des Platzes überlagern sich im Stadtraum: Einerseits schreiben die InterviewpartnerInnen dem Platz symbolische Bedeutung als Repräsentant der Stadt zu. Andererseits werden subjektive

⁶³²Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 488-494.

⁶³³Diese und das vorhergehende Zitat: Pehnt 1983, S. 15.

⁶³⁴Böhme 2006, S. 134.

Verbindungen zum Platz thematisiert. Kollektive Bedeutung, Alltagspraktiken und Biografie überschneiden sich:

„Ja, ich bin gebürtige Ulmerin. Ich bin hier aufgewachsen, ich habe bis zum Ende meiner Schulzeit in Ulm gelebt, dann Studium, Eheschließung, dann Ausland und dann Norddeutschland und lebe seit 30 Jahren wieder in Ulm. Und ich bin in dieser ganzen Zeit eigentlich immer über den Münsterplatz gelaufen. Das ist das Zentrum von Ulm, da spielt sich eigentlich alles Wesentliche ab.“⁶³⁵

Alltägliche Routinen wiederholter Bewegung über den Münsterplatz stellen Verbundenheit her. Über den bedeutungsvollen Münsterplatz als *Zentrum von Ulm, wo sich alles Wesentliche abspielt*, lief meine Interviewpartnerin *eigentlich immer* während sie in Ulm wohnte. In ihren Beschreibungen zeigt sich, dass sie als Bewohnerin und alltagspraktische Nutzerin des Platzes Teil desselben ist. Gleichzeitig bezieht sie sich auch symbolisch auf die Bedeutung des Platzes als repräsentatives Zentrum Ulms. Somit verbindet sie sich selbst in ihrer Biografie mit der dem Münsterplatz inhärenten repräsentativen Ebene. Aber auch ein jüngerer Befragter, der erst seit drei Jahren in Ulm lebt, identifiziert sich mit dem Platz, den er als zu seinem Wohnort gehörig definiert: „[D]er Ulmer Platz, der is schon irgendwie meiner, weil da [in Ulm, M.K.] wohn ich ja schließlich.“⁶³⁶

Bedeutung des Münsterplatzes im Kontext der Stadt

Der Münsterplatz ist das Zentrum der Stadt, woraus seine repräsentative Kraft erwächst. Alles, was sich hier befindet oder hier stattfindet, wird durch den Standort in seiner Bedeutung potenziert und repräsentiert die Stadt:

„Ich persönlich finde das ganz hervorragend, genau an der Stelle, wo man fast sagen kann, das ist das Herz der Stadt, zeigt sich eigentlich [mit Münster und Stadthaus, M.K.] auch die Einstellung der Stadt, nämlich, dass wir Historisches bewahren und trotzdem offen für Neues sind.“⁶³⁷

635Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 4-8.

636Interview Lukas Herczig vom 1.4.2010, Zeile 666-668.

637Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 213-216.

Vor allem das Ulmer Münster ist das zentrale Moment der Identifikation. Aus dem Symbol für die starke Vergangenheit der Stadt und für die Ulmer BürgerInnen speist sich die heutige Identität:

„Also man identifiziert sich natürlich in aller erster Linie mit dem Münster. Das ist das wichtigste, das bedeutendste Gebäude hier. Völlig egal, ob man katholisch oder evangelisch ist. Das ist die Kirche, die die Bürger ja auch gebaut haben und deswegen natürlich besonders. Das ist natürlich heute nicht mehr...also *wir* haben sie nicht gebaut...“⁶³⁸

Auch viele von der Stadt Ulm organisierte oder unterstützte Veranstaltungen finden auf dem Münsterplatz statt, da sie die Belegung des Platzes verwaltet. Die Nutzung des Münsterplatzes impliziert jedoch im Vergleich zu anderen Plätzen stets eine erhöhte Bedeutung der Veranstaltungen:

„Ich glaub auf dem Münsterplatz sind die wichtigeren Sachen für Ulm. In der Neuen Mitte sind halt so manche Sachen von den Läden, Veranstaltungen, die direkt in der Neuen Mitte liegen. Aber auf dem Münsterplatz gibt's eher größere Veranstaltungen, die auch von der ganzen Stadt unterstützt sind.“⁶³⁹

Eine dieser von den InterviewpartnerInnen als wichtig angesehenen Veranstaltungen ist sicherlich der mittwochs und samstags stattfindende Wochenmarkt:

„[Für die UlmerInnen, M.K.] ist er ein zentraler Platz, da ist er ein... also ein ganz zentr..., oder überhaupt wahrscheinlich *der* zentrale Platz. Neben dem Marktplatz. Eben weil diese Märkte, also diese Wochenmärkte dort sind. Und das ist schon ein großer Anziehungspunkt.“⁶⁴⁰

Aus der Perspektive dieser Interviewpartnerin liegt die heutige Bedeutung des Platzes darin, dass der Wochenmarkt als Treffpunkt der Stadtgemeinschaft fungiert. Symbolische und alltagspraktische Nutzungen greifen ineinander. Der Samstagsmarkt sei die „Hauptattraktion für die Bürger“⁶⁴¹. Eine Interviewpartnerin konstatiert sogar, „das gehört bei vielen Familien einfach schon zum Lebensrhythmus“⁶⁴². Der Markt ist

638Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 510-514.

639Interview Joshua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010, Zeile 910-913.

640Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 705-708.

641Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 308-309.

642Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 780f.

eine „Stelle, wo man sich zeigt, wo man gesehen wird, wo man sehen und Gesehen werden möchte.“⁶⁴³

Mit der Praxis der Begegnung an einem repräsentativen Ort zeigen die jeweiligen NutzerInnen auch, dass sie und ihre sozialen Kontakte es wert sind, das Zentrum der Stadt zu bestzen. So bietet beispielsweise der Weihnachtsmarkt eine Gelegenheit, *zufällig* Bekannte zu treffen:

„Vor allem irgendwie dann auf dem Weihnachtsmarkt, da sind ja dann eh irgendwann alle. Also einmal geht man auf jeden Fall hin. Und da trifft man auch sehr zufällig viele Menschen, die man kennt. Oder das ist ja eigentlich schon nicht mehr zufällig. (...) Ja, aber man kann halt alleine hingehen und weiß, an diesem Glühstand stehen 20 Menschen, also es gibt halt so einen Chemiker-Stand. [lacht]“⁶⁴⁴

Beinahe alle InterviewpartnerInnen heben hervor, dass der Markt ein Ort der Kommunikation und Begegnung sei und in dieser Funktion eine essentielle Bedeutung für die städtische Vergesellschaftung habe:

„Für viele Kunden ist der Markt einfach Kult zum sich Treffen. Da hört man auch immer wieder von Leuten draußen, die sagen: Ja, auf dem Wochenmarkt, da muss ich hin, da treff ich den und den oder da treffen wir uns und dann gehen wir miteinander einen Kaffee trinken. Solche Sachen. Also das ist sehr beliebt.“⁶⁴⁵

Der Wochenmarkt bietet einen institutionalisierten Rahmen für persönliche soziale Kontakte: „Ich gehe gerne samstags auf den Markt. Das ist nicht nur zum Einkaufen sehr nett, sondern weil das ein Treff- und Kommunikationspunkt ist.“⁶⁴⁶ Dabei scheint ebenfalls festgelegt zu sein, dass nur der Samstagstermin als Treffpunkt dient: „[Samstags, M.K.] läuft man sowieso dahin, ob man was braucht oder nicht. (...) Mittwochs gehe ich dann wirklich nur, wenn ich was brauch. Da ist es nicht so nett wie am Samstag.“⁶⁴⁷

Auch der Markt hat nicht nur subjektive, sondern auch repräsentative Bedeutung. So

643Ebd., Zeile 655f.

644Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 878-890.

645Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 662-667.

646Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 22-24.

647Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 176-183.

gibt es nicht nur einen Interviewpartner, der den Markt als grundlegende Einrichtung des Ulmer Stadtlebens bezeichnet, ihn jedoch selbst sehr selten besucht:

„Der ist leider immer so ungeschickt, da schlafe ich noch. Unter der Woche ist das arbeitende Volk jetzt nicht unbedingt auf dem Münsterplatz unterwegs oder er ist am Samstag und da machen sie dann um 12 schon zu. Das ist dann auch immer recht knapp, wenn man vielleicht doch noch am Wochenende ausschlafen möchte. Den Wochenmarkt finde ich eine gute Sache, ich komme nur zu wenig hin.“⁶⁴⁸

Allerdings darf nicht vernachlässigt werden, dass diese beschriebene essentielle und zentrale Bedeutung des Markttages vor allem für VertreterInnen eines bürgerlichen Milieus gilt. Nicht alle InterviewpartnerInnen teilen dieses idealisierende Bild des Marktes und sehen sich in seiner symbolischen Bedeutung repräsentiert:

„IP: Den Markt überquere ich auch ganz schnell. Weil da kommen ganz viele Leute, die sonst nicht da sind. Es gibt auch ganz viele von Ehingen und überall her, die fahren rein, und die sind eigentlich ziemlich...ich weiß nicht...ich empfinde sie als unangenehm.

I: Wieso sind die unangenehm?

IP: Das ist das, was ich auch immer nachdenke. Sind die unangenehm, weil sie sonst nicht da sind, weil man das so empfindet? Aber ich glaube eher, das ist das Verhalten: Die sind anders, die sind anders. Ich kann mal mit der Straßenbahn ein Beispiel nennen. Wenn hier in Ulm in der Straßenbahn oder Bus ein Platz frei ist, dann setzt man sich halt hin oder lässt's oder er sagt, ‚Rutsch rüber‘. Und wenn die Art von Leuten, die ich jetzt meine, nur am Wochenende von außerhalb reinkommen, die sagen dann: Ah ist hier frei? Ist ja höflich, ist ja toll. Jeder andere [Ulmer, M.K.] sagt: Sitz hin oder lass es. Das – ich kann es nicht in Worte fassen, aber Sie wissen was ich meine – das ist der Unterschied.“⁶⁴⁹

Der Markt wird von diesem Interviewpartner, einem 1-Euro-Jobber, keinesfalls als vergesellschaftend empfunden, da er sich selbst in einem anderen Milieu verortet. Seine durch Alltagspraktiken bestehende Verbundenheit mit dem Platz stimmt nicht mit der hegemonialen Bedeutung überein. Diese ablehnende Haltung zeigt noch deutlicher, dass der Wochenmarkt eine institutionalisierte Inbesitznahme des Platzes

⁶⁴⁸Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 194-199.

⁶⁴⁹Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 737-751.

durch hegemoniale soziale Gruppen ist, deren soziale Position sich im Besuch des Marktes am kollektiv bedeutsamen Ort bestätigt. Wie eng oder weit das Spektrum der MarktbesucherInnen genau ist, konnte ich im Rahmen der Studie nicht eruieren.

Emotionen als Verortung

Eine Befindlichkeit, die stark mit der repräsentativen Funktion des Ortes bzw. vor allem des Münsters einhergeht, ist Stolz. Diese speist sich aus der Anerkennung von außen und erhebt das Subjekt durch seine Identifikation mit dem Ort zum Trittbrettfahrer der Bedeutung:

„Es ist auch ganz wichtig, dass es [das Münster, M.K.] das Höchste ist. So Sachen. Da fahren die Ulmer schon unglaublich drauf ab. Und, ja, sollen sie ruhig stolz sein, ich mein, das ist auch ein tolles Gebäude. Es ist momentan schon, also es ist schon meine Heimat geworden, aber ich kann diesen städtischen Nationalstolz nicht ganz nachvollziehen, aber sollen sie ruhig, das ist gut so, das tut der Kommune gar nicht so schlecht.“⁶⁵⁰

Ein türkisch-stämmiger Ulmer berichtet, dass er Verwandten und Bekannten in der Türkei gerne von seiner Stadt in Deutschland erzählt, einer „Kleinstadt, Ulm, aber das Gute dran, wir haben das höchste Münster in unserer Stadt und durch dieses Münster ist also unsere Stadt bekannt geworden. Und das erzählt man natürlich schon mit Stolz“⁶⁵¹. Ein anderer Interviewpartner bemerkt:

„Das einzige, was ich noch weiß, ich glaub, dass das Münster, hat glaube ich die... Die kleinen Türme gehören zu den 100 größten Kirchtürmen auch sogar der Welt. Kann ich mir zwar nicht vorstellen, aber da bin ich ganz schön stolz drauf.“⁶⁵²

Dieser Stolz auf das Münster zeigt sich auch alltagspraktisch im wiederholten Aufsuchen und Fotografieren des Bauwerks:

„IP: Und meistens laufen wir am Sonntag spazieren. Das geht immer über den Münsterplatz, weil mein Mann immer den Foto dabei hat und immer

650Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 386-391.

651Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010, Zeile 644-646.

652Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 167-169.

ein Bild vom Münster macht.

I: Jeden Sonntag?

IP: Fast jeden Sonntag. Also irgendwie kommen wir dann immer über den Münsterplatz.⁶⁵³

Die wöchentliche Wiederholung kann als routinierte Versicherung der eigenen Identität gewertet werden. Der Gang über den Münsterplatz schafft eine Vertrautheit, die oftmals das Verhältnis der InterviewpartnerInnen zum Platz prägt. Diese Vertrautheit empfinden die InterviewpartnerInnen als Alltäglichkeit. Dadurch sei es manchmal schwer, *Veränderungen festzustellen*:

„Ich hab so das Gefühl, dass hier kaum was passiert ist, seit ich in Ulm bin. Is schwierig, wenn Du täglich über was drüber gehst, ne Veränderung festzustellen. (...) So groß verändert hat sich von meinem Gefühl nichts. Es sind mehr Touristen geworden – von meinem Empfinden – als am Anfang.“⁶⁵⁴

Man könne aber auch besser hinter die Kulissen sehen, wenn man die täglichen Routinen der Bettler beispielsweise beobachte, die den temporären BesucherInnen des Platzes verborgen bleiben.⁶⁵⁵ So biete der Platz auch eine gewisse Verlässlichkeit:

„Für mich ist der einfach wichtig, dass er schon da ist. Durch das, dass ich da drüber laufen kann und dass ich mit jemanden treffen kann, einfach so ein Mittelpunkt von der Stadt. Wo ich von allen Richtungen auch irgendwie, wo ich von allen Richtungen auch irgendwie schnell dort bin.“⁶⁵⁶

Wiederholung, Gewohnheit und eine damit verbundene Vertrautheit spiegeln sich auch in der Wahrnehmung und Nutzung des Wochenmarkts: „Der Wochenmarkt sieht doch auch jedes Mal wieder gleich aus (...) Das heißt, selbst wenn man jetzt blind wird, weiß man noch, wo man jetzt hin laufen muss, wenn man was kaufen will.“⁶⁵⁷ Gleichförmigkeit und Wiederholung zeigen sich in physisch-räumlicher Hinsicht in der Platzierung der Marktstände. Diese Vertrautheit geht so weit, dass ein

653Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 547-554.

654Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 640-645.

655Vgl. ebd., Zeile 641f; vgl. Interview Udo Karmann vom 25.3.2010, Zeile 463-473.

656Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 1014-1017.

657Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010, Zeile 202-208.

Interviewpartner sogar von „[s]einen Stände[n]“⁶⁵⁸ spricht, sie also durch routinierte Nutzung in Besitz nimmt. Aber auch in sozialer Hinsicht wiederholen sich Anordnungen:

„Und das macht so ein bisschen einen dörflichen Charakter auch, wo du das Gefühl hast: Gut, ich bin jetzt auch schon seit 10 Jahren da, gut, die Käsefrau kennt einen, der Obstmensch kennt einen. Und das macht schon immer was.“⁶⁵⁹

Die Identifikation mit der Stadt Ulm erleben und beschreiben die InterviewpartnerInnen als Heimatgefühl. Das Münster ist dabei ein klares Symbol für ihre Stadt. Durch die Sichtbarkeit des Turms von außerhalb der Stadtgrenzen kündigt sich die Heimat an. Der Turm in seiner Höhe und Sichtbarkeit ist hier wieder als Symbol von Geltungsmacht zu erkennen. Eine ältere Frau verbindet mit dem Anblick des Münsterturms beispielsweise das Gefühl des nach Hause Kommens nach einer Reise:

„Weil man sieht’s auch, wenn man vom Allgäu kommt, man sieht den Münsterturm schon ewig, wenn man von der Alb runterkommt, man sieht ihn schon ewig. Und dann weiß man, aha, jetzt kommen wir heim.“⁶⁶⁰

Die Identifikation mit Stadt und Platz drückt sich in Form von Geborgenheit und Verantwortungsgefühl aus:

„Ich weiß nicht ob’s wirklich mehr der Platz ist, oder ob’s wirklich mehr das Münster ist – also es ist einfach so ein Stück Geborgenheit, was es so vermittelt, so ein angenehmes Gefühl. (...) Wenn ich so neutral [gestimmt, M.K.] hierher komme, ist es also eher so, dass es aufmunternd wirkt. Es sei denn hier macht gerade jemand irgendwas ganz Blödes, über das ich mich ärgere, dass die jetzt hier den Platz einsauen oder irgendwas machen. Also es ist sogar ein Stück, ja das gehört schon fast ein bisschen in meinen, weiß auch nicht, Verantwortungsbereich.“⁶⁶¹

Die Aneignung symbolischer Dimensionen des Ortes zeigt sich in der Praxis des Fotografierens. Diese wird eingesetzt, um beispielsweise Feierlichkeiten, die oftmals

658Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 63.

659Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 805-808.

660Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 345-347.

661Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 242-252.

am repräsentativen Ort Münsterplatz stattfinden, festzuhalten. Die Fotografien fungieren in ihrer weiteren Benutzung als Verweise auf diese biografisch bedeutsamen Momente. Eine Interviewpartnerin verbrachte den Großteil ihres Lebens in Ulm, was fotografisch an Münster und Münsterplatz verankert ist:

„Also da bin ich schon als Kind auch gerne hingegangen. Ja, und dann später bin ich hier konfirmiert und bin im Münster getraut und somit waren das dann immer wieder... Alle meine Bilder die ich so habe, von der Konfirmation, vor dem Münster, auf dem Münsterplatz, von der Hochzeit vor dem Münster, auf dem Münsterplatz. Und somit sind das natürlich eigentlich lebensprägende... Der Münsterplatz zieht sich von klein bis wahrscheinlich zu meinem Ende. Das wär mein Wunsch, eines Tages hier tot umfallen auf dem Münsterplatz. [lacht] Es ist schon also wirklich, also prägend.“⁶⁶²

Ein anderer Interviewpartner, Ende 20-jährig, berichtet über ein wichtiges Ereignis, eine Auto-Rallye. Im Vorfeld wurden auf dem Münsterplatz Fotografien für einen Zeitungsartikel gemacht, auf denen er mit seinem Rallye-Team zu sehen war:

„Das spannendste war ja das mit der Rallye, dass wir da immer die Bilder machen konnten, dass wir im Endeffekt das Wahrzeichen von Ulm eigentlich mitgenommen haben auf die Rallye, eigentlich schon cool.“⁶⁶³

4.3.3 Ambivalenz von Stabilität und Unsicherheit

Geschichtlichkeit, Heimat, Geborgenheit – alle bisher thematisierten emotionalen Ressourcen zeichnen das Bild eines stabilen und verlässlichen Platzes; die ‚gute Stube‘ Ulms, wo man sich in vertrauter Umgebung, die wenig Unerwartetes bietet, immer wieder fester Bezüge versichern kann. Diese Stabilität des Platzes wird jedoch immer wieder in Frage gestellt, beispielsweise durch Ereignisse wie einen unaufgeklärten Mord mitten auf dem Platz. Aber auch im Erleben des Raums gibt es Qualitäten, die von Unsicherheit und Unberechenbarkeit zeugen, wie die Allgegenwart und Kraft des Windes und die bauliche Offenheit des Platzes. Diese erlebte Unsicherheit gibt dem Platz eine Ambivalenz, die öffentlichen Räumen zu eigen ist. So besteht ein zentrales Moment für die Befindlichkeit in öffentlichen

⁶⁶²Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 551-557.

⁶⁶³Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010, Zeile 831-833.

Räumen in ihrer Zufälligkeit und einer gewisse Unberechenbarkeit, wie sie sich nur dort findet. Die freie Zugänglichkeit des Stadtraums für verschiedene Menschen und Ereignisse sowie die Lage unter freiem Himmel ermöglichen keine umfassende Kontrolle durch das Subjekt: Man kann immer in unerwartete Situationen geraten: eineN BekannteN treffen, bei einem Regenschauer nass werden, in eine Demonstration geraten.

Die durchgängige Erzählung von Sicherheit und Geborgenheit, die die InterviewpartnerInnen am symbolischen Mittelpunkt der Stadt, dem Münsterplatz, verspüren, werden durch Ereignisse in Frage gestellt, welche in den Interviews immer wieder thematisiert werden. Im November 1990 wurde der 28-jährige Rafael Blumenstock erstochen und mit verstümmeltem Gesicht auf dem Münstervorplatz gefunden. Bis heute ist der Fall nicht aufgeklärt; eine in den Boden eingelassene Tafel erinnert daran.



Abb. 65: Gedenktafel für Rafael Blumenstock (Quelle: Kiron Nandi)

Eine Interviewpartnerin beschreibt ihre Gefühle, die sich aus der Erinnerung an dieses Ereignis speisen:

„IP: Hat’s keiner gehört, es hat keiner etwas gesehen. Niemand, der sich irgendwie dazu äußern konnte. Irgendwie geht mir das nicht aus dem Kopf. (...) Wenn ich da drüber laufe... Obwohl ich mitten in der Stadt bin, da wohnen welche. Natürlich nicht so sehr viele Leute... Es sollen jetzt

mehr Wohnungen gebaut werden, es werden auch mehr Wohnungen gebaut.

I: Warum waren jetzt die Ulmer so erschreckt, dass das auf dem Münsterplatz passiert ist?

IP: Warum hat uns das so erschreckt? Nicht, dass einem dieser Platz irgendwie heilig ist, aber so direkt neben der Kirche und im Zentrum der Stadt, das für die Bürger so wichtig ist, da ist so etwas ja enorm. Also ich weiß nicht, ob das ausreichend ist, aber das hat eine andere Bedeutung, wie wenn einer in der Frauenstraße umgebracht wird.⁶⁶⁴

Dass an diesem Ort in der symbolischen Mitte der Stadt und der Stadtgesellschaft unbemerkt ein Mord geschieht, dessen Täter man bisher nicht gefasst hat, zeigt die Schwäche und Verletzlichkeit des Ortes.

Offenheit des Vorplatzes

Das Erleben des Ausgesetzt Seins des Subjekts, zeigt sich auch in der Thematisierung des Windes, der auf den flächigen Freiraum des Vorplatzes bezogen wird. So trage einerseits die Freifläche zur Entwicklung des kalten, zugigen Mikroklimas bei, andererseits bieten sie für die NutzerInnen keine Schutzmöglichkeiten vor Wetterereignissen:

„Das ist einfach aufgrund dieser riesigen Gebäudemasse und dieser Freifläche entwickeln sich hier einfach auch unglaubliche unterschiedliche Winde und das bringt es einfach mit sich, dass es hier eigentlich fast immer zieht.“⁶⁶⁵

Die Präsenz eines starken Windes wird mit der offenen Freifläche und den baulichen Merkmalen in Verbindung gebracht:

„Wenn es [das Wetter, M.K.] nicht so gut ist, dann guckst halt, dass du schnell über den Platz kommst, weil es dann nicht angenehm ist. Weil er keine Nischen hat, wo du dich locker hinstellen kannst. Also es ist nichts windgeschütztes da. Und natürlich auch, wenn’s jetzt voll regnet oder

664Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010, Zeile 269-292.

665Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 276-278.

pisst oder so: Klar, was willst auf dem Münsterplatz?“⁶⁶⁶

Die bauliche Offenheit erleben die InterviewpartnerInnen als zusätzlichen Aspekt der Exponiertheit: „Also, wenn Wind ist, dann ist es so richtig schlimm, da gibt es keine so richtig gute Ecke. Egal wo. Das weiß ich. Ne, das ist echt schlimm, es gibt tatsächlich keine.“⁶⁶⁷ Genauso wird aber auch die Wärme des Sonnenscheins auf dem Münsterplatz als besonders intensiv wahrgenommen:

„Sobald das Wetter halt gut wird (...) strömen die Leute dann tatsächlich auf den Platz, weil er halt auch dementsprechend Wärme aufnimmt, durch den Beton [Stein, M.K.] und das dann schön langsam auch später wieder abgibt.“⁶⁶⁸

Die Flächigkeit des Vorplatzes ermöglicht eine lange und direkte Sonneneinstrahlung, so dass sich der Stein aufheizen kann.

Frei zugänglich ist der Platz nicht nur für Wetterereignisse, sondern auch für Menschen. Die Offenheit wurde von einem Interviewpartner bei einer Demonstration⁶⁶⁹ als Gefährdung empfunden, weil auch die Polizei den Platz schlecht *abschotten* könne und Sicherheit für die Demonstrierenden schwer zu gewährleisten sei:

„Und da [bei einer großen Demonstration, M.K.] hab ich auch ein bisschen Bedenken gehabt auf dem Platz, weil er halt dann wiederum auch so zugänglich ist. Du kannst den nicht so leicht abschotten oder so. Also da, das kann dann schon auch so kippen.“⁶⁷⁰

Die Offenheit des Platzes ist einerseits eine Zugänglichkeit aus der Sphäre der Luft und des Himmels, als für Wind und Wetter⁶⁷¹. Andererseits bedeutet sie auch Zugänglichkeit für Menschen und Ereignisse. Beide Aspekte der Offenheit sind

666Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 726-729.

667Ebd., Zeile 151-153.

668Ebd., Zeile 84-86.

669 Genehmigte NPD-Demonstration in Ulm und Neu-Ulm und die Kampagne „Ulm gegen Rechts“ am 1. Mai 2009.

670Interview Michael Stock vom 1.4.2010, Zeile 825-828.

671In Forschungen zu natürlicher Umwelt wird die Frage diskutiert, inwiefern dieser terrestrische bzw. aerische Herkunft zugeschrieben wird, ob also die materiellen (Erde) der immateriellen (Luft/Himmel) Elemente als prägend betrachtet werden. Tim Ingold stellt hier beispielsweise die Begriffe „landscape“ und „weather world“ einander gegenüber. (Vgl. Tim Ingold: *Being Alive. Essays on Movement, Knowledge and Description*. London/New York 2011, S. 126-135.)

gleichzeitig Unberechenbarkeit und Überraschung für das Subjekt.

Der Wind als wirkmächtige Präsenz

Im Stadtraum beeinflusst der Wind auch die Art und Weise, wie die Praktiken ausgeführt werden – Körperhaltung, Bewegungsstil und Geschwindigkeit: „Der Weg [über den Platz, M.K.] wird ziemlich schnell genommen und im Sommer ist es ein bisschen beschwingter das Ganze. Aber es ist halt wirklich ein kalter, also wirklich zugig kalter Platz.“⁶⁷² Auch bestimmte Körperhaltungen werden als typisch für das Überqueren des Platzes bei Wind oder kalten Temperaturen beschrieben: „Dann guck ich, dass ich möglichst schnell drüber laufe. Ach ja, aber so [macht eine Geste des Zusammenkauerns, M.K.] lauf ich auch nicht drüber.“⁶⁷³ „Im Winter, wie gesagt, da rennt wirklich nur jeder drüber, Kragen hoch, Hut runter“⁶⁷⁴. „Du musst dann meist noch alles festhalten, damit es nicht wegbläst“⁶⁷⁵. Jedoch nicht nur die Art und Weise der Praktiken, sondern auch die Entscheidung über die genaue Route der Bewegung wird als wetterabhängig beschrieben:

„Also bei schönem Wetter, wenn es windstill ist, laufe ich auch gerne schräg über den Münsterplatz. Aber dadurch, dass es sehr oft windig ist [lacht], nutze ich dann irgendwie die Häuser als Windschutz.“⁶⁷⁶

Der Wind habe nicht nur Einfluss auf die Praktiken und subjektiven Befindlichkeiten der Erlebenden. Die Wahrnehmung seiner Wirkmacht dehnt sich auch auf die gebaute Umwelt aus. Dabei ist einerseits eine zerstörende Einflussnahme des Windes auf die baulichen und materiellen Strukturen gegeben, wenn beispielsweise Gegenstände durch die Luft geschleudert werden. Diese Form der Bewegung von Gegenständen hat einen dramatischen Charakter, handelt es sich doch um eine Auflösung der menschlich generierten Ordnung:

„Also das war rabenschwarz und es hat angefangen mit Hageln und hat gewindet, wie ich das noch nie hier erlebt hab. Das war echt übel. Die

672Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010, Zeile 751-754.

673Interview Gerlinde Förster vom 31.3.2010, Zeile 105-106.

674Interview Ilse Girsch vom 8.6.2010, Zeile 547-548.

675Ebd., Zeile 386-387.

676Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 72-74.

Schilder sind hier alle umgeflogen, die Tische und Stühle rum geflogen und das Wasser von dem Brunnen ging aufwärts. Und dann haben wir uns da in den Hauseingang gerettet. Irgendwie. (...) Ja also das ist schon krass. So in dieser Art hab ich das noch nie erlebt. Aber es windet manchmal echt schon so richtig.⁶⁷⁷

Die InterviewpartnerInnen beschrieben auch eine beschützende Wirkung. So führen einige den Erhalt des Münsters im Zweiten Weltkrieg auf die Ablenkung der Geschosse durch die Fallwinde zurück:

„Der Herr Niedermüller sagt, das kommt von der Höhe [des Münsters, M.K.]. Weil durch die Höhe so bestimmte Winde entstehen. (...) Und das sei ja auch ein Grund gewesen, dass das Münster im Krieg nicht zerstört worden sei. Da seien die Dinger irgendwie durch den Wind abgedriftet worden.“⁶⁷⁸

Andererseits bringen die durch den Wind verursachten Störungen die Menschen dazu, bauliche Maßnahmen zu ergreifen:

„Aber es gibt hier schon manchmal ordentlich Wind. Und wenn dann tatsächlich also wirklich Sturm ist...da kam es auch schon vor, dass auch die Sonnenschirme, die dann nachher da wieder aufgebaut werden, weggeflogen sind. Und inzwischen, da bauen die da auch gerade, werden die jetzt im Boden verankert, also so richtig fest einbetoniert, dass man die dann halt bei Wind wahrscheinlich zumacht, aber dass nichts wegfliegen kann.“⁶⁷⁹

Das Erleben des wirkmächtigen Windes geht mit seiner Naturalisierung einher. Der Wind auf dem Münsterplatz wird als unausweichlich und absolut erlebt: „Das ist total blöd, aber was ich nicht mag, ist, dass es dort immer total windig ist. Da kann ja auch der Münsterplatz nichts dafür. Aber das ist wirklich einfach störend.“⁶⁸⁰ Die Interviewpartnerin sieht den Wind als Naturphänomen und findet es deshalb eigentlich unangemessen, sich daran zu stören und den Platz zu meiden. Der Wind steht somit als Naturphänomen nicht im Einflussbereich des Menschen. Im Erleben des Windes

⁶⁷⁷Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010, Zeile 326-342.

⁶⁷⁸Interview Ursula Busch vom 13.4.2010, Zeile 300-308.

⁶⁷⁹Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010, Zeile 304-309.

⁶⁸⁰Interview Anna Meisner vom 31.3.2010, Zeile 574f.

ist die leibliche Komponente eng mit kollektivem Wissen und Narrationen beispielsweise um die Entstehungsbedingungen und Ausprägungen des Windes verbunden.

4.4 Zusammenfassung

Bewegung

Bewegung ist aus kulturwissenschaftlicher Perspektive als übergreifendes Moment des Stadtraums zu sehen. So wird nicht zwischen Gehen und Stehen als Bewegung und Nicht-Bewegung unterschieden. Vielmehr lassen sich einzelne Praktiken in einen größeren Zusammenhang der Bewegung einbetten. Dabei ist diese zum einen Merkmal des Ortes, zum anderen Bedingung des Erlebens. Beides hängt eng miteinander zusammen, denn sich bewegend Menschen bringen einen dynamischen Ort hervor, der wiederum als solcher aus der eigenen Bewegung heraus erlebt werden kann.

Die InterviewpartnerInnen thematisieren stadträumliche Bewegung stets in einem Gegensatzpaar von Verweilen und Passieren. Das Passieren wird vor allem mit der Zentralität und damit Verkehrsfunktion des Platzes erklärt und somit als natürlich, alltäglich und zweckdienlich verstanden. Passieren wird im Interviewgespräch als unvereinbar mit der Möglichkeit ästhetischen Erlebens gesehen. Gleichzeitig jedoch sind im Interviewmaterial Momente des ästhetischen Erlebens gerade in Praktiken der Routine und Zweckgerichtetheit verankert. Dies weist darauf hin, dass die InterviewpartnerInnen ihr ästhetisches Erleben nicht als solches einschätzen, vielleicht gerade *weil* es im Alltag stattfindet. Das empirische Material zeigt deutlich, dass Alltagspraktiken und ästhetisches Erleben durchaus aneinander gebunden sind. Damit widerspricht es den expliziten Aussagen der InterviewpartnerInnen, die jedoch durch die Kontextualisierung mit Diskursen in Kapitel 4.1.3 erklärt werden. Das Verweilen erscheint im Erleben der InterviewpartnerInnen vor allem als Exponieren der eigenen Person und als aktive Raumeignung. Es ist positiv konnotiert und wird stets gegen das als negativ empfundene Passieren abgegrenzt. Dass das Verweilen in

diesem Sinne eine Erscheinung der Nachkriegszeit ist, zeigt sich hier in den Praktiken und im Erleben der InterviewpartnerInnen: Während Personen aller Altersstufen das Verweilen positiv bewerten, wird es nur von den Jüngeren so praktiziert und mit subjektiv angenehmen Gefühlen verbunden. Genauso zeigt sich jedoch auch, dass dies nur für Nord- und Mitteleuropa zu gelten scheint: Ältere Personen, die im Stadtraum verweilen, haben oftmals Migrationshintergrund.

Der Gegensatz von Verweilen und Passieren erklärt sich in einem Rückblick auf die städtebauliche Leitbildentwicklung und gesellschaftliche Wertevorstellungen. Mit dem Urbanitätsdiskurs, der das Ende der funktionalistischen Stadt bedeutet, rückt der zu Fuß gehende Mensch, der einen dafür vorgesehenen Stadtraum genießen möchte, in den Vordergrund. Dieser scheinbare Abschied vom Funktionalismus und die damit einhergehende Humanisierung lässt sich jedoch auch als neue Funktion der Stadt deuten. Diese liegt in einer Ökonomie der Freizeit, Entspannung, des Genuss und der Unterhaltung im Stadtzentrum.

Gebaute Umwelt

Die gebaute Umwelt in Form von Gebäuden und anderen Objekten hat eine stark strukturierende Wirkung auf alle Dimensionen des Stadtraums, weil sie nicht ‚nur‘ physische Form, sondern auch Medium des Sozialen ist. Bei den subjektiven Vorstellungen darüber, welche Teilbereiche zum Münsterplatz gehören, zeigen sich unterschiedliche Muster. Diese hängen von der jeweiligen Benutzungsweise des Interviewten, aber auch von deren oder dessen Imaginären ab. Die Definitionen des Münsterplatzes erfolgen über Kategorien (offiziell, inoffiziell, Atmosphäre, Form und Größe, Stattfinden offizieller Veranstaltungen), die jeweils auch an die Vorstellung eines Platzes im Allgemeinen anknüpfen.

Das zentrale Ordnungsprinzip des Münsterplatzes ist der Münsterbau, welcher dem Platz entsprechend *vorne* und *hinten* zuweist. Diese Orientierungen nutzen die Interviewten in ihren alltäglichen Praktiken und sozialen Interaktionen. Dabei geht die topologische Lage mit einer symbolischen einher: Die Vorderseite ist die repräsentative, regulierte Schauseite, die Rückseite dafür eher frei, aber

vernachlässigt. Praktiken und Erleben richten sich an diesen symbolischen Richtungen aus. Besonders die räumlichen Struktur des Vorplatzes ist nur in der Konstellation Münster-Vorplatz wirksam: Vom Platz aus ist das Münster sichtbar, vom Stadthaus aus sind es Münster und Vorplatz. Dabei erleben die InterviewpartnerInnen die Beziehung zwischen Münster und Vorplatz sehr unterschiedlich. Aber auch in der Spannung von Mitte und Rand entwickelt der Vorplatz als reiner Typus eines Platzes seinen sozialräumlichen Charakter: Praktiken des Sehens und Gesehen werdens, des Sich Zeigens und Zuschauens ordnen sich entsprechend dieser Spannung an.

In der Fokussierung der Beziehung von Mensch und individuellem Bauwerk sind es einerseits das Münster, andererseits das Stadthaus, welche im Erleben eine Rolle spielen. Die zentrale mit dem Münster zusammenhängende Praxis ist seine Betrachtung, vor allem die des Westturms. Hier werden in besonderer Weise Machtbeziehungen deutlich. Diese changieren zwischen Bewunderung oder Unterwerfung und abweichenden Praktiken, die die im Turm angelegte Machtgeste ironisieren, überspitzen oder umdeuten. Die Beziehungsmuster mit dem Stadthaus hingegen zielen auf ganz andere Praktiken ab. Kaum berichtet wird von der Betrachtung des Bauwerks, mehr hingegen von den Umständen seiner Planung und Errichtung. Es ist also weniger als historisch gegebenes Bauwerk präsent, denn als lokales Symbol und Erinnerung an seine Entstehungszusammenhänge. Vergleicht man die Praktiken, in die das Stadthaus involviert ist, mit denen, die das Münster einbinden, zeigt sich, dass man nicht von einer generellen Art der Wirksamkeit gebauter Umwelt ausgehen kann. Denn Münster und Stadthaus entfalten sich in jeweils unterschiedlichen Dimensionen des Erlebens.

Schließlich wird am Beispiel der mobilen Stühle auf dem Platz die Bedeutung und Rolle von Objekten im Stadtraum klar. Diese treten als Affordanz oder Spur auf ganz unterschiedliche Weise mit den NutzerInnen in Wechselwirkung. Sie können zu Handeln oder seiner Unterlassung auffordern oder Aufschluss über soziale Konstellationen oder eventuell stattgefundenere Ereignisse geben. Im Fall des Münsterplatzes sind es die mobilen Stühle mit ihrem starken Aufforderungs- und Erzählcharakter, welche die reduzierte Gestaltung des Vorplatzes in Hinsicht auf seine

Nutzung kompensieren.

Stadtraum als emotionale Ressource

Zentrale Themen des Münsterplatzes sind für die InterviewpartnerInnen seine ‚Historizität‘ wie die darauf beruhende repräsentative und symbolische Funktion. Diese Merkmale werden in der Verbindung mit dem Selbst bzw. mit der subjektiven Biografie zu emotionalen Bindungen. Von Seiten des Subjekts sind Anknüpfungspunkte für solche Bindungen nötig. Der untersuchte Stadtraum bietet als entsprechende Ressource symbolische und repräsentative Aspekte für die NutzerInnen.

Auf dem Münsterplatz erleben die InterviewpartnerInnen Historizität vor allem in Form des Münsters, einer Bronzeplatte und eines Brunnens – mit dem Stadthaus als Gegenbild. Das Erleben von Historizität speist sich stark aus leiblich-sinnlichen Eindrücken, weniger aus kognitivem Wissen. Die gespürte Geschichtlichkeit geht einher mit Gefühlen der Geborgenheit, Stabilität, Geltung und Wichtigkeit. Dass diese Eigenschaften zentrale Kategorien des Platzes darstellen, wird deutlich, wenn das Stadthaus als ahistorisch, also mit einem negativen Merkmal, beschrieben wird – und nicht etwa als modern. Dabei wird die Bewunderung der Vergangenheit für die NutzerInnen durch Identifikation zu einer Erhebung des Selbst. Mit der erlebten Geschichte also werden vor allem emotionale und identitäre Ressourcen gehoben. Deren gegenwartsbezogene Nutzung zeigt sich in den Beschreibungen des Münsters als ‚Kulisse‘ für alltagspraktische und freizeitliche Tätigkeiten der InterviewpartnerInnen. Vom Münster ausgehende Raumqualitäten des Historischen, der Geborgenheit und Einmaligkeit machen den Platz für die InterviewpartnerInnen zu einem Ort, den sie vor allem in der Freizeit auch bewusst aufsuchen. Die (emotional angenehmen) Spuren der Geschichte werden mit heutigen Alltagsaktivitäten verknüpft.

Identifikation basiert auf einer Verknüpfung von symbolischer Bedeutung des Stadtraums mit biografischen und alltagspraktischen Dimensionen des Subjekts. Die symbolische Bedeutung des Münsterplatzes liegt für die InterviewpartnerInnen vor

allem in seiner Zentralität, die sich auf seine topologische Lage in der Stadt, seine Rolle für das gesellschaftliche Leben der Stadt und auf die (vergangene) Geltung Ulms für Deutschland und darüber hinaus bezieht. Die Emotionen, die die InterviewpartnerInnen mit dem Münsterplatz verbinden, reichen von Stolz und Verantwortung über Vertrautheit und Verlässlichkeit bis hin zu Bewunderung und Heimatgefühl. Die Verbindung des Selbst mit der Bedeutung des Platzes geschieht zum einen diskursiv, zum anderen über Praktiken.

Durch seine Bedeutungen und Potenziale bietet der Stadtraum einen Anknüpfungspunkt für identitäre Bedürfnisse. Die NutzerInnen können ihn in seinem Eigencharakter, seinen Bedeutungen und als „geronnene und geschichtete Geschichte“⁶⁸¹ also aktiv nutzen und je nach ihren Bedürfnissen auf diese Ressourcen zugreifen. Dies bedeutet, dass Stadtraum selbst als Ressource begriffen werden muss. Die Ressourcen des Münsterplatzes sind jedoch keinesfalls auf die Stabilität und Sicherheit von Historizität beschränkt, auch wenn diese ein sehr starkes Moment darstellt. Die Unberechenbarkeit und Dynamik öffentlicher Räume tritt ebenfalls deutlich hervor. Atmosphärisch spielt dabei die Offenheit des Vorplatzes eine zentrale Rolle, die zum einen Zugänglichkeit für Wind und Wetter, also die immaterielle Sphäre bietet, zum anderen für Menschen und Ereignisse. Mit beiden Merkmalen werden unerwartete und unkontrollierbare Situationen verbunden, die zwischen Gefühlen der positiven Spannung und der Unsicherheit changieren. In diesem Spektrum sind auch Narrationen der Unsicherheit angesiedelt wie der sogenannte „Blumenstock-Mord“. In den atmosphärisch und narrativ präsenten Irritationen von Sicherheit und Stabilität zeigt sich der Münsterplatz als ambivalenter öffentlicher Raum. Gerade diese Ambivalenz ist es, die den NutzerInnen sowohl ein festes Fundament für Identifikation als auch Flexibilität für die gegenwartsbezogene Alltagspraktiken gibt. Diese Ambivalenz trägt der Platz in Form seiner Raumqualitäten nach außen. So ist die Atmosphäre eines Stadtraums auch stets Ausdruck seiner Geschichte und des ihm anhaftenden kollektiven Wissens. Diese Ressourcen sind multi-dimensional erlebbar und können in biografische Zusammenhänge eingeflochten werden.

681 Aleida Assmann: Geschichte findet Stadt. In: Moritz Csáky (Hg.): Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem Spatial Turn. Bielefeld 2009, S. 13-28, hier S. 18.

5 Erlebter Stadtraum – Schlussbetrachtung

Erlebter Stadtraum ist die Begegnung zwischen Umwelt und Mensch so wie zwischen materiellen und immateriellen Aspekten. Die konzeptionelle Überwindung der darin enthaltenen Dichotomie von Subjektivität und Objektivität ist eine zentrale Herausforderung für die wissenschaftliche Beschäftigung mit Stadtraum. Jede Vorstellung einer Verbundenheit oder Einheit von Umwelt und Mensch benötigt eine Idee davon, wie beide zueinander in Beziehung stehen. Die vorliegende Untersuchung nutzt hier den Begriff des Erlebens. Ausgehend von diesem entwickelt sie eine umfassende Bearbeitung des Themas Stadtraum: So wird erstens theoretisch das Erleben als begrifflicher Rahmen entfaltet, um eine differenzierte Relationalität von subjektiven und objektiven Anteilen des Stadtraums zu beschreiben. Aus analytischer Sicht stellt die Arbeit zweitens die Raumqualitäten als ein vom Begriff des Erlebens hergeleitetes analytisches Instrument zur Verfügung. Die empirische Untersuchung des konkreten Stadtraums Münsterplatz arbeitet drittens Präsenzen und Verdichtungen als Muster der Bezogenheit von Mensch und Umwelt heraus.

Erleben als Grundbegriff

In der Reflexion eines phänomenologischen Ansatzes wird der Begriff des Erlebens differenziert ausformuliert. Er impliziert die Verbundenheit von Mensch und Umwelt, in der das Erleben selbst als Vorgang betrachtet wird, der erst in einer Einheit aus subjektiven und objektiven Aspekten überhaupt möglich ist. Diese grundlegende Verbundenheit zeigt sich besonders stark in den Begriffen der Situation, der Atmosphäre und des Wahrnehmungsraums, die jeweils nur als konkrete, situative Einheit zu denken sind. Andere Begriffe ermöglichen hierbei eine differenzierende Betrachtung dieser Einheit. So können beispielsweise Körper bzw. Leib als Subjektives, Dinge als Objektives oder Materielles und Bewegung als Immaterielles fokussiert werden. Nicht zuletzt ist es eben die Anwendung des Begriffs des Erlebens, durch welchen Materialität und Immaterialität, Leib und Gefühl als aufeinander bezogene Dimensionen des Erlebens erst sichtbar werden. Die Auseinandersetzung mit Materialität und Leiblichkeit ist für die vorliegende Arbeit zentral, da sie sich in

einem größeren Rahmen an einem aktuellen stadthanthropologischen Leitbild orientiert, das die Materialität von Umwelt und Körpern nachdrücklich betont. Aber auch die immaterielle Umwelt wird über die Materialität des Körpers im erlebten Raum erfasst und berücksichtigt. Hinzu kommt schließlich auch, dass Erleben nie nur leiblich-sinnlich oder nur semiotisch-bedeutungshaft sein kann, sondern immer eine Mischform beider Dimensionen darstellt. In den Rahmungen des Erlebens zeigt sich die Dimension der Bedeutung dabei als Aspekt, der von den erlebenden Subjekten nicht bewusst und kognitiv erfahren wird, sondern unbewusst das Erleben strukturiert und damit Teil davon ist. Das Erleben wird hier theoretisch-begrifflich, also vor allem als multi-dimensional entwickelt. Die Fragestellung und empirische Ausarbeitung macht diesbezüglich keine Einschränkungen, sondern ist vielmehr darauf ausgerichtet, die Vielfalt des Erlebens zu beschreiben: objektiv und subjektiv, materiell und immateriell, leiblich-sinnlich und bedeutungshaft.

Mit der Multi-Dimensionalität des Erlebens kommt auch die Verschränkung von Praktiken und Erleben in den Fokus, die begrifflich erst möglich wird, wenn von Vorstellungen einer Äußerlichkeit der Praktiken als reiner Performanz und der Innerlichkeit des Erlebens als individuellem Gefühl Abstand genommen wird. Dann lässt sich Objektives und Subjektives verbinden – zu einem städtischen Raum des Erlebens *und* der Praktiken. Dies bringt die Herausforderung mit sich, praxistheoretische und phänomenologische Ansätze zu integrieren, deren bedeutendste Schnittmenge sicherlich in der Thematisierung von Materialität von Umwelt und Körpern zu finden ist.⁶⁸² Diese Zusammenhänge zwischen Erleben und Praktiken lassen sich an den Diskursen zu Bewegung aufzeigen, die zwischen ‚pragmatischem‘ Passieren und ästhetisch angereichertem Verweilen unterscheiden. Um die Begriffe Erleben und Praktiken zu verschränken, bedarf es einerseits einer Öffnung und Weitung des Begriffs ästhetischen Erlebens, andererseits der Vorstellungen, dass Praktiken nicht allein funktional oder strategisch sind, sondern in ihrem Praxiswissen stets auf Erleben und Erfahrung bezogen. Die Ergebnisse der Untersuchung weisen darauf hin, dass die Alltäglichkeit stadträumlicher Praktiken

⁶⁸²Vgl. Andreas Reckwitz: Affektive Räume. Vortrag am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen am 10. Mai 2012. In seinem Vortrag konstatiert Reckwitz, dass die essentielle Gemeinsamkeit von Raum und Gefühl, welche diese als Kategorien einer Praxistheorie qualifiziert, deren Materialität ist.

nicht im Widerspruch zur Möglichkeit ästhetischen Erlebens steht, sondern beide stets zusammenhängen. Auch alltägliche Praktiken ‚pragmatischer‘ Fortbewegung sind somit Voraussetzung und Ergebnis ästhetischen Erlebens. So sind die Ergebnisse der Arbeit hier auch als konkretes Beispiel dafür zu lesen, wie ein phänomenologischer und ein praxeologischer Ansatz konzeptionell miteinander verschränkt sein können.

Raumqualitäten als analytisches Instrument

Das analytische Instrument der Raumqualitäten wird aus den theoretischen Grundlagen des Erlebens und der Atmosphäre einerseits und den Anforderungen der Operationalisierung meiner Fragestellung andererseits entwickelt. Als Raumqualität kann ein Eigenschaftsbündel dann bezeichnet werden, wenn es einerseits subjektiv relevant ist und sich andererseits sowohl auf subjektive als auch auf objektive Aspekte einer Situation bezieht. Damit bieten die Raumqualitäten eine Möglichkeit, den theoretischen Atmosphärenbegriff für Fragen nach dem Raumerleben zu operationalisieren. Einzelne Raumqualitäten stehen jedoch nicht für sich, sondern sind an Präsenzen als eher objektiven Pol und an Verdichtungen als subjektiv-prozessualen Pol gebunden. So betrachte ich die Gesamtheit an einem Ort vorhandener Raumqualitäten als Reservoir für mögliche Atmosphären, die durch die Aktualisierungen in konkreten Situationen entstehen. So könnte sich aus den verschiedenen Qualität einer Situation die aktuelle, subjektiv erlebte Atmosphäre zusammensetzen lassen. Die einzelnen Qualitäten als separate Eigenschaftsbündel sind im Kapitel 3 als erste Erschließung des konkreten Stadtraums klar und deutlich benannt und erkennbar. Die Kontextualisierung der Präsenzen und damit auch der um sie versammelten Raumqualitäten, deren prozesshafte An-, Um- und Neuordnung werden dann in Kapitel 4 als Praktiken, Interaktionen und Emotionen thematisiert.

Der erlebte Stadtraum ist somit ein Netz von Raumqualitäten, das sich an den Knotenpunkten – Präsenzen und Verdichtungen – situativ aktualisiert. Die Raumqualitäten formieren sich anhand dieser jeweils temporär auf eine bestimmte Weise. Dabei entstehen die Anordnungen einerseits situationsabhängig immer wieder neu, andererseits folgen sie historisch und kulturell angelegten Pfaden. So

reproduziert und verändert die Begegnung zwischen Mensch und Umwelt stets den erlebten Stadtraum. Sein Eigencharakter ist damit einerseits von Rahmungen geprägt, die andererseits jedoch, in konkreten Situationen aktualisiert, veränderlich sind. Dieses Muster der gleichzeitigen Reproduktion und Veränderlichkeit, welches im wissenschaftlichen Diskurs vor allem auf Praktiken und Praxiswissen bezogen ist, gilt also auch für den erlebten Raum in seiner Ambivalenz zwischen Subjekt und Objekt. Dieser weist in subjektiven wie in objektiven Aspekten Konstanz wie Veränderung auf, die sich mit der Multi-Dimensionalität des Erlebens überlagern. So ist beispielsweise die Anordnung der Raumqualitäten des Münsters je nach Situation und Subjekt eine andere, ohne dass dies die bauliche Substanz beträfe – allein die Analyse der ‚Praktiken der Betrachtung des Münsters und des Stadthauses⁶⁸³‘ zeigt dies anschaulich. Die Bündel von Raumqualitäten können jedoch sehr unterschiedlich ausfallen. So findet das Stadthaus weniger über die materielle Erscheinung und den ästhetischen Ausdruck Eingang in die Interviews, sondern beinahe ausschließlich über die angelagerten Narrationen, in denen die Umstände seiner Entstehung erinnert werden. Der Wind wird über die Materialität des Körpers leiblich spürbar und lässt die damit verbundenen Eigenschaften der Offenheit und Unsicherheit erfahrbar werden. In der Verschiedenheit der Raumqualitäten und ihrer Anordnung spiegelt und beweist sich die Multi-Dimensionalität des Erlebens.

Präsenzen und Verdichtungen

Die in Kapitel 3 und 4 dargestellten Ergebnisse der empirischen Analyse bieten zwei Perspektiven auf den erlebten Stadtraum als Begegnung von Subjekt und Objekt, Materialität und Immaterialität. Präsenzen bezeichnen dabei eher statisch das Erleben materieller und immaterieller Phänomene als separate Entitäten. Verdichtungen hingegen beziehen sich auf das Erleben in seiner prozessualen Form von Praktiken, auf den Umgang mit gebautem Raum und auf Emotionen. Es tritt hier also mehr das *Wie* des Erlebens hervor, in den Präsenzen dagegen eher das *Was*. Die Darstellung der Präsenzen entwickelt sich aus einer stringenten Anwendung des Analyseinstruments der Raumqualitäten. So berücksichtigt die vorliegende Interpretation Äußerungen der

⁶⁸³Vgl. Kapitel 4.2.2.

InterviewpartnerInnen, die sich auf den Eigencharakter des Platzes beziehen und eine Aussagen über ihre Beziehung zur (im)materiellen Umwelt machen. Die fünf Themenkomplexe Münster, Stadthaus, Wind, Menschen und Vorplatz erwiesen sich dabei als zentrale Phänomene, denen sich alle Bezugnahmen der InterviewpartnerInnen zum Platz zuordnen ließen. So wird in der Darstellung schließlich für jede Präsenz ein Bündel von Eigenschaften, die dem gesamten Spektrum des multi-dimensionalen Erlebens entspringen, als charakteristisch zugeordnet. Wie die Präsenzen miteinander in Verbindung treten und welcher Art diese schließlich ist, zeigen die Verdichtungen als prozesshafte Operationen oder Aktionen einer Begegnung zwischen Mensch und Umwelt.

Verdichtung meint also die Kontextualisierung der Präsenzen, welche damit den Darstellungen in Kapitel 4 stets innewohnen, ohne noch einmal ausgeführt zu werden: So treten im Kapitel 4.1, ‚Bewegung‘, vor allem die Anwesenden als Präsenz in den Vordergrund. Kapitel 4.2, ‚Gebaute Umwelt‘, bezieht sich vor allem auf die Präsenzen Münster, Stadthaus und Vorplatz. Kapitel 4.3, ‚Stadtraum als emotionale Ressource‘, rekurriert vor allem auf die Präsenz des Münsters. Die Analyse der ‚Verdichtungen eines städtischen Raums‘ geschieht erstens in Auseinandersetzung mit den kulturellen Rahmungen von Erleben, welche sich am Beispiel der Bewegung als Überlagerung von Diskursen, Praktiken, Bewertungen und Bedeutung zeigen. Zweitens werden die Praktiken des Umgangs in Konstellationen aus Mensch und gebauter Umwelt fokussiert. Drittens werden Praktiken beschrieben, die zur Nutzung emotionaler Ressourcen dienen, die der Stadtraum bietet. Alle Verdichtungen werden als Aktivitäten beschrieben, die in und mit denen Erleben stattfindet. Die Kapitel 3 und 4, welche jeweils die beschriebenen Schwerpunkte herausarbeiten, bilden ein Vexierbild, welches in der Zusammenschau eine konkrete Darstellung des Ulmer Münsterplatzes liefert. Als erlebter Stadtraum erscheint dieser in einer oszillierenden Betrachtung von Präsenzen und Verdichtungen.

Im Stadtraum treten Raumqualitäten auf verschiedene Weise zutage, werden angeordnet, verhandelt und neu verknüpft. Die komplexen Verbindungen – Praktiken, Umgangsformen, Emotionen – müssen stets als multi-dimensionales Wechselspiel von Subjektivität und Objektivität, Mensch und Umwelt, Materialität und

Immaterialität betrachtet werden. Heterogen wird Stadtraum durch seine potenzielle Zugänglichkeit für alle gesellschaftlichen Gruppen und Aktivitäten. Verschiedene Zeiten, Epochen und Ereignisse sind gleichzeitig anwesend. Heterogenität und Gleichzeitigkeit, die Pluralität des Ortes spiegeln sich im Erleben wider.

Ausblick

Die konzeptionelle Verschränkung von Praktiken und Erleben, Subjektivität und Objektivität, Materialität und Immaterialität bietet einen neuen Rahmen für verschiedene Themen der Stadtforschung. So wurde die Aneignung von Stadtraum beispielsweise lange als offensive, bewusste Praxis mit sichtbaren Ergebnissen begriffen, wie etwa Graffiti. Mit dem hier vorgeschlagenen Ansatz ist Aneignung vielmehr in der alltägliche Bewegung in der Stadt zu suchen, in den routinierten Verbindungen zwischen Mensch und Umwelt. Auch Alexa Färber plädiert hier für eine Neuvermessung der ethnografischen Forschungshaltung. So schlägt sie eine multiperspektivische Betrachtung von Stadtraum vor, die „quer zu gesellschaftlich benannten Machtstrukturen“⁶⁸⁴ operiert. Dazu müsse es gelingen, menschliche und nicht-menschliche Akteure gleichwertig einzubeziehen. Diese gesteigerte Aufmerksamkeit für die subjektive wie objektive Seite der Aneignung kann mit dem Konzept des Erlebens realisiert werden.⁶⁸⁵ Es ist deshalb nützlich, weil es die Prozesshaftigkeit sowohl der subjektiven als auch der objektiven Dimensionen thematisiert, die in der Aneignung verschmelzen: „Der Aneignende konstituiert sich im Aneignungsprozess, umgekehrt gibt es auch das Angeeignete nicht ohne die Aneignung.“⁶⁸⁶ Im Erleben und in der Bewegung findet eine Auseinandersetzung mit dem Raum und den Raum bestimmenden Bedeutungen und Funktionen statt.⁶⁸⁷ Diese kann sowohl konfirmativ als auch opponierend ausfallen. So kann auch die Frage

684Färber 2010, S. 101.

685Vgl. Melanie Keding: Alltägliche Aneignungen von Stadtraum. In: „Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen“, 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. Tübingen, 21.-24. September 2011 (im Erscheinen).

686Rahel Jaeggi: Aneignung braucht Fremdheit. In: Texte zur Kunst, 2002, H. 46, S. 60-69, hier S. 65.

687Vgl. Johanna Rolshoven: Mobilitätskulturen im Parkour. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung. In: Reinhard Johler/Max Matter/Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Münster 2011, S. 52-60, hier S. 58f.

nach Aneignungspraktiken, betrachtet man sie als Mensch-Umwelt-Beziehung, letztlich viel von den Überlegungen zu Erleben und Bewegung profitieren.

6 Anhänge

6.1 Literaturverzeichnis

- Akrich, Madeleine/Bruno Latour: Zusammenfassung einer zweckmäßigen Terminologie für die Semiotik menschlicher und nicht-menschlicher Konstellationen. In: Andréa Belliger/David Krieger (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Bielefeld 2006, S. 399-405.
- Albers, Gerd: Die kompakte Stadt – im Wandel der Leitbilder. In: Martin Wentz (Hg.): Die kompakte Stadt. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 23-29.
- Alkemeyer, Thomas u.a.: Einleitung: Zur Emergenz von Ordnungen in sozialen Praktiken. In: Dies. (Hg.): Ordnung in Bewegung. Choreographien des Sozialen. Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung. Bielefeld 2009, S. 7-19. (2009 a)
- Dies. (Hg.): Ordnung in Bewegung. Choreographien des Sozialen. Körper in Sport, Tanz, Arbeit und Bildung. Bielefeld 2009. (2009b)
- Andermann, Kerstin/Undine Eberlein (Hg.): Gefühle und Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie. Berlin 2011.
- Anderson, Jon: Talking Whilst Walking: A Geographical Archaeology of Knowledge. In: Area, 2004, S. 254-261.
- Ders./Kate Moles: Walking into Coincident Places. In: Qualitative Researcher, 2008, S. 5-7.
- Appadurai, Arjun (Hg.): The Social Life of Things. Commodities in Cultural Perspective. Cambridge 1986.
- Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main 1994.
- Assmann, Aleida: Geschichte findet Stadt. In: Moritz Csáky (Hg.): Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem ‚Spatial Turn‘. Bielefeld 2009, S. 13-28.
- Atzwanger, Klaus/Katrin Schäfer: Gehgeschwindigkeit als Indikator für Lebensgeschwindigkeit. In: Michael Schultz (Hg.): Schnittstelle Mensch – Umwelt in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Proceedings 3. Kongress der Gesellschaft für Anthropologie (GfA). Göttingen 2000, o. S.
- Bærenholdt, Jørgen Ole u.a.: Performing Tourist Places. Aldershot, Hampshire 2004.
- Baerwolf, Astrid/Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Fokus Mittelstadt. Urbanes Leben in Göttingen – Ein Studienprojekt. Göttingen 2009.
- Bahrdt, Hans Paul: Die Stadtstraße als Kommunikationsfeld. In: Die alte Stadt, 16. Jg. 1989, S. 196-207.
- Ders.: Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau (hg. von Ulfert Herlyn). Opladen 1998.
- Barthelmess, Stephan: Richard Meier. Stadthaus Ulm. Niederstotzingen 1993.
- Bateson, Gregory/Margaret Mead: Balinese Character: A Photographic Analysis. New York 1942.
- Bausinger, Hermann/Theodor Kohlmann (Hg.): Großstadt. Aspekte Empirischer Kulturforschung. 24. dgv-Kongress, Berlin 26.-30.9.1983. Berlin 1985.
- Bendix, Regina: Heredity, Hybridity and Heritage from One fin de siècle to the Next. In: Anttonen, Pertti u.a. (Hg.): Folklore, Heritage Politics and Ethnic Diversity. A Festschrift for Barbo Klein. Tumba 2000, S. 37-54.
- Dies.: Was über das Auge hinausgeht. Zur Rolle der Sinne in der ethnographischen Forschung. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde, 2006, H. 102, S. 71-84.
- Berking, Helmuth: Strides on the Sound Sides of Cities. In: Beate Binder (Hg.): Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturalanalytische Skizzen. Frankfurt am Main/New York 2010, S. 127-133.
- Ders./Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege der Stadtforschung. Frankfurt/New York 2008.

- Binder, Beate: Urbanität als ‚Moving Metaphor‘ – Aspekte der Stadtentwicklungsdebatte in den 1960er/1970er Jahren. In: Adelheid von Saldern (Hg.): Stadt und Kommunikation in bundesrepublikanischen Umbruchszeiten. Wiesbaden 2006, S. 45-63.
- Dies.: Streitfall Stadtmitte. Der Berliner Schloßplatz. Köln/Weimar/Wien 2009.
- Dies./Silke Götttsch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005.
- Bischoff, Werner: ‚Das ist ja wohl die Höhe‘. Höhe als Dimension der Geographie und Architektur. In: Jürgen Hasse (Hg.): Subjektivität in der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2002, S. 115-148.
- Ders.: ‚Korrespondierende Orte‘ – Zum Erscheinen olfaktorischer Stadtlandschaften. In: Christian Berndt/Robert Pütz (Hg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld 2007, S. 189-212.
- Böhle, Fritz/Margit Wehrich (Hg.): Die Körperlichkeit sozialen Handelns. Soziale Ordnung jenseits von Normen und Institutionen. Bielefeld 2010.
- Böhme, Gernot: Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik. Frankfurt am Main 1995.
- Ders.: Anmutungen. Über das Atmosphärische. Ostfildern bei Stuttgart 1998.
- Ders.: Atmosphäre als Manipulative im Dritten Reich. In: Alexander J. Schmidt/Reinhard Jammersin (Hg.): Atmosphäre – Kommunikationsmedium der gebauten Umwelt. Essen 2005, S. 14-29.
- Ders.: Architektur und Atmosphäre. München 2006.
- Ders.: Das Wetter und die Gefühle. Für eine Phänomenologie des Wetters. In: Kerstin Andermann/Undine Eberlein (Hg.): Gefühle und Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie. Berlin 2011, S. 153-166.
- Böhme, Hartmut: Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988.
- Ders.: Gefühl. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim/Basel 1997, S. 525-548.
- Bollnow, Otto Friedrich: Mensch und Raum. Stuttgart 2004 (original 1963).
- Bondi, Liz/Joyce Davidson/Mick Smith (Hg.): Emotional Geographies. Aldershot, Hampshire 2005.
- Borden, Iain: Skateboarding, Space and the City. Architecture and the Body. Oxford/New York 2001.
- Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main 1987 (original 1979).
- Ders.: Sozialer Raum, symbolischer Raum (1989). In: Stephan Günzel/Jörg Dünne (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main 2006, S. 354-368.
- Ders.: Entwurf einer Theorie der Praxis. Auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt am Main 2009 (original 1972).
- Bublitz, Hannelore: Sehen und Gesehenwerden – Auf dem Laufsteg der Gesellschaft. Sozial- und Selbsttechnologien des Körpers. In: Robert Gugutzer (Hg.): Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld 2006, S. 9-56.
- Lucius Burckhardt: Warum ist Landschaft schön? Die Spaziergangswissenschaft. Berlin 2006.
- Büscher, Monika/John Urry: Mobile Methods and the Empirical. In: European Journal of Social Theory, 12. Jg. 2009, H. 1, S. 99-116.
- Certeau, de Michel: Kunst des Handelns. Berlin 1988 (original 1980).
- Cullen, Gordon: Townscape. Das Vokabular der Stadt. Basel u.a. 1991 (original 1961).
- Damasio, Antonio: Descartes' Irrtum: Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. Berlin 2005.
- Dauschek, Anja/Sarah Kubin-Scharnowski/Bernhard Tschofen (Hg.): Stuttgarter Leben. Stuttgart erleben: Kulturwissenschaftliche Erkundungen einer Stadt. Tübingen (im Erscheinen).
- Dangschat, Jens/Jörg Blasius (Hg.): Lebensstile in den Städten. Opladen 1994.
- Debord, Guy: Theorie des Umherschweifens (original 1958). In: Roberto Ohrt (Hg.): Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten. Hamburg 1995, S. 64-68.
- Delitz, Heike: Expressiver Außenhalt. Die ‚Architektur der Gesellschaft‘ aus Sicht der Philosophischen Anthropologie. In: Dies./Joachim Fischer (Hg.): Die Architektur der

- Gesellschaft. Theorien für die Architektursoziologie. Bielefeld 2009, S. 163-194.
- Dies.: Gebaute Gesellschaft. Architektur als Medium des Sozialen. Frankfurt/New York 2010.
- Derkau, Rose: Mental Maps oder Wie objektive Wirklichkeit und subjektive Darstellungen zu einem Gefühl von Heimat werden. In: Heinz Schilling/Beatrice Ploch (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1995, S. 207-224.
- Dietel, Gernot: Das Ulmer Münster als Stadtteil. Eine städtebauliche Betrachtung. In: Hans Eugen Specker (Hg.): 600 Jahre Ulmer Münster. Ulm 1977, S. 552-562.
- Döring, Jörg/Tristan Thielmann (Hg.): Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Bielefeld 2008.
- Düwel, Jörn/Niels Gutschow: Städtebau in Deutschland im 20. Jahrhundert. Stuttgart/Leipzig/Wiesbaden 2001.
- Eberlein, Undine: Leibliche Resonanz. Phänomenologische und andere Annäherungen. In: Kerstin Andermann/Dies. (Hg.): Gefühle und Atmosphären. Neue Phänomenologie und philosophische Emotionstheorie. Berlin 2011, S. 141-152.
- Eckel, Eva-Maria: Individuum und Stadt-Raum. Öffentliches Verhalten im Wandel. Wiesbaden 1998.
- Fachbereich Stadtentwicklung, Bau und Umwelt: Auf dem Weg ins 21. Jahrhundert: In: Stadtarchiv Ulm (Hg.): StadtMenschen. 1150 Jahre Ulm. Die Stadt und ihre Menschen. Ulm 2004, S. 169-184.
- Färber, Alexa: Urbanes Imagineering in der postindustriellen Stadt: Zur Plausibilität Berlins als Ost-West-Drehscheibe. In: Thomas Biskup/Marc Schalenberg (Hg.): Selling Berlin: Imagebildung und Stadtmarketing von der preußischen Residenz bis zur Bundeshauptstadt. Stuttgart 2008, S. 279-296.
- Dies.: Greifbarkeit der Stadt: Überlegungen zu einer stadt- und wissensanthropologischen Erforschung räumlicher Aneignungspraktiken. In: *Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung*, 2010, H. 40/41, S. 100-105. (2010 a)
- Dies./Riem Spielhaus: Zur Topografie Berliner Moscheevereine. Stadträumliche Voraussetzungen und urbane Kompetenzen der Sichtbarmachung. In: Alexa Färber (Hg.): Stoffwechsel Berlin. Urbane Präsenzen und Repräsentationen. Berliner Blätter. 2010, H. 53, S. 96-111. (2010 b)
- Felcht, Frederike: „Die Straßenbahnen sind gestopft und gepfropft und mit Menschen garniert“. Überlegungen zur Aufhebung des Anthropozentrismus von Mensch-Ding-Beziehungen. In: Elisabeth Tietmeyer u.a. (Hg.): Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf materielle Kultur. Münster 2010, S. 43-52.
- Feltz, Nina: Bewegungsräume in biografischen Prozessen. Zugänge durch das “Bewegte Interview”. Hamburg 2007.
- Ferías Ignacio/Thomas Bender (Hg.): Urban Assemblages. How Actor-Network-Theory Changes Urban Studies. London/New York 2010.
- Flage, Ingeborg: Ulm. Stadtführer zeitgenössischer Architektur. Darmstadt 2003.
- Flick, Uwe: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg 2007.
- Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main 1976.
- Ders.: Andere Räume. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Frankfurt am Main/New York 1996, S. 65-72.
- Frers, Lars: Einhüllende Materialitäten. Eine Phänomenologie des Wahrnehmens und Handelns an Bahnhöfen und Fährterminals. Bielefeld 2007. (2007a)
- Ders.: Perception, Aesthetics, and Envelopment – Encountering Space and Materiality. In: Ders./Lars Meier (Hg.): Encountering Urban Places. Visual and Material Performances in the City. Aldershot, Hampshire 2007, S. 25-46. (2007b)
- Frevert, Ute/Anne Schmidt: Geschichte, Emotionen und die Macht der Bilder. In: *Geschichte und Gesellschaft*, 37. Jg. 2011, H. 1, S. 5-25.
- Friedrichs, Jürgen: Situation als soziologische Erhebungseinheit. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 1974, H. 1, S. 44-53.
- Frisby, David: Georg Simmels Großstadt. Eine Interpretation. In: Lutz Musner/Gotthart Wunberg/Christina Lutter (Hg.): Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften.

- Wien 2001, S. 65-88.
- Fuchs, Thomas: Leib, Raum, Person. Entwurf einer phänomenologischen Anthropologie. Stuttgart 2000.
- Ders.: Was ist Erfahrung? In: Michael Hauskeller (Hg.): Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis. Zug 2003, S. 69-87.
- Funke-Wieneke Jürgen: Sich Bewegen in der Stadt. Eine Besichtigung mit Maurice Merleau-Ponty. In: Ders./Gabriele Klein (Hg.): Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2008, S. 75-98.
- Ders./Gabriele Klein (Hg.): Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2008, S. 75-98.
- Gebauer, Gunter: Bewegung. In: Christoph Wulf (Hg.): Vom Menschen. Handbuch Historische Anthropologie. Weinheim/Basel 1997, S. 501-516.
- Gebeßler, August: Zur Neubauplanung für den Münsterplatz. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, 16. Jg. 1987, S. 165-168.
- Gehl, Jan: Life Between Buildings. Using Public Space. Kopenhagen 2010.
- Gestring, Norbert u.a.: Verunsicherung und Einhegung – Fremdheit in öffentlichen Räumen. In: Georg Glasze/Robert Pütz/Manfred Rolfes (Hg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Untersuchungen aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Frankfurt am Main 2005, S. 223-252.
- Giddens, Anthony: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Frankfurt am Main/New York 1997.
- Glasze, Georg: Privatisierung öffentlicher Räume? Einkaufszentren, Business Improvement Districts und geschlossene Wohnkomplexe. In: Berichte zur deutschen Landeskunde, 75. Jg. 2001, H. 2/3, S. 160-177.
- Ders./Robert Pütz/Manfred Rolfes (Hg.): Diskurs – Stadt – Kriminalität. Städtische Untersuchungen aus der Perspektive von Stadtforschung und Kritischer Kriminalgeographie. Frankfurt am Main 2005.
- Goffman, Erving: Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung. Frankfurt am Main 1974.
- Graz Architecture Magazine (GAM): Architecture Meets Life, 2006, H. 3.
- Greverus, Ina-Maria: Menschen und Räume. Vom interpretativen Umgang mit einem kulturökologischen Raumorientierungsmodell. In: Dies. (Hg.): Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Frankfurt am Main 1994, S. 87-111.
- Grubbauer, Monika: Die vorgestellte Stadt. Globale Büroarchitektur, Stadtmarketing und politischer Wandel in Wien. Bielefeld 2011.
- Günzel, Stephan (Hg.): Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld 2007.
- Gugutzer, Robert (Hg.): Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports. Bielefeld 2006.
- Gyr, Ueli: Festivalisierung und Eventisierung als urbane Identitätsleistungen. In: Beate Binder/Silke Götsch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Münster 2005, S. 243-249.
- Hägele, Ulrich: Visual Folklore. Zur Rezeption und Methodik der Fotografie in der Volkskunde. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 317-341.
- Hall, Tom: Footwork. Moving and knowing in local space(s). In: Qualitative Research, 2009, S. 571-585.
- Hannerz, Ulf: Exploring the City. Inquiries Toward an Urban Anthropology. New York 1980.
- Harlander, Tilman/Gerd Kuhn: Renaissance oder Niedergang? Zur Krise des öffentlichen Raums im 20. Jahrhundert. In: Christoph Bernhardt u.a. (Hg.): Geschichte der Planung des öffentlichen Raums. Dortmund 2005.
- Harper, Douglas: Fotografien als sozialwissenschaftliche Daten. In: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2009, S. 402-416.
- Hasse, Jürgen: Die Atmosphäre einer Straße. Die Drosselgasse in Rüdesheim am Rhein. In: Ders.

- (Hg.): Subjektivität in der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2002, S. 61-114. (2002 a)
- Ders.: Zum Verhältnis von Stadt und Atmosphäre. Wo sind die Räume der Urbanität? In: Ders. (Hg.): Subjektivität in der Stadtforschung. Frankfurt am Main 2002, S. 19-40. (2002 b)
- Ders.: Urban Bodies. Changierende StadtLeiber – Für die strukturelle Erweiterung einer Kritik der Stadt. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur, 7. Jg. 2002, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/wolke/deu/Themen/021/Hasse/Hasse.htm>. [Datum des Zugriffs 20.3.2012]. (2002 c)
- Ders.: Fundsachen der Sinne. Eine phänomenologische Revision alltäglichen Erlebens. Freiburg/München 2005.
- Ders.: Stadt als Heimat. In: Heinz Paetzold (Hg.): Integrale Stadtkultur. Weimar 2006, S. 157-179.
- Ders.: Die ‚Stadt‘ als Situation. In: Michael Großheim (Hg.): Neue Phänomenologie zwischen Praxis und Theorie. Festschrift für Hermann Schmitz. Freiburg/München 2008, S. 224-237. (2008 a)
- Ders.: Die Stadt als Raum der Atmosphären. Zur Differenzierung von Atmosphären und Stimmungen. In: Die alte Stadt, 2008, H. 2, S. 103-116. (2008 b)
- Ders.: Atmosphären der Stadt. Aufgespürte Räume. Berlin 2012.
- Hauser, Susanne/Christa Kamleithner: Ästhetik Der Agglomeration. Wuppertal 2006.
- Hauskeller, Michael: Atmosphären erleben. Philosophische Untersuchungen zur Sinneswahrnehmung. Berlin 1995.
- Hengartner, Thomas: Die Stadt im Kopf. Wahrnehmung und Aneignung der städtischen Umwelt. In: Ders./Waltraud Kokot/Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin 2000, S. 87-105.
- Ders./Waltraud Kokot/Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin 2000.
- Hepach, Wolf-Dieter: Von der Marktfahne zum Mikrochip. Strukturwandel der Ulmer Wirtschaft (854 - 2004). In: Stadtarchiv Ulm (Hg.): StadtMenschen. 1150 Jahre Ulm. Die Stadt und ihre Menschen. Ulm 2004, S. 185-204.
- Herlyn, Ulfert: Jugendliche in öffentlichen Räumen der Stadt. Chancen und Restriktionen der Raumanneignung. Leverkusen 2003.
- Hitzler, Ronald: Eventisierung. Drei Fallstudien zum marketingstrategischen Massenspaß. Wiesbaden 2011.
- Holland, Yngve Jan/Jürgen Strassel: Zur semantischen Analyse neuer öffentlicher Plätze in europäischen Städten. Oldenburg 1996.
- Hohm, Hans-Jürgen (Hg.): Straße und Straßenkultur. Interdisziplinäre Beobachtungen eines öffentlichen Sozialraums in der fortgeschrittenen Moderne. Konstanz 1997.
- Honold, Ingrid: Der Ulmer Münsterplatz. Wettbewerbe und Projekte zu seiner städtebaulichen und architektonischen Gestaltung. Universität Tübingen (Dissertation), 1993.
- Howes, David: Architecture of the Senses. In: Mirko Zardini (Hg.): Sense of the City. An Alternate Approach to Urbanism. o.O. 2005, S. 322-330.
- Ingold, Tim: Being Alive. Essays on Movement, Knowledge and Description. London/New York 2011.
- Jaeggi, Rahel: Aneignung braucht Fremdheit. In: Texte zur Kunst, 2002, H. 46, S. 60-69.
- Janson, Alban/Thorsten Bürklin: Auftritte – Scenes. Interaktionen mit dem architektonischen Raum: Die Campi Venedigs. Basel u.a. 2002.
- Johler, Reinhard (Hg.): MetzingerTM – Zur Kultur einer Outlet-Stadt. Tübingen 2006.
- Kaschuba, Wolfgang: Perspektiven ethnologischer Stadtforschung. Positionspapier der Gesellschaft für Stadtgeschichte und Urbanisierungsforschung e.V. <http://www.gsu.tu-darmstadt.de/positionen.htm> [Datum des Zugriffs 13.3.2012].
- Kazig, Rainer: Atmosphären – Konzept für einen nicht repräsentationellen Zugang zum Raum. In: Christian Berndt/Robert Pütz (Hg.): Kulturelle Geographien. Zur Beschäftigung mit Raum und Ort nach dem Cultural Turn. Bielefeld 2007, S. 167-187.
- Ders.: Typische Atmosphären städtischer Plätze. Auf dem Weg zu einer anwendungsorientierten Atmosphärenforschung. In: Die alte Stadt, 2008, H. 2, S. 147-160.
- Ders./Claus C. Wiegandt: Zur Stellung von Architektur im geographischen Denken und Forschen.

- In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur, 10. Jg 2006, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/wolke/deu/Themen/051/Wiegandt/wiegandt.htm> [Datum des Zugriffs 30.4.2012].
- Keding, Melanie: Welche Sprache spricht der Lindenplatz? Über Ästhetik, Nutzung und symbolische Ausgrenzung. In: Reinhard Johler (Hg.): Metzinger™ – Zur Kultur einer Outlet-Stadt. Tübingen 2006, S. 67-77.
- Dies.: Alltägliche Aneignungen von Stadtraum. In: Reinhard Johler u.a.: Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen, 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e.V. (dgv). Tübingen, 21.-24. September 2011 (im Erscheinen).
- Dies./Carmen Weith: Das bewegte Interview im Feld. In: Christine Bischoff/Karoline Oehme-Jüngling/Walter Leimgruber (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie (im Erscheinen).
- Dieselben: Erforschung des lebensweltlichen Raums – Möglichkeiten ethnographischer Annäherungen an Stadt und Natur. In: Beatrix Hoffmann/Hansjörg Dilger (Hg.): Tagung „Ethnographische Raumpraktiken“ der Gesellschaft für Ethnographie e. V. (GfE). Berlin, 20. November 2010. Berlin 2012 (im Erscheinen).
- Klamt, Martin: Verortete Normen. Öffentliche Räume, Normen, Kontrolle und Verhalten. Wiesbaden 2007.
- Klein, Gabriele: Bewegung denken. Ein soziologischer Entwurf. In: Dies. (Hg.): Bewegung. Sozial- und kulturwissenschaftliche Konzepte. Bielefeld 2004, S. 131-154.
- Knecht, Michi: Ethnografische Wissensproduktion und der Körper als ethnografisches Objekt im Feld moderner Reproduktionsmedizin. In: Beate Binder/Silke Götttsch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 421-430.
- Dies.: „Vor Ort‘ im Feld“? Zur Kritik und Reakzentuierung des Lokalen als europäisch-ethnologischer Schlüsselkategorie. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 113 Jg. 2010, H. 1, S. 23-49.
- König, Gudrun Marlene: Eine Kulturgeschichte des Spazierganges. Spuren einer bürgerlichen Praktik 1780-1850. Köln/Weimar/Wien 1996.
- Dies.: Auf dem Rücken der Dinge. Materielle Kultur und Kulturwissenschaft. In: Kaspar Maase/Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Köln/Weimar/Wien 2003, S. 95-118.
- Korff, Gottfried: Berliner Notizen zur ‚inneren‘ Urbanisierung. In: Hermann Bausinger/Theodor Kohlmann (Hg.): Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. 24. DGV-Kongress, Berlin 26.-30.9. 1983. Berlin 1985, S. 343-361.
- Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur, 26. Jg. 2011, H. 2.
- Kuklinski, Oliver: Öffentlicher Raum – Ausgangslagen und Tendenzen in der kommunalen Praxis. Ausgewählte Ergebnisse des Forschungsprojektes "Städte als Standortfaktor: Öffentlicher Raum. In: Informationen zur Raumentwicklung 2003, Heft 1/2, S. 39-46.
- Kusenbach, Margarethe: Mitgehen als Methode. Der ‚Go-Along‘ in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Jürgen Raab u.a. (Hg.): Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden 2008, S. 349-358.
- Läpple, Dieter: Gesellschaftszentriertes Raumkonzept. Zur Überwindung von physikalisch-mathematischen Raumauffassungen in der Gesellschaftsanalyse. In: Martin Wentz (Hg.): Stadt-Räume. Die Zukunft des Städtischen. Frankfurt am Main 1991, S. 35-46.
- Latour, Bruno: Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt am Main 2008.
- Ders./Albena Yaneva: Die Analyse der Architektur nach der Actor-Network-Theorie (ANT). In: Explorations in Architecture. Teaching, Design and Research. Basel/Boston/Berlin 2008, S. 80-89.
- Lefebvre, Henri: The Production of Space. Oxford 2004 (original 1974).
- Legnaro, Aldo/Almut Birenheide: Stätten der späten Moderne. Reiseführer durch Bahnhöfe, Shopping Malls, Disneyland Paris. Wiesbaden 2005.
- Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung. Kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des

- Erzählens. Berlin 2007.
- Lehnert, Gertrud: Raum und Gefühl. In: Dies. (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld 2011, S. 9-25. (2011a)
- Dies. (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld 2011. (2011b)
- Lindner, Rolf: Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage. Frankfurt am Main 1990.
- Ders.: Walks on the Wild Side. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt am Main/New York 2004. (2004a)
- Ders.: »Die Großstädte und das Geistesleben«. Hundert Jahre danach. In: Walter Siebel (Hg.): Die europäische Stadt. Frankfurt am Main 2004, S. 169-178. (2004b)
- Ders.: Textur, Imaginaire, Habitus – Schlüsselbegriffe der kulturalanalytischen Stadtforschung. In: Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.): Die Eigenlogik der Städte. Neue Wege der Stadtforschung. Frankfurt/New York 2008, S. 83-94.
- Ders./Johannes Moser (Hg.): Dresden. Ethnografische Erkundungen einer Residenzstadt. Leipzig 2006.
- Lippuner, Roland: Sozialer Raum und Praktiken: Elemente sozialwissenschaftlicher Topologie bei Pierre Bourdieu und Michel de Certeau. In: Stephan Günzel (Hg.): Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld 2007, S. 265-277.
- Ders./Julia Lossau: In der Raumfalle. Eine Kritik des Spatial Turn in den Sozialwissenschaften. In: Georg Mein/Markus Rieger-Ladich (Hg.): Soziale Räume und kulturelle Praktiken. Über den strategischen Gebrauch von Medien. Bielefeld 2004, S. 47-63.
- Löfgren, Orvar: Urban atmospheres – An ethnography of railway stations. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Orte – Situationen – Atmosphären. Kulturalanalytische Skizzen. Frankfurt am Main/New York 2010, S. 67-76.
- Löw, Martina: Raumsoziologie. Frankfurt am Main 2001.
- Dies.: Soziologie der Städte. Frankfurt am Main 2008.
- Dies./Peter Noller/Sabine Süß (Hg.): Typisch Darmstadt. Eine Stadt beschreibt sich selbst. Frankfurt am Main 2010, S. 256-274.
- Low, Setha M.: On the Plaza. The Politics of Public Space and Culture. Austin/Texas 2000.
- Lowenthal, David: The Heritage Crusade and the Spoils of History. Cambridge 1998.
- Lynch, Kevin: Das Bild der Stadt. Gütersloh/Berlin/München 1968 (original 1960).
- Marchart, Oliver: Cultural Studies. Stuttgart 2008.
- Maase, Kaspar: Hunger nach Schönheit. Überlegungen zur Ästhetik des Alltags. In: Beate Binder/Silke Göttisch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 283-290.
- Ders.: Bewegte Körper – Populäre Kultur – Ästhetische Erfahrungen. Kulturwissenschaftliche Überlegungen. In: Jürgen Funke-Wieneke/Gabriele Klein (Hg.): Bewegungsraum und Stadtkultur. Sozial- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. Bielefeld 2008, S. 31-50.
- Ders.: Der Banause und das Projekt schönen Lebens. Überlegungen zu Bedeutung und Qualität alltäglicher ästhetischer Erfahrung. In: Ders.: Das Recht der Gewöhnlichkeit. Über populäre Kultur. Tübingen 2011, S. 238-271.
- Marcus, George E.: Ethnography in/of the World System: The Emergence of Multi-Sited Ethnography. In: Annual Review of Anthropology, 1995, H. 24, S. 95-117.
- Marquardt, Tanja: Käthes neue Kleider. Gentrifizierung am Berliner Kollwitzplatz in lebensweltlicher Perspektive. Tübingen 2006.
- Massey, Doreen: Keine Entlastung für das Lokale. In: Helmuth Berking (Hg.): Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen. Frankfurt am Main 2006, S. 25-31.
- Matthiesen, Ulf (Hg.): Die Räume der Milieus. Neue Tendenzen in der Sozial- und raumwissenschaftlichen Milieuforschung, in der Stadt- und Raumplanung. Berlin 1998.
- Meisenheimer, Wolfgang: Das Denken des Leibes und der architektonische Raum. Köln 2004.
- Merian extra. Ulm und Neu-Ulm. Erstverkaufstag 20.11.2006.
- Merleau-Ponty, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin 1966 (original 1945).

- Musner, Lutz: Der Geschmack von Wien. Kultur und Habitus einer Stadt. Frankfurt am Main/New York 2009.
- Neelsen, Sarah: Der Moderne auf der Spur. Mit Walter Benjamin durch die Pariser Passagen. In: Gabriele C. Clemens/Jean El Gammal/Hans-Jürgen Lüsebrink: Städtischer Raum im Wandel. Modernität – Mobilität – Repräsentationen. Berlin 2011, S. 357-371.
- Obrecht, Sybille: Protokoll einer Inselexpedition oder: Wie ortlos ist eine Autobahnraststätte. In: Thomas Hengartner/Johanna Rolshoven (Hg.): Technik – Kultur. Formen der Veralltäglichen von Technik – Technisches als Alltag. Zürich 1998, S. 83-104.
- Paál, Gábor: Was ist schön? Ästhetik und Erkenntnis. Würzburg 2003.
- Paetzold, Heinz: Phänomenologie der Kultur des Flanierens. In: Ders. (Hg.): Integrale Stadtkultur. Weimar 2006, S. 49-77.
- Pehnt, Wolfgang: Platz-Angst und Bau-Flucht. Das gestörte Verhältnis zu Straße und Platz. In: Ders.: Der Anfang der Bescheidenheit. Kritische Aufsätze zur Architektur des 20. Jahrhunderts. München 1983, S. 8-17.
- Petershagen, Henning: Leben auf dem Platz. In: Max Stemshorn/Alexander Wetzig (Hg.): Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart. Ulm 2005, S. 30-45.
- Pfleiderer, Rudolf: Münsterbuch. Das Ulmer Münster in Vergangenheit und Gegenwart. Ulm 1907.
- Pile, Steve: Emotions and Affect in Recent Human Geography. In: Transactions of the Institute of British Geographers, 2009, S. 5-20.
- Pink, Sarah: Doing Sensory Ethnography. Los Angeles 2010.
- Ploch, Beatrice: Vom illustrativen Schaubild zur Methode. Mental Maps und ihre Bedeutung für die Kulturanthropologie. In: Ina-Maria Greverus (Hg.): Kulturtexte. 20 Jahre Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie. Frankfurt am Main 1994, S. 113-133.
- Dies.: Die Symbolisierung der eigenen Welt. Das Raumorientierungsmodell als Schlüssel zu den Mental Maps. In: Heinz Schilling/Dies. (Hg.): Region. Heimaten der individualisierten Gesellschaft. Frankfurt am Main 1995, S. 153-181.
- Pott, Andreas: ‚Doing the Town‘. Städte aus touristischer Perspektive. In: Helmuth Berking/Martina Löw (Hg.): Die Wirklichkeit der Städte. Baden-Baden 2005, S. 297-312.
- Puhan-Schulz, Franziska: Museen und Stadtimagebildung. Amsterdam – Frankfurt/Main – Prag. Ein Vergleich. Bielefeld 2005.
- Rambow, Riklef: Experten-Laien-Kommunikation in der Architektur. Münster/New York 2000.
- Reckwitz, Andreas: Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, 32. Jg. 2003, H. 4, S. 282-301.
- Rodaway Paul: Sensuous Geography. Body, Sense and Place. New York 1994.
- Roller, Franziska: Stadt Angst Lust. Eine ethnografische Studie zum Alltag von Frauen in der Stadt. Tübingen 2001.
- Roller, Mirjam: Diskussionen und Akzeptanz der Neugestaltung des Ulmer Münsterplatzes. Blaubeuren 1996.
- Rolshoven, Johanna: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und ‚sozialer Bewegung‘. In: Thomas Hengartner/Waltraud Kokot/Kathrin Wildner (Hg.): Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Berlin 2000, S. 107-122.
- Dies.: Gehen in der Stadt. In: Siegfried Becker (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern. Münster/New York 2001, S. 11-27.
- Dies.: Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99. Jg. 2003, S. 189-213.
- Dies.: SOS – Schöne-neue-Stadt. Freerunning against Sauberkeit, Ordnung und Sicherheit. In: Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung, 2010, H. 40/41, S. 116-123.
- Dies.: Mobilitätskulturen im Parkour. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Mobilitätsforschung. In: Reinhard Jöhler/Max Matter/Sabine Zinn-Thomas (Hg.): Mobilitäten. Europa in Bewegung als Herausforderung kulturanalytischer Forschung. Münster 2011, S. 52-

60.

- Ruhne, Renate: Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. Wiesbaden 2011.
- Rumpel, Frank: Die Altstadt wieder bewohnbar gemacht. Vor 40 Jahren mussten die Autos nach und nach weichen, der Grundstein für die heutige Fußgängerzone wurde gelegt. In: Schwäbisches Tagblatt, 29. Dezember 2011, S. 22.
- Rumpf, Peter: Quadratur des Kreises. Stadthaus Ulm und Neuer Münsterplatz. In: Bauwelt, 1994, H. 3, S. 96-101.
- Sack, Manfred: Bleibt Ulm Ulm? Seit Hundert Jahren versucht die Stadt, dem Münsterplatz eine würdige Fassung zu geben. DIE ZEIT, 18.9.1987, Nr. 39.
- Ders./Klaus Kinold: Richard Meier. Stadthaus Ulm. Stuttgart 1994.
- Schäfer, Klaus: KlangRaumStadt. In: Irene Nierhaus/Elke Krasny: Urbanografien. Stadtforschung in Kunst, Architektur und Theorie. Berlin 2008, S. 183-192.
- Scheer, Monique: Empfundener Glaube. Die kulturelle Praxis religiöser Emotionen im deutschen Methodismus des 19. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für Volkskunde, 105. Jg. 2009, S. 185-213.
- Schmid, Christian: Stadt, Raum, Gesellschaft. Henri Lefebvre und die Theorie der Produktion des Raumes. Jena 2003.
- Schmidt, Christiane: Auswertungstechniken für Leitfadeninterviews. In: Barbara Friebertshäuser/Annedore Prengel: Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim/München 1997, S. 473-486.
- Dies.: Analyse von Leitfadeninterviews. In: Uwe Flick/Ernst von Kardorff/Ines Steinke (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2009, S. 447-455.
- Schmidt-Lauber, Brigitta: Gemütlichkeit. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung. Frankfurt am Main/New York 2003.
- Dies.: Feldforschung. Kulturanalyse durch teilnehmende Beobachtung. In: Silke Götsch/Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin 2007, S. 219-248.
- Dies.: Orte von Dauer. Der Feldforschungsbegriff der Europäischen Ethnologie in der Kritik. In: Sonja Windmüller (Hg.): Kultur – Forschung. Zum Profil einer volkskundlichen Kulturwissenschaft. Berlin 2009, S. 237-259.
- Dies.: Der Alltag und die Alltagskulturwissenschaft. Einige Gedanken über den Begriff und ein Fach. In: Michaela Fenske (Hg.): Alltag als Politik - Politik im Alltag. Berlin/Münster 2010, S. 45-64.
- Schmitz, Hermann: Der Leib, der Raum und die Gefühle. Ostfildern vor Stuttgart 1998.
- Ders.: Situationen und Konstellationen. Wider die Ideologie totaler Vernetzung. Freiburg/München 2005.
- Schneider, Bernhard: Die Stadt als System öffentlicher Räume. In: Martin Wentz (Hg.): Die kompakte Stadt. Frankfurt am Main/New York 2000, S. 133-149.
- Schubert, Herbert: Städtischer Raum und Verhalten. Opladen 2000.
- Schulze, Gerhard: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt am Main 2005.
- Schütz, Alfred/Thomas Luckmann: Die Lebenswelt des Alltags und die natürliche Einstellung. In: Dies. (Hg.): Strukturen der Lebenswelt. Neuwied 1975, S. 23-38.
- Schwanhäußer, Anja (Hg.): Langweilige Orte. Webcams in Göttingen. Göttingen 2009.
- Seggern, Hille von/Wulf Tessin: Einen Ort begreifen: Der Ernst-August-Platz in Hannover. Beobachtungen – Experimente – Gespräche – Fotos. In: Marlo Riege/Herbert Schubert (Hg.): Sozialraumanalyse. Grundlagen, Methoden, Praxis. Wiesbaden 2005, S. 283-298.
- Seifert, Jörg: Phänomenologie der Raumorientierung. Zum Verhältnis von 'mental maps' und dreidimensional-perspektivischen, mentalen Bildeindrücken von Bewegungsräumen. In: Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur, 9. Jg. 2004, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/Wolke/deu/Themen/041/Seifert/seifert.htm> [Datum des Zugriffs 20.3.2012].
- Seifert, Manfred: Raum als Forschungskategorie. Zu Wegen und Zielsetzungen ethnografisch-kulturwissenschaftlicher Raumanalyse. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde,

- LXIII/112 2009, H. 4, S. 469-480.
- Selle, Klaus: Öffentliche Räume. Drei Annäherungen an ein Thema. In: Ders. (Hg.): Was ist los mit den öffentlichen Räumen? Dortmund 2002, S. 13-92.
- Ders.: Die Koproduktion des Stadtraumes – Neue Blicke auf Plätze, Parks und Promenaden. In: *Dérive. Zeitschrift für Stadtforschung*, 2010, H. 40/41, S. 47-52.
- Sennett, Richard: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität. Frankfurt am Main 1983.
- Sheller, Mimi/John Urry: The new mobilities paradigm. In: *Environment and Planning*, 2006, H. 38, S. 207-226.
- Siebel, Walter: Qualitätswandel des öffentlichen Raums. In: *Wolkenkuckucksheim. Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur*, 9. Jg. 2004, H. 1. <http://www.tu-cottbus.de/theoriederarchitektur/Wolke/deu/Themen/041/Siebel/siebel.htm> [Datum des Zugriffs 12.3.2012].
- Simmel, Georg: Die Großstädte und das Geistesleben. In: Georg Simmel. Aufsätze und Abhandlungen 1901-1908 (hg. von Rüdiger Kramme/Angelika Rammstedt/Otthein Rammstedt). Frankfurt am Main 1995, S. 116-131.
- Smith, Mick u.a. (Hg.): *Emotion, Place and Culture*. Farnham 2009.
- Soja, Edward: Die Trialektik der Räumlichkeit. In: Robert Stockhammer (Hg.): *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*. München 2005, S. 93-126.
- Specker, Hans Eugen (Hg.): *Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. Zum 100. Jahrestag der Vollendung des Ulmer Münsters. Begleitband zur Ausstellung*. Stuttgart 1990.
- Stemshorn, Max: Suche nach Stadtraum. Planungskonzepte für den Ulmer Münsterplatz 1873-1945. In: Ders./Alexander Wetzig (Hg.): *Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart*. Ulm 2005, S. 46-81.
- Ders./Alexander Wetzig (Hg.): *Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart*. Ulm 2005.
- Tessin, Wulf: *Ästhetik des Angenehmen. Städtische Freiräume zwischen professioneller Ästhetik und Laiengeschmack*. Wiesbaden 2008.
- Thibaud, Jean-Paul: Die sinnliche Umwelt von Städten. Zum Verständnis urbaner Atmosphären. In: Michael Hauskeller (Hg.): *Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis*. Zug 2003, S. 280-297.
- Ders.: *La méthode des parcours commentés*. In: Ders./Michèle Grosjean (Hg.): *L'espace urbain en méthodes*. Marseille 2008, S. 79-99.
- Thrift, Nigel: Intensitäten des Fühlens. Für eine räumliche Politik der Affekte. In: Helmuth Berking (Hg.): *Die Macht des Lokalen in einer Welt ohne Grenzen*. Frankfurt am Main 2006.
- Tietmeyer, Elisabeth u.a. (Hg.): *Die Sprache der Dinge. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf materielle Kultur*. Münster 2010.
- Tschofen, Bernhard: Arbeit am Korpus. Vom Ort der Europäischen Ethnologie. In: Beate Binder/Silke Göttisch (Hg.): *Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen*. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 97-113.
- Ders.: Bergkultur zwischen Konstruktion und Praxis. Wie alpine Inszenierungen Erfahrung und Handeln bestimmen. In: *Alpenvereinsjahrbuch Berg*. 2008, H. 132, S. 42-51.
- Ders.: *Things, Senses, Practices. Experiencing Cultural Crossroads through Hospitality and the Culinary System*. In: Patricia Lysaght (ed.): *Food and Meals at Cultural Crossroads. Proceedings of the 17th Conference of the International Commission for Ethnological Food Research*, Oslo, Norway, 2008. Oslo 2010, S. 112-123.
- Tuan, Yi-Fu: *Space and place. The perspective of experience*. London 1977.
- Ulmer Museum (Hg.): *Steingewordene Träume. Vollendung gotischer Kirchtürme im 19. Jahrhundert (anlässlich der Ausstellung 12. Mai Bis 24. Juni 1990)*. Ulm 1990.
- Urry, John: The Place of Emotions within Place. In: Joyce Davidson/Liz Bondi/Mick Smith (Hg.): *Emotional Geographies*. Aldershot, Hampshire 2005, S. 77-86.
- Wagner, Monika: Materialien als soziale Oberflächen. In: Dies./Dietmar Rübel (Hg.): *Material in*

- Kunst und Alltag. Berlin 2002, S. 101-118.
- Waldenfels, Bernhard: Phänomenologie der Aufmerksamkeit. Frankfurt am Main 2004.
- Ders.: Topographie der Lebenswelt. In: Stephan Günzel (Hg.): Topologie. Zur Raumbeschreibung in den Kultur- und Medienwissenschaften. Bielefeld 2007, S. 69-84.
- Warmuth, Doris: Der Grazer Hauptplatz. Beispiele kultureller Handlungsmuster und Ausdrucksformen. In: Manfred Omahna/Martin Wirbel (Hg.): Der andere Blick auf die Stadt. Kuckuck Sonderband 3/1999. Graz 1999, S. 91-105.
- Warneken, Bernd Jürgen (Hg.): Massenmedium Straße. Zur Kulturgeschichte der Demonstration. Frankfurt am Main 1991.
- Wehrheim, Jan: Die überwachte Stadt. Sicherheit, Segregation und Ausgrenzung. Opladen 2002.
- Weichhart, Peter: Gesellschaftlicher Metabolismus und Action Settings. Die Verknüpfung von Sach- und Sozialstrukturen im alltagsweltlichen Handeln. In: Peter Meusbürger/Thomas Schwan (Hg.): Humanökologie. Ansätze zur Überwindung der Natur-Kultur-Dichotomie. Stuttgart 2003, S. 15-44.
- Welz, Gisela: Street Life. Alltag in einem New Yorker Slum. Frankfurt am Main 1991.
- Dies.: Die Straße lebt. Bemerkungen zu einer urbanen Taktik. In: Zeitschrift für Volkskunde, 1992, S. 1-15.
- Dies.: Ethnografien europäischer Modernen. In: Beate Binder/Silke Götsch (Hg.): Ort. Arbeit. Körper. Ethnografie Europäischer Modernen. 34. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Berlin 2003. Münster/New York 2005, S. 19-32.
- Dies.: Moving targets. Feldforschung unter Mobilitätsdruck. In: Reinhard Johler/Bernhard Tschöfen (Hg.): Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie. Tübingen 2008, S. 203-218.
- Wetzig, Alexander: Der Münsterplatz nach 1945. Vom Wiederaufbau zur Stadterneuerung. In: Max Stemshorn/Ders. (Hg.): Münsterplatz. Ein europäischer Stadtraum im Wandel. Der Ulmer Münsterplatz in Geschichte und Gegenwart. Ulm 2005, S. 82-115.
- Whyte, William H.: The Social Life of Small Urban Spaces. Washington D.C. 1980.
- Wildner, Kathrin: Zócalo – Die Mitte der Stadt Mexiko. Ethnographie eines Platzes. Berlin 2003.
- Woelert, Peter: Der Leib als Umschlagstelle von Raum und symbolischem Denken. In: Suzana Alpsancar/Petra Gehring/Marc Rölli (Hg.): Raumprobleme. Philosophische Perspektiven. München/Paderborn 2011, S. 39-52.
- Wulf, Christoph: Auge. In: Ders. (Hg.): Vom Menschen. Handbuch historische Anthropologie. Weinheim/Basel 1997, S. 446-458.
- Wunderlich, Filipa Matos: Walking and Rhythmicity. Sensing Urban Space. In: Journal of Urban Design, 13. Jg. 2008, H. 1, S. 125-139.
- Wüst, Thomas: Urbanität. Ein Mythos und sein Potential. Wiesbaden 2004.
- Yaneva, Albena: A Building is a „Multiverse“. In: Bruno Latour/Peter Weibel (Hg.): Making Things Public. Atmospheres of Democracy. Ausstellung am Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, 20. März - 3. Oktober 2005, S. 530-535.
- Zöller, Stefan: Stadtplatz Münchner Freiheit. Soziale Dimensionen eines öffentlichen Raums. In: Öffentliche Räume – Öffentliche Träume. Zur Kontroverse über die Stadt und die Gesellschaft. Berlin 2006, S. 73-86.

Vorträge, Tagungen und Veranstaltungen

- „Atmosphären erleben. Dimensionen eines diffusen Phänomens“, Tagung im Zentrum für Kunst und Medientechnologie Karlsruhe, 3.-5. Juni 2011.
- „München stadtanthropologisch untersucht“, Projektseminar unter der Leitung von Johannes Moser und Simone Egger, Oktober 2007 bis März 2009 an der Ludwigs-Maximilians-Universität München
- Reckwitz, Andreas: Affektive Räume. Vortrag am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen am 10. Mai 2012.
- Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung SRL e.V., Regionalgruppe Baden-

Württemberg 6. Tübinger Planergespräch - on tour - Ulm: Neue Mitte und dichte Ränder.
Führungen durch: Alexander Wetzig, Baubürgermeister der Stadt Ulm und Carmen Mundorff,
Architektin AK B-W, Ulm, 25. Juli 2009.

Websites und Internetseiten

Eigenlogik der Städte. http://www.stadtforschung.tu-darmstadt.de/eigenlogik_der_staedte/
[Datum des Zugriffs 11.6.2012].

International ambiances network. <http://www.ambiances.net/> [Datum des Zugriffs 21.3.2012].

Sensing the Street – ein Straße in Berlin. Ein künstlerisch-wissenschaftliches Forschungs- und
Ausstellungsprojekt des Instituts für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität zu
Berlin und anderen Beteiligten. www.sensingthestreet.de [Datum des Zugriffs 21.3.2012].

Stadthaus Ulm. <http://www.stadthaus.ulm.de> [Datum des Zugriffs 12.4.2012].

Ulm und Neu-Ulm. <http://www.ulm.de> [Datum des Zugriffs 12.4.2012].

6.2 Abbildungsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Münsterplatz mit Straßennamen (Quelle: http://www.google.de/maps . Bearbeitung: Melanie Keding).....	21
Abb. 2: Eigene Skizze des Münsterplatzes	21
Abb. 3: Blick auf den Münstervorplatz von Norden (mit Stadthaus und nördlichem Platzrand) (Quelle: Melanie Keding).....	22
Abb. 4: Blick vom Münster auf den Münstervorplatz (Quelle: Melanie Keding).....	22
Abb. 5: Blick vom Vorplatz auf das Hauptportal des Münsters (Quelle: Melanie Keding).....	22
Abb. 6: Blick vom Vorplatz in den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)	22
Abb. 7: Blick auf den Münstervorplatz (Quelle: Melanie Keding).....	22
Abb. 8: Blick vom Stadthaus (2. Stock) auf den südlichen Rand des Vorplatzes (Quelle: Melanie Keding).....	22
Abb. 9: Blick auf den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding).....	23
Abb. 10: Blick vom Vorplatz in den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)	23
Abb. 11: Blick vom Vorplatz in den südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)	23
Abb. 12: Geschottertes Karrée am südlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding)	23
Abb. 13: Blick auf den östlichen Bereich des südlichen Münsterplatzes (Quelle: Melanie Keding).....	23
Abb. 14: Bereich hinter dem Münster (Quelle: Melanie Keding).....	23
Abb. 15: Blick vom Bereich hinter dem Münster in den südlichen Münsterplatz (mit Kapelle) (Quelle: Melanie Keding).....	24
Abb. 16: Blick vom Bereich hinter dem Münster auf die östliche Randbebauung (Quelle: Melanie Keding).....	24
Abb. 17: Bereich hinter dem Münster, Spatzen als Spielgeräte (Quelle: Melanie Keding).....	24
Abb. 18: Blick vom Bereich hinter dem Münster in den nördlichen Münsterplatz (Ecke Ladenzeile) (Quelle: Melanie Keding).....	24
Abb. 19: Blick vom Bereich hinter dem Münster in den nördlichen Münsterplatz (mit Ladenzeile und Münster) (Quelle: Melanie Keding).....	24
Abb. 20: Blick vom Bereich hinter dem Münster Richtung nördlicher Münsterplatz: Bereich zwischen Ladenzeile und Münster (Quelle: Melanie Keding).....	24
Abb. 21: Blick vom nördlichen Münsterplatz zur Münsterbauhütte seitlich des Münsters (Quelle: Melanie Keding).....	25
Abb. 22: Blick vom nördlichen Münsterplatz zur Münsterbauhütte am Übergang zum Vorplatz (Quelle: Melanie Keding).....	25
Abb. 23: Blick vom nördlichen Münsterplatz zur Münsterbauhütte am Übergang zum Vorplatz (Quelle: Melanie Keding).....	25
Abb. 24: Blick vom nördlichen Platzrand des Vorplatzes in den nördlichen Münsterplatz (Quelle: Melanie Keding).....	25

Abb. 25: Blick vom Münstervorplatz auf den nördlichen Platzrand (mit Brunnen) (Quelle: Melanie Keding).....	25
Abb. 26: Blick von der Einmündung der Hirschstraße auf den Vorplatz mit Münsterportal (Quelle: Melanie Keding).....	25
Abb. 27: Blick von der Einmündung der Hirschstraße entlang des nördlichen Platzrandes des Vorplatzes (Quelle: Melanie Keding).....	26
Abb. 28: Blick vom Stadthaus auf den Vorplatz mit Weihnachtsmarkt (Quelle: Melanie Keding).....	26
Abb. 29: Münster mit unvollendetem Westturm (Quelle: Rudolf Pfeleiderer: Münsterbuch. Das Ulmer Münster in Vergangenheit und Gegenwart. Ulm 1907, S. 217).....	27
Abb. 30: Münster vor und nach der Vollendung des Westturms (Quelle: Hans Eugen Specker (Hg.): Ulm im 19. Jahrhundert. Aspekte aus dem Leben der Stadt. Zum 100. Jahrestag der Vollendung des Ulmer Münsters. Begleitband zur Ausstellung. Stuttgart 1990, S. 17.).....	28
Abb. 31: Sichtverbindungen Stadthaus Münster (Quelle: Holland/Strassel 1996, S. 75.).....	33
Abb. 32: Titelbild Merian (Quelle: Merian extra. Ulm und Neu-Ulm. Erstverkaufstag 20.11.2006.).....	38
Abb. 33: Screenshot Homepage (Quelle: www.ulm.de).....	38
Abb. 34: Logo Stadthaus (Quelle: http://www.stadthaus.ulm.de).....	38
Abb. 35: Ensemble von Münster und Stadthaus (Quelle: Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010).....	105
Abb. 36: Frontalansicht Stadthaus (mit Brunnen) (Quelle: Interview Gisela Neumann vom 14.5.2010.).....	105
Abb. 37: Münsterportal (Quelle: Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010.)... ..	105
Abb. 38: Treppen, auf denen der Interviewpartner gerne sitzt (Quelle: Interview Schneider vom 13.4.2010.).....	105
Abb. 39: Bodenplatten als Ausdruck dessen, wie langweilig der Interviewpartner den Vorplatz findet (Quelle: Interview Jochen Langohr vom 31.3.2010.).....	105
Abb. 40: Mental Map mit Symbolen (Quelle: Interview Alexander Schneider vom 13.4.2010.).....	108
Abb. 41: Mental Map mit Beschriftungen (Quelle: Interview Udo Karmann vom 25.3.2010.).....	108
Abb. 42: Ein Konzert und seine ZuschauerInnen (Quelle: Melanie Keding)	142
Abb. 43: Eine Radfahrerin wird spontan Zuschauerin einer Demonstration (Quelle: Melanie Keding)	142
Abb. 44: Der geräumte Münsterplatz nach starkem Schneefall (Quelle: Melanie Keding).....	152
Abb. 45 und 46: Jüngere NutzerInnen sitzen auf dem Boden in der Mitte des Platzes Quelle: Melanie Keding).....	156
Abb. 45 und 46: Jüngere NutzerInnen sitzen auf dem Boden in der Mitte des Platzes Quelle: Melanie Keding).....	156
Abb. 47 und 48: Ältere NutzerInnen sitzen auf Stühlen und einer Bank am Platzrand	157
Abb. 47 und 48: Ältere NutzerInnen sitzen auf Stühlen und einer Bank am Platzrand	157

Abb. 49: Mental Map: Vorplatz als Münsterplatz (Quelle: Interview G. Neumann vom 14.5.2010.).....	166
Abb. 50: Mental Map: gesamtes Münsterplatz-Areal als Münsterplatz (Quelle: Interview Jolanda Dittmann vom 12.5.2010.).....	166
Abb. 51: Mental Map: Vorplatz und nördlicher Münsterplatz als Münsterplatz (Quelle: Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010.).....	169
Abb. 52: Mental Map Vorplatz und südlicher Münsterplatz als Münsterplatz (Quelle: Interview Joschua Hermann und Arian Zeltwanger vom 4.5.2010.).....	169
Abb. 53 und 54: Fotografie des Münsters in zwei Bildern (Quelle: Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010.).....	179
Abb. 53 und 54: Fotografie des Münsters in zwei Bildern (Quelle: Interview Maria Scherfel vom 22.3.2010.).....	179
Abb. 55 und 56: Zwei aufeinander folgende Fotografien des Münsters (Quelle: Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010.).....	179
Abb. 55 und 56: Zwei aufeinander folgende Fotografien des Münsters (Quelle: Interview Adem Özdemir vom 20.5.2010.).....	179
Abb. 57: BMX-Fahrer nutzen die Stühle als Hindernisse (Quelle: Melanie Keding).....	188
Abb. 58: Zwei Platz-NutzerInnen sonnen sich an der Wand des Münsters (Quelle: Melanie Keding).....	188
Abb. 59: Zwei Platz-Nutzer sitzen am Stadthaus (Quelle: Melanie Keding).....	189
Abb. 60: Leere Stuhlreihe mit Ausrichtung auf das Münsterportal (Quelle: Melanie Keding).....	191
Abb. 61: Stuhlkreis (Quelle: Melanie Keding).....	191
Abb. 62: Der oder die fehlende Zweite (Quelle: Melanie Keding).....	191
Abb. 63: Fehlende Menschen (Quelle: Melanie Keding).....	191
Abb. 64: Fotografie der Bronzeplatte vor dem Münster (Quelle: Interview Matthias Hochstetter vom 8.6.2010.).....	196
Abb. 65: Gedenktafel für Rafael Blumenstock (Quelle: Kiron Nandi).....	208